Léon Degrelle

DENN DER HASS STIRBT ...

Erinnerungen eines europäischen Kriegsfreiwilligen



Titelfoto: Ullstein-Bild

Aus dem Spanischen übersetzt von Wilfred von Oven

Genehmigte Lizenzausgabe 2006

für

Winkelried-Verlag
Postfach 160233
01288 Dresden
Telefon & Fax: 01212-591270451

www.winkelried-verlag.de

Fordern Sie unseren kostenlosen Verlagsprospekt an!

ISBN 3-938392-06-1

Gedruckt in Deutschland

Inhalt

STATT EINER EINLEITUNG:

Mein Leben auf 8640 Metern Film

Was bin ich noch für die Millionen Deutschen, an deren Seite ich im Zweiten Weltkrieg vier Jahre lang gegen die Sowjets kämpfte? Was sagt ihnen noch mein Name, den die vielen vergangenen Jahre verwischt haben? Léon Degrelle? Man schlägt im Konversationslexikon nach. Ach ja, da steht es: »belgischer Politiker, Gründer der katholisch-faschistischen Rex-Bewegung«. Den hat es also mal gegeben. Ein Belgier. Und gleichzeitig Anhänger Hitlers. Weitere Erklärungen bleiben undeutlich.
An den Ersten Weltkrieg erinnere ich mich, als wäre es erst gestern gewesen: an die brennenden Dörfer von 1914, an das Steckenbleiben im Blut von acht Millionen Toten, an den harten, ja verzweifelten Kampf der letzten deutschen Soldaten, die sich ausgezehrt in ihren schlammverschmierten Knobelbechern an die Hoffnung eines Sieges klammerten, den sie lange für gewiß gehalten hatten.
Über dieses Ende des Ersten Weltkrieges und über die sogenannten »Friedens«-Verträge, die mit ihrer Ungerechtigkeit, mit ihrer Raubgier, mit ihrer Absicht, die besiegten Völker zu versklaven, den Zweiten Weltkrieg mit herbeiführen halfen, habe ich mein dreibändiges Buch *Hitler born at Versailles* (1987) geschrieben.
Nun, 1918 war ich nicht mehr als ein Halbwüchsiger, freilich einer, der damals schon, vielleicht noch kaum

bewußt, den Wunsch hatte, seine Mitmenschen zu gewinnen und zu formen.
Schnell jedoch begriff ich, daß eine solche Entfaltung innerhalb der Völker nur möglich wäre, wenn die politische Macht die Hebung der Moral unterstützte oder doch wenigstens duldete, eine Aufgabe, die heute wichtiger ist denn je.
Aus dieser Erkenntnis wurde der Rexismus (aus den lateinischen Worten *Christus Rex* hergeleitet) geboren, die Bewegung zur geistigen Erneuerung Belgiens. Der Belgier ist von Natur aus ziemlich nüchtern eingestellt, dem Geld, dem guten Leben und groben Späßen zugetan. Ich wollte aus ihm einen Idealisten machen, der mit Hingabe für seine Gemeinschaft arbeitet und sein persönliches Begehren, seine Handlungen, seine Einrichtungen dem allgemeinen Interesse unterordnet.
Diese Reformen würden von einem Volk die Rückkehr zu einer strengen Lebensdisziplin verlangen, zu einer ebensolchen sozialen Gerechtigkeit, der Grundlage für den Frieden innerhalb der Nation, zur Härte und Macht eines von allen geschaffenen und sich für alle einsetzenden Staates. Daher der zugleich demokratische und autoritäre, gesellschaftliche und moralische Charakter des Rexismus, eines Nachbarn, ja fast schon Verwandten anderer Bewegungen wie des Faschismus und der Hitler-Bewegung, die an anderem Ort und nach ihren eigenen Methoden für eine Umwälzung der menschlichen Gewohnheiten und der politischen Grundlagen der Gesellschaft kämpften.
Mit weniger als dreißig Jahren sah ich mich so in das große Abenteuer verstrickt, mit dem das zwanzigste Jahrhundert von Grund auf und vollständig umgekrempelt werden sollte.

Für meine (insgesamt 2000) Versammlungen und Publikationen (die Halbmonatsschrift *Rex* hatte eine Auflage von mehr als 350 000) konnte ich schnell beträchtliche Massen gewinnen und so in den parlamentarischen Bereich eindringen. Ich war an die Schalthebel der Macht gelangt und wollte meine künftigen Partner in Europa kennenlernen. So war ich schon lange vor dem Zweiten Weltkrieg mit den Männern in Berührung gekommen, die im Brennpunkt des Zeitgeschehens standen: mit Mussolini, kraftstrotzend wie ein wiederauferstandener Trajan, mit Marschall Pétain, dessen edler Kopf sich so gut auf den Briefmarken machte, mit Churchill, mit Hitler schließlich, dessen Blick mich traf wie der Blitz, der den Himmel zerreißt.
Was war binnen wenigen Jahren das Schicksal dieser großen Männer.
Mussolini wurde am Gerüst einer Tankstelle in Mailand mit dem Kopf nach unten aufgehängt. Pétain starb als fast hundertjähriger Gefangener auf einer im Atlantik verlorenen Insel. Und Churchill, der unerschrockene Kämpfer, hatte, obwohl einer der großen Sieger des Völkerringens, den Niedergang des einst so stolzen British Empire nicht verhindern können.
Ich habe aber vor allem die Zusammenführung der deutschen Stämme unter der Ägide Hitlers erlebt, seine wirtschaftlich-soziale Revolution im Frieden, seine erstaunlichen Kriegsanstrengungen und schließlich seine Vernichtung. In irgendeinem Granattrichter auf dem Boden der Reichskanzlei wurde alles, was von seiner leiblichen Hülle geblieben war, ein paar hundert Gramm Asche, vom Winde verweht …
Ich selbst wurde wie alle Volksführer jener Zeit von diesem Weltsturm emporgetragen.

Am 22. Juni 1941 hatte der Krieg gegen die Sowjetunion begonnen. Millionen Menschen bot sich an der Ostfront, im Kampf gegen den Kommunismus, die Gelegenheit, im Opfer brüderlich vereint Europa zu schaffen, ohne daß die verschiedenen Nationen darauf hätten verzichten müssen, ihren eigenen Weg zu gehen.
Ich setzte daher an der Seite der bewunderungswürdigen Jugend des Reiches zusammen mit 600 000 anderen nichtdeutschen europäischen Freiwilligen mein Leben an der Ostfront ein. Unter Kämpfen, Strapazen und Verwundungen wurde ich Kommandeur einer Division der Waffen-SS, der 28. SS-Division *Wallonien*. Auf dem Weg dahin erhielt ich das goldene Verwundetenabzeichen (für fünf Verwundungen), die Nahkampfspange in Gold und das Eichenlaub zum Ritterkreuz.

Ich hatte Gelegenheit, das Handeln der Großen dieses Jahrhunderts zu beobachten. Doch habe ich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs lange gewartet, ehe ich mich entschloß, meinen Beitrag zur zeitgeschichtlichen Memoirenliteratur zu leisten. Allzuschnell schienen mir allzu viele zur Feder zu greifen, um der Mit- und vielleicht sogar Nachwelt ihre persönliche Version des Geschehens zu präsentieren. Zu große Nähe zu Ereignissen von historischer Bedeutung trübt den Blick, verleitet zu allzu subjektivem Urteil. Ich habe daher mit meinen Erklärungen abgewartet. Wovon ich jahrelang geträumt hatte, war die Gelegenheit zu einer großen Debatte mit Andersdenkenden, um unser Erleben richtig abzuwägen. Ich wäre gern,

wie früher so oft in unzähligen Versammlungen, politischen Widersachern entgegengetreten, die guten Glaubens kennenlernen und verstehen wollten, oder auch verhetzten Dummköpfen, die die Tatsachen verdrehten, um mit ihnen zu diskutieren und sie nach Möglichkeit zu überzeugen.
Ich wartete ab. Früher oder später, so hoffte ich jedenfalls, würde sich die Gelegenheit ergeben, meine Autobiografie aufzuzeichnen. Diese Gelegenheit präsentierte sich eines schönen Morgens in der Gestalt des Leiters der berühmten Sendung *Dossiers Noirs* (Schwarze Akten) des Französischen Fernsehens, Jean-Michel Charlier. Seine Filmreportagen über Stavisky, Tschombé, Al Capone, Menachem Beghin, über die Ermordung Kennedys und Martin Luther Kings, die Überspanntheiten des Pressemagnaten Hearst oder des vielfachen Millionärs Howard Hughes und kürzlich erst die Serie über das Schlüsselproblem Erdöl sind mit beachtlichem Erfolg über die wichtigsten Fernsehsender der Welt gelaufen. Eine Anzahl von ihnen wurde sofort mit ebenso nachhaltigem Erfolg in Buchform herausgegeben.
Kannte mich Herr Charlier überhaupt? Kaum. Und diese erste Begegnung lag mehr als ein halbes Jahrhundert zurück.
Er selbst hat mit Vergnügen die Umstände geschildert, unter denen er – damals fast noch ein Kind – mich kennenlernte:
»1937 nahm mich«, schreibt er, »der ich damals 12 Jahre alt war, ein Onkel zu einer der großen Versammlungen des Chefs der Rex-Bewegung unter freiem Himmel in Lüttich mit. Von einer unübersehbaren Menschenmenge in ständiger Bewegung geradezu ertränkt, konnte ich von ihm nicht viel mehr erkennen als eine entfernte, gestikulierende Silhouette, ganz oben auf einer monumentalen Tribüne,

umgeben von Besenträgern, die dazu bestimmt waren, den Dreck Belgiens wegzukehren, wie der Redner dann im Verlauf von zwei guten Stunden erläuterte.
Ich habe von dieser ersten Begegnung mit Degrelle nichts als eine undeutliche, aber trotzdem sehr gegenwärtige Erinnerung an eine schneidend metallische Stimme von sarkastischem Tonfall, die mit der Gewalt eines Wildwassers begann und manchmal zu Schreien anschwoll, die die Lautsprecher wie Streiche vom Schlagbecken eines Orchesters erklingen ließen. Eine Stimme, die eine ekstatische und elektrisierte Menge wallen und zittern ließ, die er bald in Schach hielt, bald brüllen ließ wie einen brausenden Fluß, und der er Lachstürme oder nicht enden wollende Kundgebungen überschäumenden Beifalls zu entreißen verstand.
Lange Zeit danach hat mir übrigens Robert Poulet, der einer Vorliebe für Léon Degrelle kaum verdächtigt werden kann, gesagt, er habe im Lauf seiner langen Tätigkeit als Journalist Gelegenheit gehabt, die größten Volkstribunen des zwanzigsten Jahrhunderts zu hören: Jaurès, Gründer der *Humanité,* Briand, Goebbels, Blum und viele andere, daß ihn aber keiner so stark beeindruckt habe wie Degrelle, und daß keiner ihm an Anziehungs-, Überzeugungs- und Verführungskraft gegenüber den Massen gleichkam, mit Ausnahme vielleicht nur von Hitler.
Vierzig Jahre vergingen, die derartig mit Ereignissen überladen waren, daß ich Léon Degrelle vergaß.« (J.-M. Charlier: *Léon Degrelle persiste et signe,* S. 6)
Ich selbst kannte Charlier nur vom Hörensagen. Für mich war er einer jener Machthaber, die die öffentliche Meinung von der Höhe einer Kanzel aus beherrschten, wie sie das moderne Fernsehen darstellt.

Die französische Wochenschrift *Minute* hatte in einem Interview mit M. Charlier erklärt, es sei nicht ausgeschlossen, daß dieser eines Tages meine Biografie in direkter Aufnahme für das Fernsehen bringen werde.
Den Anfang dieses Abenteuers hat Charlier humorvoll so geschildert: »Im Verlauf einer Pressekonferenz fragte mich jemand plötzlich geradeheraus: Haben Sie jemals daran gedacht, eine Ihrer Schwarzen Akten Léon Degrelle zu widmen? Meine Antwort erfolgte spontan: Eine Akte über Degrelle? Das wäre wie Dynamit!
Gewiß, es war verlockend, und ich hatte wiederholt mit dem Gedanken gespielt, eine Schwarze Akte auch demjenigen zu widmen, den Hitler sich als Sohn gewünscht hätte. Er war das Urbild der Gestalten, die ich in meinen Sendungen zu beschreiben pflegte. Als Handelnder oder Augenzeuge hatte er beachtliche Ereignisse miterlebt. Er war einer der ganze wenigen, wenn nicht sogar der einzige der Überlebenden des Nazismus, der bereit sein würde, mit aller Offenheit über seine Verbindungen zu Hitler, Mussolini und so vielen anderen öffentlich zu sprechen, ohne irgend etwas von seinen früheren Beziehungen zu verleugnen. Sein Zeugnis könnte das wichtigste bei dem Versuch sein, jenen Massentaumel zu verstehen oder doch zu erklären, der mit dem europäischen Kreuzzug gegen den Bolschewismus von 1941 Zehntausende junger Europäer aus allen Breiten, von jeder Nationalität und aus allen sozialen Schichten zusammenführte, ebenso wie das merkwürdige Phänomen, das von dem Geist so vieler Intellektueller, so vieler Christen, so vieler Deutschenfeinde so weit Besitz ergriff, daß sie sich den nationalsozialistischen Lehren und den Idealen der SS bedingungslos hingaben, was auch die Aufopferung ihrer Leben einschloß.

Welche Vorbehalte ich auch persönlich von vornherein machte, war ich doch zu verschiedenen Malen der Möglichkeit nähergetreten, aus Léon Degrelle eine Persönlichkeit meiner Schwarzen Akten zu machen.« (A. a. O., S. 7)
Während die Presse sich weiter mit diesem Projekt befaßte, ergab sich für mich schließlich die Gelegenheit einer Gegenüberstellung auf Biegen oder Brechen. Ich rang mir den folgenden Brief ab, den ich sofort persönlich M. Charlier – keinem Freund – übermittelte:
»Ich habe in *Minute* gelesen, daß eine Ihrer nächsten *Schwarzen Akten* Degrelle gewidmet sein soll.
Die Unterlagen, die Sie über ihn besitzen, sollen Dynamit sein, wurde hinzugefügt. Das ist gut möglich.
Nun ergibt es sich, daß dieser Degrelle, die Hoffnung vieler enttäuschend, noch nicht ganz tot ist.
Die Annahme ist daher nicht abwegig, daß ein direkter Kontakt mit ihm Ihren Akten etwas Pikantes, ja Unerhörtes hinzufügen könnte. Da ich selbst dieser Léon Degrelle bin, teile ich Ihnen mit, daß ich Ihnen ohne Tricks und ohne Bedingungen zur Verfügung stehe. Einen Teil des Jahres (im Winter) lebe ich in Madrid und während des Sommers an der Costa del Sol in der Nähe von Marbella. Dort ist es schön, und wenn ich Sie enttäusche, wird die Landschaft das bestimmt nicht tun.
Im Grunde habe ich keine Ahnung, in welchem Sinn Sie die Durchführung Ihrer Arbeit verstehen. Vielleicht wollen Sie mich nur ganz einfach und ohne Umstände fertigmachen, was mich übrigens keineswegs stört, ja mir sogar oft ganz gut bekommt. Ich habe mich in den dreißig Jahren, die das nun schon so geht, daran gewöhnt.

Aber selbst wenn Sie mir an den Kragen gehen wollten, wäre doch dafür der direkte Weg der durchschlagendste.
Ich schreibe Ihnen jedenfalls nicht, um Ihnen irgendwelche Anweisungen zu geben, wie Sie Ihr Dossier machen sollten. Ich bin ganz einfach da; ich möchte nicht, daß man hinterher sagt: Der gute Mann ist verschwunden mit Haut und Haar und Hab und Gut (dieses letztere freilich schon!), und wir können nichts dafür, wenn sich bestimmte Behauptungen als unrichtig herausstellen. Ich bin da, noch immer quicklebendig, zu jeder kraftvollen Geste gern bereit und mit hartem Gebiß, wovon Sie sich überzeugen können, wenn Sie das wünschen, um mich anzuhören, mich zu verteidigen oder mich zu zerschmettern, wie es Ihnen beliebt.
Mir kann der Besuch eines echt schöpferischen Menschen, wie Sie es sind, nur Freude machen, sei es ein Freund oder Feind.

A sus ordenes!, wie man in Spanien sagt. Ich stehe Ihnen zur Verfügung.
Mit freundlichen Grüßen

Léon Degrelle«.

Als der Direktor der *Schwarzen Akten* mein Brieflein bekommen hatte, fühlte er sich einigermaßen unbehaglich. Tatsächlich hatte Charlier mit seinen Chefs im französischen Fernsehen niemals ernstlich über ein solches Projekt gesprochen. Würden sie es empört zurückweisen?
Nachdem sie meinen Brief gelesen hatten, stießen sie, oh Wunder! – kein entsetztes »Nein« aus. Sie meinten, daß kommerziell und sogar historisch die Sache für ihre Sendekette interessant sein könnte.

Sie entschlossen sich, ihren Starreporter Jean-Michel Charlier auf jeden Fall nach Spanien zu schicken, um dort das Gelände zu sondieren und sich das Monstrum, das ich wohl sein mußte, einmal näher anzusehen.
Ein Treffen wurde vereinbart.
Ich sehe Jean-Michel Charlier noch heute, wie er kurz nach vier Uhr vor meinem Portal ankam, die Gesichtsfarbe wie eine Puppe und den Bauch wie auf einem Tragstuhl mit zwei kurzen Beinen majestätisch gelagert. Sein Blick war lebhaft, fast spitzbübisch. Seine Frau begleitete ihn: bezaubernd, fein, heiter. Sie allein schon wäre es wert gewesen, mich von ihrem Mann auf den Fernsehbildschirmen fertigmachen zu lassen.
Da standen wir uns also Auge in Auge gegenüber. Charlier selbst hat dieses erste Beisammensein, das er über eine ganze Woche ausdehnen sollte, so beschrieben:
»Ich kam in Madrid an. Der ehemalige Rex-Führer erwartete mich auf dem Bürgersteig vor dem Haus, in dem er unter einem angenommenen Namen lebte. Schlank, nervös, freundlich und sehr gelassen, wirkte er wie ein Fünfzigjähriger, obwohl er schon weit über zwanzig Jahre mehr zählte. Er begleitete mich in seine Stockwerkwohnung mit Terrasse, von der aus ganz Madrid zu übersehen ist. Überall wunderbare Möbel, Gemälde und andere Kunstgegenstände, wertvolle Antiquitäten und persönliche Erinnerungen des Politikers und Soldaten, die wallonischen Wappen mit dem Andreas-Kreuz und den gekreuzten Stäben Burgunds, deutsche Kriegsauszeichnungen, unter ihnen auf besonderem Platz das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes mit Eichenlaub.
Acht Tage lang habe ich ihm zugehört und ihn befragt, ohne müde zu werden, und stets darauf bedacht, mich

nicht von seinem erstaunlichen persönlichen Magnetismus und seiner unbestreitbaren Überzeugungskraft gefangennehmen zu lassen. Die Wahrheit verlangt es, zuzugeben, daß er nicht nur keiner meiner Fragen, auch nicht den unbequemsten, auswich, sondern daß er sie Punkt für Punkt gründlich und mit größtem Freimut beantwortete.

Wir haben über alles gesprochen, auch über die dunkelsten Aspekte des Nazismus: die Invasion des Westens, den deutsch-sowjetischen Pakt und dann seine Kündigung, die Judenverfolgungen, die Konzentrationslager, die Repressalien, die Geiselnahmen, die Erschießungen, die Vernichtungslager in der UdSSR, die Terror-Bombardements, die Vernichtungsschläge der V1 und V2 auf London und Antwerpen, über Dachau, Buchenwald und Auschwitz, über die Ursachen des deutschen Zusammenbruches, über die Persönlichkeit Hitlers und der großen deutschen Heerführer.

Auf die Gefahr hin, mir den Bannstrahl jener Unversöhnlichen zuzuziehen, für die ein Deutscher nie etwas anderes als ein sale Boche sein wird, und für die ein Kollaborateur etwas ganz Gemeines und Hassenswertes ist, was auch seine Motivationen gewesen sein mögen, kurz, im Hinblick auf diese widerspenstigen Geister, die kollektiv, summarisch und unwiderruflich alle diejenigen verurteilen, die das unverzeihliche Verbrechen begangen haben, nicht so wie sie zu denken, fühle ich mich gezwungen, mit Redlichkeit und Wahrheitsliebe zu sagen, daß ich eine Woche lang einen harten, sicheren Gesprächspartner vor mir hatte, der es stolz ablehnte, dem Gegner irgendwelche Zugeständnisse zu machen, und den ein unerschütterlicher Glaube, eine so felsenfeste Überzeugung von der Gerech-

tigkeit seiner Sache und eine so vollständige Ehrlichkeit beseelten, daß sie einem auf jeden Fall Respekt abnötigten. Ich unterrichtete ihn von vornherein, daß ein etwaiges Zustandekommen der Sendung nur unter der *conditio sine qua non* möglich sein würde, daß alle diejenigen, die er beschuldigte, und alle diejenigen, die ich zur Aufrechterhaltung einer strikten Unparteilichkeit in der Unterrichtung des Fernsehpublikums für unerläßlich hielte, an der Sendung beteiligt würden. Er unterschrieb nicht nur diese Klausel, ohne zu zögern, sondern er verlangte sogar selbst, daß ich auch diejenigen interviewte, die er für seine schlimmsten Feinde hielt«. (A. a. O., S. 11 f.)

Mein Widersacher J.-M. Charlier zeigte sich stets fest entschlossen, nie von dem Imperativ abzuweichen, der all seine Sendungen beherrscht: der Objektivität.

»Mein einziger Vorsatz«, so hat er mit allem Nachdruck versichert, »ist immer der gewesen, diesen oder jenen ›historischen Augenblick‹ festzuhalten, ein Schlüsseldokument, eine wesentliche Aussage für den zukünftigen Geschichtsschreiber zu bewahren, dem Publikum Ereignisse vorzuführen, die Gefahr laufen, daß man sich nie eine persönliche Meinung über sie bilden kann, weil die Handelnden und damit ihr Augenzeugnis darüber eines Tages verschwunden sind.

Im Fall von Léon Degrelle habe ich nichts anderes gewollt, als ein Zeuge seiner Zeit zu sein, ganz einfach Auge und Ohr, die aufnehmen und zusammenstellen.« (A. a. O., S. 6)

Nach Beendigung seines langen Verhörs packte der Leiter der *Schwarzen Akten* seine sieben Sachen und kehrte nach Paris zurück.

Die großen Herren des französischen Fernsehens gaben

ebenso wie diejenigen eines Dutzends ausländischer Fernsehkanäle, die sich an dem Vorhaben beteiligt hatten, ihr definitives Einverständnis zu dieser Sendung und ihrer Finanzierung, nachdem sie sich Charliers Bericht ausführlich angehört hatten. Dieser erschien also ein paar Wochen später erneut in Madrid mit einer Gruppe von Technikern und mit einer Ausrüstung, die einen ganzen Lastwagen füllte.

Ich hatte einen harten Kampf zu bestehen, Jean-Michel Charlier beherrscht sein Metier. Er würde mich in die Zange nehmen, korrekt, aber gnadenlos, eine ganze Woche lang, seine Mikrophone und Kameras mir geradezu unter die Nase geklebt.

Es gab keine Möglichkeit, sich an Aufzeichnungen zu halten. Es gab keine freie Minute, um sich die Formulierung einer besonders wichtigen Erklärung zu überlegen.

Meine so nach dem Leben entstandene Autobiografie würde – wie man an diesem Buch sieht – etwa einhundert Seiten umfassen!

Ich habe das nicht in sieben Tagen geschafft, wie Charlier schreibt, sondern in fünfeinhalb Tagen, denn der erste, ein Montag, wurde allein dazu benötigt, das gewaltige Aufnahmematerial durch den Zoll zu bringen; und am nächsten Sonnabend waren wir pünktlich zu Mittag fertig. Sein ganzes Leben in viereinhalb Tagen zu erzählen, ist fast wie die Austragung einer Wette, vor allem, wenn man es vor den unerbittlichen Augen und Ohren der Aufnahmegeräte tun muß, die sich kein verkehrtes Wort entgehen lassen.

»Während einer Woche«, so hat Jean-Michel Charlier sozusagen mit der Stoppuhr in der Hand berichtet, »hat Léon Degrelle acht Stunden täglich in Madrid und San

Sebastian sein Leben und seine Laufbahn vor meinen Kameras wortwörtlich noch einmal erlebt, seine Versammlungen erneut geleitet, seine Kämpfe geführt, seine Reden gehalten, mit einer Intensität, einer Leidenschaft, einer Überzeugung, daß die Anstrengung für diesen großen Krieger mit seinen schweren Verwundungen manchmal bis ans Ende seiner Kräfte ging. Aber am nächsten Morgen, wenn die Müdigkeit der Nacht überwunden war, traf ich ihn munterer und aufgeschlossener als je zuvor. Ich nahm so 72 Büchsen mit je 120 Metern Film, insgesamt also 8640 Meter, auf, das sind zwölf Stunden Spieldauer, und beinahe zwanzig Stunden Tonband.« (A. a. O., S. 14)

Dergestalt mit Munition ausgestattet, trat J.-M. Charlier ein zweites Mal die Rückreise nach Frankreich an. Er war beladen wie ein Hedschas-Kamel mit 72 Büchsen Aufnahmen auf dem Höcker. Zu Hause angelangt, wollte er zunächst einmal feststellen, ob meine gefilmten Ausführungen auch kein Schwindel seien.

Charlier, der die menschliche Art von Grund auf kennt, machte sich an eine lange Arbeit des Recherchierens.

Vor allem wollte er ganz genau wissen – und das war ja durchaus natürlich – ob ich ein »Kriegsverbrecher« war, der sich, an die Schwingen des Erzengels geheftet, gerettet hatte, oder ob es durch einen ungewöhnlichen Zufall auf unserem Planeten einen »Nazi« geben könnte, dessen Gewissen nicht so schwarz wäre wie eine Tonne westfälischer Kohle.

Dies ist die gewissenhafte Auslese, die der Direktor der *Schwarzen Akten* aus denjenigen machte, die er sich Blatt für Blatt vorlegen ließ:

»Meine erste Sorge«, so führte Charlier dazu im einzelnen aus, »war, das bestätigt zu erhalten, was Degrelle mir hoch

und heilig versichert hatte, nämlich daß er seines Wissens nie als Kriegsverbrecher gesucht oder verurteilt, ja nicht einmal als solcher verfolgt worden sei.
Ich ließ mir Einblick in die offiziellen Listen geben, die von den Alliierten, den Deutschen, den Israelis und vor allem den Sowjets aufgestellt worden waren, da Degrelle von 1941 bis 1945 praktisch ununterbrochen an der Ostfront gekämpft hatte. Ich sah ebenso die von Nazijäger Simon Wiesenthal aufgestellten Listen durch, in denen alle Nazis aufgezählt sind, die für Verbrechen gegen die Menschheit verantwortlich sind. Der Name Degrelle steht in keiner einzigen solchen Liste. Der ehemalige Justizminister der belgischen Exilregierung in London, Antoine Delfosse, sollte mir übrigens später vor der Kamera bestätigen, daß Degrelle niemals ein ›Kriegsverbrecher im Sinn von Nürnberg‹ gewesen ist. Die Begründung seines Todesurteils enthält außerdem in bezug auf ihn keinerlei Beschuldigung, Kriegsverbrechen begangen, das heißt, sich irgendwie an irgendwelchen Repressalien beteiligt zu haben.
Wäre es anders gewesen, hätte ich sofort von jedem diesbezüglichen Fernsehprojekt Abstand genommen. Aber Léon Degrelle ist nur deswegen zum Tode verurteilt worden, weil er gegen Belgiens Verbündete mit der Waffe in der Hand gekämpft und zu diesem Zweck eine Armee aufgestellt hat.« (A.a.O., S. 13)
Diese sogenannten ›Verbündeten Belgiens‹ waren – wie ich mit Vergnügen feststellte – im Augenblick des Einmarsches in die UdSSR die Sowjets. Schöne Verbündete! Sie hatten gerade einen Monat zuvor, im Mai 1941, die diplomatischen Beziehungen zu Belgien abgebrochen und seinen Botschafter in Moskau mit seinem gesamten diplomatischen Personal und Familienangehörigen ausgewiesen,

einschließlich der Frauen, Schwiegermütter, Kinder und Säuglinge mit Schnuller!
Weil sie von 1941 bis 1945 gegen Stalin gekämpft hatten, der für den Hinauswurf des belgischen Borschafters verantwortlich war, wurden Tausende von überlebenden Flamen und Wallonen der Ostfront nach dem Mai 1945 in Belgien zu Hunderten von Jahren Gefängnis verurteilt. Mich selbst traf aus gleichem Grund ein Todesurteil.
Unter meinen Gegnern, die ich Charlier namhaft gemacht hatte, wählte er einige zu persönlichen Interviews aus, die einem Vernehmungsoffizier des Deuxième Bureau (französische Spionageabwehr) Ehre gemacht hätten. Die Liste, die er aufgestellt hatte, erstreckte sich über zwei lange Seiten. Man begegnet dort vor allem dem ehemaligen Adjutanten König Leopolds III., dem Obersten Baron van Cauwenberg, zwei ehemaligen Ministerpräsidenten, de Schryver und Van Acker, und dem bereits erwähnten ehemaligen Justizminister Delfosse. Sie enthielt auch die Namen besonders notorischer Widerständler wie Baron Rielandt, Direktor der Nachrichtenagentur Belga, des sozialistischen Journalisten Francotte, des Barons de Lovingfosse und des Richters Melot, die beide mich hatten entführen wollen, der eine 1945 in San Sebastian, der andere zwanzig Jahre später in meinem Unterschlupf in der Nähe von Sevilla.
J.-M. Charlier hat enthüllt, wie er das Zeugnis meines blutrünstigsten Feindes einholte, des Hauptverantwortlichen für die Ermordung von einundzwanzig Kameraden, mit denen ich das Gefängnis geteilt hatte. Sie wurden nach Beginn des Frankreichfeldzuges, am 21. Mai 1940, in der Nähe des Musikpavillons der französischen Stadt Abbeville in schrecklicher Weise abgeschlachtet.

Es heißt dazu bei Charlier:
»Da ich meine Sendung mit allen nur denkbaren Garantien ausstatten und ihre strenge Objektivität sichern wollte, traf ich auch bei mehreren Besuchen in Paris und dann in Brüssel den Mann, den Léon Degrelle für seinen schlimmsten Feind hält, den ehemaligen Staatsanwalt des Kassationshofes, Ganshof van der Meersch, einen der höchsten Richter Belgiens und des Europäischen Gerichtshofes in Straßburg. Als militärischer General-Auditor im Jahre 1940 war er es, der zusammen mit dem damaligen Justizminister die Liste der Verdächtigen aufstellte, die im Morgengrauen des 10. Mai verhaftet wurden. Degrelle, aber auch der Führer der flämischen Nationalisten, Joris van Severen, befanden sich unter den Unglücklichen, die einige Tage später der französischen Sécurité (Sicherheitspolizei) ausgeliefert wurden, und von denen einundzwanzig dem Massaker von Abbeville zum Opfer fielen. Er war es auch, der bei der Befreiung die Tätigkeit der Tribunale und Militärgerichtshöfe organisierte und überwachte, deren Aufgabe es war, die Unterdrückung des belgischen Widerstandes zu verfolgen.
Erst nach diesen langen Untersuchungen, Vorbereitungen und Dokumentationen, ergänzt durch die Lektüre von fast allem, was dazu geschrieben worden war, begann ich mit den Dreharbeiten für meine beiden Sendungen.« (A.a.O., S. 14)
Die Montagearbeiten in den Laboratorien nahmen fünf lange Monate in Anspruch. Als der Film schließlich in Bild und Ton fertiggestellt war, wurde er dem Areopag der französischen Fernsehgewaltigen vorgeführt, zu denen vor allem Maurice Caseneuve gehörte, der Direktor von R.F.3, der großen Station, die die Sendung in Auftrag

gegeben hatte, ferner M. Dégliame-Fouchet, ehemaliger Hochkommissar in der französischen Besatzungszone Deutschlands und Verantwortlicher für die Dokumentarsendungen von R. F. 3, und Mme. Michèle Rebel, Star der sogenannten Freifranzösischen Streitkräfte in England.
Auf meinen eigenen Vorschlag wurde der Film sodann in meinem Heimatland Belgien besonders pingeligen Gutachtern, unter denen die gehässigsten Widersacher überwogen, zur Beurteilung vorgeführt. Bei verschiedenen Vorausvorführungen kamen Hunderte von Zensoren zusammen, unter ihnen – wie Charlier berichtet – »... mehrere spezialisierte Rechtsanwälte, der Präsident der Liga für Menschenrechte, ein Mitglied des Kabinetts Tindemans, hohe jüdische Persönlichkeiten, Männer der Linken, sehr namhafte Journalisten und vor allem die Mitglieder der europäischen Pressevereinigung, zahlreiche Widerständler wie der General Henri Bernard, Ehrenpräsident des Aktionskomitées der belgischen Streitkräfte Großbritanniens, wie sich der Nationalverband ehemaliger Kriegsteilnehmer der Brigade Piron jetzt nennt, Agenten, die per Fallschirm abgesetzt wurden, und Vertreter einer ganzen Reihe anderer patriotischer Verbände Belgiens.
Wenn auch sicherlich viele dieser Zuschauer ihre Einstellung zu Léon Degrelle nicht geändert haben, so anerkannten doch alle einmütig die Unparteilichkeit und absolute Objektivität meiner Arbeit.
Genau dasselbe passierte auch in Frankreich, wo fast 300 Persönlichkeiten die erste meiner beiden Sendungen bei mehreren privaten Vorführungen sahen und hörten. Unter dem Publikum befanden sich Parlamentarier, zahlreiche jüdische Freunde, Widerstandskämpfer, Journalisten und

Schriftsteller der Linken, ja der extremen Linken.« (A.a.O., S. 15)

Es ist einfach grotesk, daß nach diesen Monaten intensiver Prüfung durch so viele Gegner die vierhundert Seiten meiner vom Direktor der *Schwarzen Akten* so sorgfältig ausgewählten Aussagen in jenen versiegelten Särgen des französischen Fernsehens landeten, die dazu bestimmt sind, daß Ihr Inhalt vergessen wird!

Dabei war alles schon in Ordnung gewesen.

J.-M. Charlier hat diesen plötzlichen Streich mit gemischten Gefühlen dargestellt:

»F.R.3 hatte die beiden Folgen bereits aufs Programm gesetzt, und verschiedene Zeitungen hatten ihre Reporter nach Spanien geschickt, um Interviews mit Degrelle zu bekommen, die sie als Auftakt zu der Premiere veröffentlichen wollten, als sich die Sendekette plötzlich entschloß, die Ausstrahlung auf unbestimmte Zeit zu verschieben.

Es handelte sich jedoch um eine Arbeit, zu der ich ausdrücklich durch Vertrag verpflichtet worden war und die die Sendekette ganz und gar finanziert hatte, in vollständiger Kenntnis des Themas und obwohl ich sie zu wiederholten Malen darauf hingweisen hatte, daß die Angelegenheit nicht ohne Risiko sei. Mein Selbsterhaltungstrieb hatte mich sorgfältig darauf achten lassen, die Gesellschaft genau auf dem laufenden zu halten über jede Phase meiner Vorbereitungen, über die Dreharbeiten und die Montage sowie über den Inhalt der Interviews, die ich mit den ausfindig gemachten Gesprächspartnern geführt hatte. Im übrigen äußerte auch keiner der Verantwortlichen von F.R.3 irgendwann auch nur die geringste Kritik oder ließ irgendwelche Zurückhaltung über das Ergebnis meiner Arbeit erkennen. Mehr noch, meine Sendungen wurden

ans Ausland verkauft und dort gezeigt, im kanadischen Fernsehen sogar zweimal.
Das Groteske dabei war noch, daß die Sendekette ihre Entscheidung an demselben Tage traf, als mir die Zeitschrift *Télépoche* einen großen Preis für meine Serie *Dossiers Noirs* verlieh.« (A. a. O., S. 17)
Das war kaum glaublich! Das französische Fernsehen hatte für diese Arbeit bereits 100 Millionen Franc bezahlt. Jeder offiziell Verantwortliche hatte der entgültigen Fassung seine Genehmigung erteilt. Und dann wurde plötzlich durch einen einfachen Ministerialerlaß alles umgeworfen. Ohne jede Erklärung wurden durch einen Ukas der französischen Regierung die Sendung mit mir in den tiefsten Keller und die runde Summe von 100 Millionen Franc in die Seine geworfen!
Ich hielt also nun meine Autobiografie zur freien Verfügung in den Händen.
Das war tatsächlich gar nicht so schlecht. Mit einer intellektuellen Courage, wie sie in diesem Zeitalter der allgemeinen Feigheit selten geworden ist, zögerte Charlier als legaler Eigentümer der 72 Filmtrommeln nicht, mir die Veröffentlichung der gesamten schriftlichen Fassung der Reportage in vollem Umfang zu gestatten. Sie wurde damit von zahlreichen Fesseln befreit, die ihr die Gesellschafter angelegt hatten. Charlier hat freimütig zugegeben:
»Ich hatte wiederholt Neuaufnahmen von Erklärungen Degrelles zu den Ereignissen gemacht, die gemäßigter und besser abgewogen waren, und diese Texte im Einverständnis mit dem Interessierten für meine Montage verwendet. Ich hatte ebenso die von Degrelle ausgesprochenen Zweifel an dem Vorhandensein von Gaskammern und gewisse seiner Äußerungen über das Judenproblem aus dem Film

herausgelassen. Da er seinerzeit an diesen Grausamkeiten weder direkt noch indirekt beteiligt war, gehörten seine späteren Ansichten zu diesem Thema nicht in den Rahmen seiner politischen und militärischen Betätigung in den dreißiger und vierziger Jahren.
Schließlich habe ich auch einige seiner Ansichten zu geistlichen Themen den Hörern verschwiegen, da diese von Erörterungen religiöser Art hätten verletzt werden können.« (A. a. O., S. 19)
Vor allem aber hatte die Begrenzung des Interviews auf drei Stunden unter den Zwängen des Fernsehens Charlier nicht erlaubt, mehr als ein Siebtel der Aufnahmen zu verwerten. In ihrer Gesamtheit wiederhergestellt könnten meine Erklärungen nur noch durchschlagender wirken. Zu meiner Buchausgabe bemerkt Charlier:
»Dieser Band enthält das Rohmaterial der Interviews, so wie es mir auf gut Glück in Beantwortung meiner Fragen geliefert und wie es nach den von mir aufgenommenen Tonbändern niedergeschrieben wurde. Degrelle hat sich darauf beschränkt, dieses klingende Konzept ein wenig zurechtzumachen. Es handelt sich also um ein authentisches, vollständiges und nach dem Leben aufgenommenes Dokument.« (Ebd.)
Daß die offiziellen Zensoren und Charlier selbst über eine ganze Reihe von Punkten mit mir nicht einer Meinung waren, ist nur natürlich. Meine von Charlier aufgenommenen Ausführungen hatten einen ganzen Steilhang von Vorurteilen zu überwinden. Die Brühe von Haß aus dem Zweiten Weltkrieg wird bis heute immer wieder aufgerührt. Unsere Zeit ist intellektuell mit gewaltigen Zweifeln belastet gewesen. Viele sind heute noch nicht behoben.
Das Denken vieler Europäer war anfangs der vierziger

Jahre noch von dem engen Nationalismus und dem alten Imperialismus geprägt, wie sie in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts von den Führungsschichten der verschiedenen Staaten vertreten wurden.
England wollte noch immer Kalkutta und Hongkong beherrschen, Frankreich Marokko und Madagaskar, die USA den Norden Mexikos, Hawai und die Jungferninseln. Die Holländer schlurften 1940 noch immer mit ihren plumpen Holzschuhen über die 13677 Inseln Indonesiens. Und selbst das kleine Belgien, das mit seinen 30 000 Quadratkilometern wie der Frosch in der Fabel wirkt, hatte den achtzigmal so großen Kongo-Elefanten verschlingen wollen.
Deutschland hatte sich 1940 kaum aus dem Würgegriff des Versailler Vertrages lösen können. Die Masse der deutschen Jugend jener Zeit hatte – schon aus Mangel an ausländischer Währung – nie über die Tannen des Schwarzwaldes und die Weinstöcke der Mosel hinausgelangen können.
Erst von der Höhe ihrer Panzer aus erkannten die jungen Burschen des Dritten Reiches 1940 und 1941 in Dänemark und Norwegen, in Holland, Belgien und Frankreich, in Mitteleuropa und auf dem Balkan, wie weit Europa war, daß es eine Einheit bildete, daß es nur darauf ankam, die einander befruchtenden Eigenschaften seiner Völker, die allesamt der gleichen Rasse angehörten, ob ihre Menschen nun aus Calais oder Berlin, aus Riga oder der deutschen Wolga-Republik der UdSSR kamen, zu gemeinsamem Nutzen zu verbinden.
Hitler selbst war zunächst nichts weiter als ein Großdeutscher und wurde erst später ein Großgermane. Der latinisierte Westen interessierte ihn nur bedingt. 1940 be-

herrschte sein Denken der Kampf gegen die für Deutschland wie für den ganzen Kontinent tödliche Bedrohung durch den Kommunismus. Ebensowenig wie die Jugend Deutschlands erkannte er, wie wesentlich auch für Deutschland, auch wenn es geografisch der Mittelpunkt und technisch der Motor Europas ist, der Westen ist mit seiner tausendjährigen Kultur, seiner Ausgeglichenheit, seiner verfeinerten Rasse und ebenso der unermeßliche Osten, jenes für das Überleben Europas unerläßliche Reservoir kraftvoller Völker.
Infolgedessen war das Leben von Hunderttausenden junger Freiwilliger an der Ostfront nicht immer einfach. Wir träumten von den politisch wie sozial vereinigten Staaten Europas. Für ein solches Europa waren wir zu jedem Opfer bereit.
Manchmal hat uns der Dünkel gewisser junger Deutscher verletzt, deren Zunge so spitz wie ihre Herrschsucht übertrieben war. Aber an der Front haben wir uns schließlich zusammengerauft. Von 1941 bis 1945 hat sich eine europäische Vereinigung vollzogen, die nicht nur ideologisch, sondern menschlich war und sonst vielleicht Jahrhunderte erfordert hätte.
Meinen Zeitgenossen und ganz besonders meinen deutschen Freunden, die sich in zwei schrecklichen Kriegen bewährt und mit bewunderungswürdiger Energie gekämpft haben, getragen von ihren großen Tugenden, ihrem Sinn für Ordnung und Organisation, ihrer peinlichen Genauigkeit im Detail, ihrer Ernsthaftigkeit und Willenskraft, habe ich nicht nur ein paar hundert Seiten unverbindlicher Literatur vorlegen wollen, sondern die Röntgenaufnahme einer Epoche, ohne daß es mir bei ihrem Entstehen im direkten Frage- und Antwortspiel des Fern-

sehinterviews je gestattet gewesen wäre – selbst wenn ich das gewollt hätte –, Ausflüchte zu machen oder um die Dinge herumzureden.
Das zwanzigste Jahrhundert, das durch die beiden fürchterlichsten Kriege der Menschheit, durch unsägliches Leid und gewaltige Schöpfungen gekennzeichnet ist, hat für Europa nach zweitausend Jahren seiner Geschichte die ganz große Wende gebracht. Es wird lange dauern, bis man die Antriebskräfte dafür erkennen kann. Dieses Buch hat keinen anderen Zweck, als dazu beizutragen.

Léon Degrelle

Malaga, Ostern 1990



1. KAPITEL

Mein Ritt auf der Erdölleitung

Vom Dnjepr, wo ich als Gefreiter in einem deutschen Jäger-Regiment zum erstenmal verwundet worden war, gelangten wir im Frühjahr 1942 an den Donez und nach der siegreichen Schlacht um Charkow an den Don und Kuban. In diesen paradiesischen Gefilden erlebten wir herrliche Zeiten. Riesige Sonnenblumen- und Melonenfelder säumten die Rollbahn. Niemals vorher oder danach haben wir so viel Federvieh verspeist wie in dieser furchtbaren Gegend. Aber die Kuban-Gänse erwiesen sich als eine Art sowjetische Geheimwaffe. Ihr übermäßiger Genuß bekam uns schlecht. 12 000 deutsche Soldaten gelangten auf ihrem Vormarsch mit Gelbsucht in den Kaukasus.
Uns rettete eine fabelhafte Belgierin. Sie hieß Marie Thumas. Sie muß eine Elite-Kollaborateurin gewesen sein. Denn die Gemüsekonserven aus dem belgischen Löwen, die ihren Namen trugen, retteten mit ihren gesunden Nährstoffen eine ganze deutsche Armee (die erste Panzer-Armee des damaligen Generalobersten Ewald von Kleist).
Als ich mit meiner idyllisch-lukullischen Schilderung unseres Vormarsches so weit gelangt war, unterbrach mich mein Fernseh-Gesprächspartner Jean-Michel Charlier (etwas ungeduldig, wie mir schien, aber nicht unberechtigt, wie ich zugeben mußte) mit der Frage: »Und was geschah dann im Kaukasus?« Er wollte offenbar nichts von süßen Wassermelonen und fetten Gänsen, sondern von unserem

Kampf um die Erdölquellen des Kaukasus hören. Das konnte er haben.
Dort auf den Höhen des Kaukasus, erwiderte ich, haben wir fast unseren Geist aufgegeben. Die Divisionen, die mehr als 1000 Kilometer kämpfend vormarschiert sind, haben ihre Kräfte erschöpft, und wenn man in einer Panzerarmee, zu der wir ja doch mit unserer 97. Jägerdivision gehörten, nicht einen einzigen ihrer Hunderte von Panzern zu Gesicht bekommt, weil diese mit ihren Ketten nicht gegen den Urwald ankommen, in dem man sich festgelaufen hat, dann fühlt man sich verraten und verkauft.
Der Feind dagegen konnte uns überall Fallen stellen, im Gestrüpp, im dichten Unterholz und Morast der Wälder. Ein ständiger Kleinkrieg schwächt und verbraucht die Truppe. Wir waren am Ende unserer Kraft. Der Sommer verging, ohne daß wir den Sieg errungen hätten.
Zu Beginn eines golden schimmernden Oktobers traten wir dann zur befohlenen letzten Offensive im Kaukasus an. Ich habe darüber ausführlich in meinem Buch *La Campagne de Russie*[1] berichtet. Am Abend des 8. Oktobers 1942 brachen wir auf, heißt es da. Die grünen Berge zeigten schon hier und da rote und braune Flecken. Das Ziel unseres Vorstoßes waren Tuapse am Schwarzen Meer und die Erdölleitung, die an diesem Hafen endete. Sie wurde im wesentlichen aus den Vorkommen von Neftogorsk, zwischen Maikop und Tuapse, gespeist. Die Sowjets hatten die Anlagen gesprengt. Das hier geförderte Erdöl war wertvoll und besonders gut zur Destillation von

[1] In Belgien heute noch verboten. Dt. Ausg. v.d.T.: *Die verlorene Legion*, Preuss. Oldendorf 1972.

Flugzeugbenzin geeignet. Als wir durch Neftogorsk kamen, staunten wir über das, was deutsche Ingenieure (damals in einer besonderen Erdölbrigade des deutschen Heeres organisiert und eingesetzt) in wenigen Wochen für die Wiederingangsetzung der Erdölförderung geleistet hatten. Aber ihre Arbeit mußte jetzt durch die Eroberung der Erdölleitung nach Tuapse ergänzt werden, um die Millionen von Litern dieser kostbaren Flüssigkeit verschiffen und in die Tanks unserer Flugzeuge, Panzer und Kriegsschiffe fließen zu lassen. Das war nun unsere Aufgabe. Nicht zum ersten – und sicher nicht zum letztenmal – sollten Soldaten ihr Leben für Erdöl lassen ...
Ich kam mit dem Erdöl des Kaukasus in sehr enge körperliche Berührung. Die Sowjets, die die Bedeutung der so heißbegehrten Erdölleitung so gut kannten wie wir, verteidigten den Zugang von Maikop nach Tuapse mit großer Zähigkeit. Operatives Ziel der jetzt eingeleiteten deutschen Offensive war es, unter Einsatz von Spezialtruppen wie unserer Jäger-Division in den Rücken des Gegners zu gelangen und seine Verteidigungslinien von Osten und Süden her aufzurollen. Wir mußten uns über Berge von bis zu 1000 m Höhe und durch unvorstellbar dichte Wälder von riesenhaften Eichen und wilden Obstbäumen, die einen wundervoll herben Duft ausströmten, vorkämpfen. Die Vorhut unserer Panzerarmee, zu der wir gehörten, hatte ihre Panzer und andere schwere Waffen durch Axt, Säge und Hacke ersetzt. Maulesel mit wunderbaren Packsätteln und Tausende von Kriegsgefangenen mit klug ausgedachten hölzernen Tragen sorgten für den Nachschub. Aber wir einfachen Infanteristen besaßen nichts von der hervorragenden Ausrüstung der Gebirgsjäger. Statt ihrer Nagelschuhe hatten wir die unpraktische Einheits-Fuß-

bekleidung, mit der wir auf dem glitschigen Boden ausrutschten, während unsere langen Mäntel durch den Schlamm schleiften. Es war eine Qual. Und es goß in Strömen.
So waren wir bis auf etwa 20 km zum Erdölhafen Tuapse am Schwarzen Meer vorgedrungen. Als wir die Spitze eines Berges erreichten, sahen wir die sagenhafte Rohrleitung. Sie verlief kühn über das Tal hinweg auf halber Höhe von einem Berg zum anderen. Die Russen hatten sich auf der gegenüberliegenden Höhe eingegraben. Während ein Teil unserer Leute im Tal vorging, setzte ich mich mit meiner Maschinenpistole rittlings auf das große schwarze Rohr. In kurzen Stößen rutschte ich voran, etwa 50 Meter über der schwer zu durchdringenden Schlucht, gefolgt von einigen Freiwilligen, denen dieser in keiner Gefechtsanweisung vorgesehene Ritt auf der Erdölleitung ebensoviel Spaß machte wie mir.
Als wir kurz vor Einbruch der Dunkelheit den Gipfel der feindlichen Bergkette erreicht hatten, brach der erste große Herbststurm los. Er hielt drei Tage mit abwechselndem Schnee und Regen an. Die Tage und Nächte auf den sturmgepeitschten Höhen über dem brausend anschwellenden Pschysch, der sich durch die hohen, grauroten Felsen wand, waren qualvoll und – vergebens. Die feindliche Artillerie nahm uns unter Feuer. Unaufhörlich heulten die Zwölf-Zentimeter-Granaten heran. Eine von ihnen schlug 80 Zentimeter neben mir ein. In einem Feuerwirbel flog ich durch die Luft. Die rechte Hälfte meines Stahlhelms war in der Höhe des Ohres weggerissen. Meine Feldflasche hatte sich wie eine Blume geöffnet. Alle glaubten, von mir sei nichts übriggeblieben. Aber mir war nur das Trommelfell geplatzt, im rechten Unterarm hatte ich

einen harmlosen Splitter und am Magen eine Verletzung. Es sind nicht die einzigen Narben, die mich an den Kaukasus und unseren harten Kampf um sein Erdöl erinnern, der schließlich doch vergeblich war. Aber ich verbrachte keinen einzigen Tag im Lazarett. Das kam erst später, genau: am letzten Tag des Krieges, in Spanien. Doch davon später. Solange wir im Osten kämpften, ließ ich die Männer der Legion Wallonie nie allein. Ein guter Truppenführer ist nur, wer immer dabei und bereit ist, sich mehr als jeder andere unter den Soldaten einzusetzen, die seine Befehle auszuführen haben.

Nach drei Monaten Kampf und Grauen, Mühen und Leiden blieb unser Angriff auf den sturmgepeitschten Höhen über dem wildschäumenden Pschysch stecken. Hunderte russischer Leichen verwesten wenige Meter vor uns. Es war unmöglich sie zu entfernen, ohne sich dem Feuer sowjetischer Maschinengewehre und Granatwerfer auszusetzen. Der Angreifer kam bei uns nicht durch, aber wir auch nicht bei ihm. Nur wenige Kilometer lagen zwischen uns und Tuapse. Dieses Halt drei Meilen vor dem Sieg war zum Verzweifeln. Wir leisteten nur noch Widerstand, weil unsere soldatische Ehre auf dem Spiel stand. Freiwillige wollten wir bleiben bis zum letzten Atemzug. Wir wollten unserem Volk Ehre machen, dessen schwarz-gelb-rote Farben wir als Wappenschild auf unseren feldgrauen Uniformen trugen. Wir haben es getan.

Kurz vor Weihnachten 1942 kam der Befehl zur Herauslösung unseres Verbandes aus der Front zwecks Auffrischung und Urlaub in der Heimat. Wir stiegen den schlammigen Abhang hinunter, den wir im Oktober unter so vielen Mühen und Opfern erklommen hatten. Unten, an der schmalen Brücke über den Pschysch, sammelten wir.

Von den 1200 Freiwilligen hatte der Feldzug im Kaukasus nur 187 übriggelassen.
General Steiner, damals Kommandeur der SS-Division *Wiking*, der wir zuletzt taktisch unterstellt waren, meldete Himmler: »Man wir diese wallonischen Freiwilligen im Auge behalten müssen. Sie sind bemerkenswerte Soldaten. Ich habe gerade zwei Monate mit Degrelle verbracht. Er ist ein Mann, den man in Rechnung stellen muß.«



2. KAPITEL

Stalingrad war nicht die Wende

Während wir der Heimat entgegenrollten, vollendete sich das Schicksal der 6. Armee in Stalingrad. Diese Schlacht ist von der feindlichen Propaganda – nicht nur der sowjetischen, sondern auch der westlich-demokratischen – zum geschichtlichen Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs erklärt worden. Ich bin anderer Ansicht. Stalingrad war ein schwerer Schlag für Hitler. Er verlor dabei eine seiner besten Armeen, die Sechste mit rund 300 000 Soldaten, von denen nur wenige Tausend der Vernichtung durch einen erbarmungslosen Gegner entgingen. Aber er verlor damit nicht die Möglichkeit, den Krieg mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Die später verlorenen Schlachten um Charkow und Kursk wogen schwerer. Erst durch sie wurde die Moral des deutschen Soldaten angeschlagen und später gebrochen. Stalingrad bedeutete keineswegs die deutsche Niederlage.

Ich stimme dabei vollkommen mit Generalfeldmarschall Erich von Manstein (1887–1973) überein, der sich in seinem grundlegenden Werk über den Zweiten Weltkrieg[1] ganz entschieden gegen die auch in Deutschland weit verbreitete Meinung wehrt, Stalingrad habe die Bedeutung einer Entscheidungsschlacht gehabt. Daß die Sowjets ihr diese historische Rolle in ihrer Propaganda

---

[1] *Verlorene Siege*, 1955.

zuschrieben, sei verständlich, schreibt der verdiente deutsche Heerführer, der zu Beginn des Zweiten Weltkrieges als Rundstedts Chef des Stabes die Grundgedanken des Frankreichfeldzuges entwarf, als Oberbefehlshaber der 11. Armee die Krim eroberte und 1942 von Hitler den undurchführbaren Auftrag erhielt, mit seiner Heeresgruppe Don die eingeschlossene Festung Stalingrad zu entsetzen. So schwer auch der Verlust der 6. Armee gewesen sei, heißt es in seinem ausgezeichneten Buch zutreffend, »bedeutete er nicht den Verlust des Krieges, weder in Rußland noch in seiner Gesamtheit«. Es habe auch danach noch immer die Möglichkeit einer Lösung des Unentschieden und ihrer politischen und militärischen Nutzung durch die deutsche Führung bestanden.
So sehr ich Manstein in dieser Ansicht über die große militärisch-politische Lage zum Jahreswechsel 1942/43 beipflichte, so weit gehen unsere Meinungen über die Schlüsselfigur des Stalingrad-Dramas, den General Friedrich Paulus (1890–1957) auseinander. Während Manstein, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Don und damit direkter Vorgesetzter von Paulus, diesen in Schutz zu nehmen versucht und dessen Entschlußlosigkeit und sein Zaudern mit den komplizierten Kommandoverhältnissen im Ostheer erklären möchte, bin ich der Ansicht, daß Hitler mit seiner Ernennung zum Befehlshaber der 6. Armee nach dem Tod v. Reichenaus einen seiner schwersten Fehler beging.
Als Paulus, der während des Frankreichfeldzuges von 1940 Generalstabschef v. Reichenaus gewesen war, dessen Dienststellung als Oberbefehlshaber der 6. Armee übernahm, trat er am 5. Januar an die Spitze einer der ruhm- und erfolgreichsten Armeen des deutschen Heeres. Ihre

300 000 Mann waren noch nirgends geschlagen worden. Sie hatten siegreich ganz Europa durchmessen und waren so schließlich an die Wolga gelangt. Sie hielten sich für unbesiegbar, und sie wären es wohl auch gewesen, hätten sie nur zuletzt einen anderen OB gehabt. Paulus wußte sich dieser hervorragenden Truppe in Stalingrad nicht zu bedienen, ja nicht einmal, sie vor der Vernichtung zu bewahren. Paulus war einer jener hochbegabten Generalstabsoffiziere, die hervorragende Schlachtpläne auszuarbeiten verstehen, aber versagen, wenn sie diese als Truppenführer in die Tat umsetzen sollen. Er hatte in seinem ganzen militärischen Leben nie eine größere Einheit als ein Bataillon geführt. Und auch das lag in seiner Laufbahn schon zehn Jahre zurück.

Warum betraute ihn Hitler dann mit diesem wichtigen Kommandoposten? Er hatte keinen anderen verfügbaren General, und niemand hätte damals erwartet, daß die ihm anvertraute 6. Armee eine derart wichtige Rolle zu spielen haben würde. Ihr war bei der Sommeroffensive von 1942 lediglich die Rolle zugedacht, den nördlichen Flankenschutz für diejenigen Armeen zu übernehmen, die das Erdöl des Kaukasus in deutschen Besitz bringen sollten. Auch wir gehörten, wie man weiß, zu den Einheiten, die mit der gesamten Heeresgruppe A am Südabschnitt der Ostfront durch Paulus' Versagen in Stalingrad Gefahr liefen, von den nach der Vernichtung der 6. Armee freiwerdenden Sowjetkräften abgeschnitten und ebenso ausgelöscht zu werden wie diese. Stalingrad, das so wenig hätte verlorengehen dürfen wie die ganze 6. Armee, war daran schuld, daß wir im Kaukasus den Wettlauf um das sowjetische Erdöl nicht gewannen. Die Kräfte, die uns im entscheidenden Augenblick fehlten, wurden zu dem verzwei-

felten Versuch benötigt, die von Paulus verschuldete Katastrophe abzuwenden.
Daß die für ganz andere Schläge in Reserve gehaltene und daher nur als Flankenschutz für den Kaukasusfeldzug eingesetzte und durch italienische, ungarische und rumänische Verbände ergänzte 6. Armee General Paulus anvertraut wurde, ist auf den vorhergehenden Winter in Rußland zurückzuführen. Damals, im Dezember 1941 und Januar 1942, drohte dem deutschen Ostheer mit der Schlacht um Moskau das Schicksal der Grande Armée Napoleons, das man so gern mit demjenigen unserer Armeen unter Hitler vergleicht. Dabei hat Napoleon nicht einen einzigen Wintertag in Rußland erlebt wie wir. Sein Rückzug aus Moskau begann im Oktober 1812. Die Schlacht an der Beresina, einem rechten Nebenfluß des Dnjeprs, den wir so gut kannten, fand im November des gleichen Jahres statt. Und der Winter hatte kaum erst begonnen, als die letzten Reste von Napoleons sieggewohnter Truppe am 6. Dezember 1812 an der litauischen Grenze vernichtet wurden.
Hundertdreißig Jahre später hatte sich unsere Offensive in einem zu früh einsetzenden Winter vor Moskau festgelaufen. Mit Sommeruniformen blieben wir in Schlamm und Schnee und Eis stecken. Wir hatten nicht einmal Handschuhe oder Ohrenklappen. Als Hitler in diesem Winter seine Leibstandarte in Mariupol (heute Schdanow) am Asowschen Meer besichtigte, ließ Sepp Dietrich sie in guten, warmen Winteruniformen der Roten Armee antreten, die von seinen Männern (in Sommeruniformen) erbeutet worden waren. Die Demonstration war unmißverständlich.
Unverständlich war es dagegen Hitler, daß ihm damals vor

Moskau seine Generale empfahlen, sich 300 km nach Westen zurückzuziehen. Furcht und Panik sind im Krieg schlechte Ratgeber. Hätte er sich von ihnen oder von seinen Generalen leiten lassen, wäre schon damals von seinen Armeen nicht mehr übriggeblieben als von derjenigen Napoleons im vorigen Jahrhundert. Hitler nahm die Führung der schon fast verlorenen Schlacht um Moskau selbst in die Hand. Er ließ seine Soldaten jeden Meter eroberten Bodens mit Zähnen und Klauen verteidigen. So konnte er das Schlimmste verhüten. Aber dazu mußte er sich rund dreier Dutzend seiner Generale entledigen. Es waren nicht mehr viele übrig, als er den Oberbefehlshaber der 6. Armee ersetzen mußte. So kam es zur Ernennung von Paulus. So kam es zur Katastrophe von Stalingrad.

Sie begann nicht am 19. August 1942 mit dem Angriffsbefehl für die 6. Armee auf die Stadt an der Wolga, deren Namensgeber ihr vielleicht mehr psychologisch-propagandistisches Gewicht verlieh, als sie strategische Bedeutung für die Beherrschung der Wolga hatte, auch nicht erst am 22. November 1942, als sich der sowjetische Ring um Stalingrad schloß, sondern am 21. August 1942, als der schneidige General Hans Hube des ewigen Zauderns seines Armee-Oberbefehlshabers Paulus müde, an der Spitze seiner Panzer-Division die Wolga erreichte, sie überschritt und auf ihrem linken Ufer Stellungen bezog, von denen aus er den Strom beherrschte. Hube, der schon im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren hatte, wurde nach der Einschließung Stalingrads auf Befehl Hitlers ausgeflogen und nach vielen weiteren Heldentaten am 20. April 1944 von Hitler auf dem Berghof empfangen und mit den Schwertern und Brillanten zum Eichenlaub des Ritterkreu-

zes ausgezeichnet. Auf dem Rückflug an die Front verunglückte er tödlich.
Als Hitler nach Hubes Husarenstück mit wachsendem Unmut feststellen mußte, daß Paulus durch sein Zaudern den Russen Gelegenheit gab, ihre schwer angeschlagenen Kräfte zu beiden Seiten der Wolga zu sammeln und wieder schlagkräftig zu machen, mußte er sich schweren Herzens entschließen, seine zur Eroberung des Kaukasus bestimmten Stoßtruppen teilweise abzuziehen und nach Stalingrad zu verlegen. So erschien dort am 30. August 1942 einer der bemerkenswertesten deutschen Panzergenerale, Generaloberst Hermann Hoth, an der Spitze seiner 4. Panzer-Armee. Jetzt hätte ihm Paulus mit seinen damals noch höchst kampffähigen motorisierten Truppen nur etwa 25 km in südlicher Richtung entgegenkommen müssen, um die ganze 64. und vielleicht dazu auch noch die 62. Armee der Sowjets einzuschließen und dem zwischen Don und Wolga zurückweichenden Feind den Fluchtweg abzuschneiden.
Eine weitere katastrophale Folge der von Paulus in der Schlacht gezeigten Charakterschwäche war das bereits erwähnte Scheitern unserer Erdöl-Offensive im Südwesten des Kaukasus. Einen Tag bevor unsere Gebirgsjäger am 21. August 1942 die Reichskriegsflagge auf dem Elbrus, dem höchsten Gipfel des Kaukasus (5642 m), hißten, hatten die Russen beim Abtasten unserer Stalingrad-Front bereits deren schwache Stelle erkannt. Ihnen gelang ein tiefer Einbruch in die Stellungen der 8. italienischen Armee am Don. Nur durch die schnelle Heranführung des XVII. Armeekorps konnte ein Durchbruch verhindert werden. Aber jetzt mußte die 3. rumänische Armee des Generalobersten Dumitrescu, die uns bei unseren Kämpfen im

Südkaukasus geholfen hatte, abgezogen und an den Don verlegt werden, um den Anschluß der Italiener an die Paulus-Armee zu sichern. Aber auch die Rumänen, die mit ihren tapferen Soldaten, besonders ihren Gebirgsjägern, die besten Verbündeten der deutschen Truppen waren, konnten nichts mehr retten, als die von den Sowjet-Generalen Schukow und Wassilewskij besprochene und sorgfältig vorbereitete Zangenoperation gegen die 6. Armee am 20. November 1942 begonnen hatte.
Uns fehlten inzwischen Hoths Panzer ebenso wie die rumänischen Gebirgsjäger und andere wertvolle Einheiten, um die so hoffnungsvoll begonnene Offensive zur Einschließung des Erdölgebietes von Baku zu vollenden, womit wir bis ans Kaspische Meer und die persische Grenze gelangt wären. Damit hätten wir den ganzen Süden des Sowjetimperiums in unseren Besitz gebracht, seine Erdölversorgung in Frage gestellt (und die unsrige gesichert) und vor allem die Armeen zur Beseitigung des letzten Sowjet-Widerstandes im Norden freibekommen. Stalin zitterte bereits um das Schicksal der Stadt, die seinen Namen trug, wie wir aus seinen besorgten Telegrammen an Churchill und den bestürzten Geständnissen wissen, die er diesem machte, als die Spitzen der 6. Armee Anfang September Stalingrads Stadtgrenze erreicht hatten.
Bei der Planung von Hitlers Sommeroffensive im Süden der Ostfront spielte Stalingrad eine so untergeordnete Rolle, daß anfangs nicht einmal sein Name erwähnt wurde. Natürlich war dabei die Beherrschung der Wolga durch die 6. Armee vorgesehen. Sie sollte – nach der Eroberung des Kaukasus, der für die Sowjets außer dem Verlust ihrer Erdölquellen auch das Abschneiden ihrer Versorgungslinien über Persien und das Kaspische Meer bedeutet hätte –

die Speerspitze für den entscheidenden Todesstoß auf das Herz der Sowjetunion, Moskau, bilden. Das war die dritte und letzte Etappe im großen strategischen Plan Hitlers zur Niederwerfung der Sowjetunion. Die erste hatte 1941 die Eroberung ihrer riesigen Westgebiete und die Gefangennahme von 5 Millionen Soldaten der Roten Armee gebracht, auch wenn diesem Blitzkrieg kein dauerhafter Erfolg beschieden war. 1942 sollte dann den Sieg im Süden und damit die endgültige Schwächung der Sowjetunion bringen. Und für 1943 war mit dem Vorstoß zur oberen Wolga und Moskwa und weiter bis nach Archangelsk am Weißen Meer das Ende des Ostfeldzuges vorgesehen.
Es sollte von der kampferprobten 6. Armee und ihren 300 000 hervorragenden Soldaten eingeleitet werden. Aber seit Anfang September 1942 verkroch Paulus sich, von Magenbeschwerden geplagt, über die er sich in weinerlichen Briefen an seine Frau beklagte, am Don. Als hätte uns nicht allen die Dauer-Diarrhöe in Rußland Unbehagen verursacht! Nur seine ständigen Winkelzüge und sein Mangel an Charakter erlaubten es den Sowjets, die zwei Monate deutscher Untätigkeit in diesem Raum zur Vorbereitung ihrer siegreichen Offensive vom November 1942 auszunutzen. Von diesen Vorbereitungen war das deutsche Oberkommando hinreichend unterrichtet. Auch Paulus war von Hitler rechtzeitig alarmiert worden. Aber er ergriff nicht nur keine Gegenmaßnahmen, sondern ließ sich seit dem ersten Augenblick des sowjetischen Angriffs von Panik packen und floh bis 100 km westlich der Wolga, wo er – ohne Hitlers Genehmigung – seinen Gefechtsstand bezog.
Hitler befahl ihm, sofort nach Stalingrad zurückzukehren, und erteilte am Abend des 22. Novembers 1942, nachdem

sich die beiden sowjetischen Zangenarme bei Kalatsch, dem wichtigem sowjetischen Brückenkopf über den Don, geschlossen hatten, den Befehl: »Die 6. Armee igelt sich ein und wartet Entsatz von außen ab.« Im Kessel befanden sich die 6. Armee, das IV. Armeekorps, die 4. Panzer-Armee, die 20. rumänische Infanterie- und die erste Kavallerie-Division, insgesamt 5 Armeekorps mit 14 Infanterie-, 3 Panzer- und 3 motorisierten sowie 2 rumänischen Divisionen, d.h. rund 100 Panzer, 1800 Geschütze, mehr als 10 000 Kraftfahrzeuge und rund 150 000 Mann. Hätte Paulus als Vorgesetzten nicht Hitler, sondern Friedrich den Großen gehabt, wäre er nicht nach Stalingrad zurückbefohlen, sondern mit dem Krückstock geprügelt worden. Und hätte er das Unglück gehabt, ein General Stalins zu sein, wäre er noch in derselben Nacht füsiliert worden.
Hitler schickte ihm seinen besten Strategen, den Generalfeldmarschall von Manstein, zu Hilfe. Er hatte den Oberbefehl am Nordabschnitt der Ostfront und mußte seine Offensive auf Leningrad abbrechen, um Paulus von Rostow aus mit seiner aus dem Boden gestampften Heeresgruppe Don aus der Patsche zu helfen. Er tat es. Hoth stieß am 12. Dezember 1942 mit seiner 4. Panzerarmee erfolgreich in den Rücken der sowjetischen Belagerer. Es hätten noch einige 30 Kilometer bis zur Vereinigung mit den Belagerten gefehlt. Aber Paulus weigerte sich, den von Manstein befohlenen Vorstoß an der Innenseite des Einschließungsringes zu wagen. Ihm standen 100 Panzer mit ausreichendem Kraftstoff dafür zur Verfügung. Er erbat sich sechs Tage Bedenk- und Vorbereitungszeit, während es notwendig gewesen wäre, blitzartig zu handeln. Und das Infamste: er versteckte sich Manstein gegenüber hinter einem Führerbefehl, seine Stellungen im Norden auch

nicht zum Zweck einer Durchbrechung des Einschließungsringes aufzugeben.
Manstein schreibt in seinem Buch mit vollem Recht, es gebe sicherlich Fälle, in denen ein Truppenführer einen erhaltenen Befehl nicht mit den Erfordernissen des Schlachtfeldes vereinbaren könnte. In diesem Fall müsse er wie Seydlitz, Friedrichs großer Reitergeneral, im Siebenjährigen Krieg bei Zorndorf (1758) handeln, der nach dem entscheidenden Sieg über die Truppen der Zarin erklärte, sein König dürfe nach der Schlacht über seinen Kopf verfügen, müsse ihm aber während derselben gestatten, von diesem Gebrauch zu machen.
Wir hatten ein Jahr später bei Tscherkassy nur wenig mehr als ein Zehntel der Panzer, über die Paulus für seinen Ausbruch aus dem Kessel von Stalingrad verfügte. Wir schafften es in 23 Tagen Nahkampf trotzdem, den Einschließungsring dieser zweitgrößten Kesselschlacht des Krieges zu durchbrechen. Und ich erhielt dafür das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.
Gewiß: die Versorgung der 6. Armee aus der Luft war unzureichend. Göring hatte Hitler zu viel versprochen. Auch das ist richtig, wie Manstein hervorhebt. Aber Paulus hatte auch seine Anforderungen übertrieben.
Vor allem aber: was haben denn gleichzeitig die Russen im eingeschlossenen Leningrad geleistet! Sie hielten neunhundert Tage aus! Soldaten und Hunderttausende von Zivilisten. Sie hungerten. Tausende von ihnen, auch Frauen und Kinder starben. Keiner von ihnen bestand auf den ihm minimal zustehenden 2000 Kalorien täglich. Sie hielten durch. Niemand gab nach, so sehr der Magen auch knurrte. Ihr Mut siegte schließlich.



3. KAPITEL

Zweimal Sportpalast: Brüssel und Berlin

Während unseres Transportes nach Brüssel wurde das Schicksal Stalingrads besiegelt. Weihnachten war der letzte Entsatzvorstoß abgebrochen worden. General Zeitzler, Hitlers neuer Heeres-Generalstabschef (seit dem 24. September 1942 als Nachfolger von Generaloberst Halder) riet zu einer weiteren Zurücknahme der Heeresgruppen Don und A. Sein Vorschlag wurde, wenn auch schweren Herzens, angenommen. In den Lageberichten des Wehrmachtsführungsstabes spiegelt sich der letzte Akt der Stalingrad-Tragödie so wider:

6. Januar 1943: »Verpflegungslage und Kräftezustand schlechter, die Betriebsstoff- und Munitionslage kritisch geworden.«

13. Januar: »... Versorgung durch Schneesturm behindert ... schwere, von Panzern unterstützte Angriffe, bei denen der Gegner neue Einbrüche erzielte.«

15. Januar: »... Truppe (muß) mangels Munition zum Teil mit der blanken Waffe kämpfen ...«

23. Januar: »... Munition zu Ende. Trotzdem gelang es noch, feindliche Angriffe abzuwehren ...«

24. Januar: »Lücke zwischen Nord- und Südkorps kann aus Mangel an Kräften nicht mehr geschlossen, der letzte Flugplatz nordwestlich der Stadtmitte nicht mehr angeflogen werden.«

25. Januar: »Unter Führung ... beherzter Offiziere, um

die sich wenige noch kampffähige Männer scharen ... letzter Widerstand am Stadtrand im Südteil ...«
27. Januar: »Tatkräftige Führer versuchen noch, ... Widerstandstrupps zu bilden.«
29. Januar: »An Verwundete und Kranke kann keine Verpflegung mehr ausgegeben werden.«
31. Januar: »7.45 Uhr: Russe vor der Tür ... Wir zerstören.«
Hätte mir jemand vorausgesagt, ich würde an diesem 31. Januar 1943 im Berliner Sportpalast über Stalingrad sprechen, ich hätte es noch wenige Tage zuvor nicht geglaubt. Denn als wir in Berlin ankamen, schien alles schiefzugehen. Stalingrad lastete wie ein böser Traum auf allen. Die Stimmung war teils gedrückt, teils gereizt. Als wir nach drei Wochen Fahrt in unseren mit Stroh ausgelegten Viehwagen (je 40 Mann) auf einem Berliner Bahnhof ankamen, wurde mein Name ausgerufen. Ich meldete mich. Was war los? SS-Obergruppenführer Berger wolle mich sehen, wurde mir gesagt. Gottlob Berger war damals Chef des SS-Hauptamtes beim Reichsführer SS, als der er u.a. das Ergänzungs- und Erfassungsamt der Waffen-SS leitete. Eine halbe Stunde später war ich bei ihm. Ich stand vor einem gewaltigen Mannsbild. Er wirkte wie ein Mammut, ein kämpferischer, aber völlig ungebildeter Typ. Sein Stabschef war das genaue Gegenteil: feingeistig, rassig, von erstklassigen Umgangsformen, Schweizer. Berger nannte diesen Standartenführer Franz Riedweg »meinen Seiltänzer«.
Ich aber hatte nicht mit ihm, sondern vor allem mit diesem Bullenbeißer von SS-General zu tun. Er erklärte mir sofort, was er mit Belgien vorhatte. Seine Vorstellungen von meiner Heimat und ganz Westeuropa waren einigermaßen

nebelhaft. Ich begann für Belgien schwarzzusehen. Meine Befürchtung verstärkte sich, als ich mit den jungen SS- und SD (Sicherheitsdienst)-Offizieren zu tun bekam, die das Amt Berger bevölkerten. Diese jungen Intellektuellen, die sich gern als die »neuen Kräfte« bezeichneten, waren in Wirklichkeit noch weitgehend in den großdeutschen Vorstellungen der alten Konservativen befangen. Sie sahen – im Gegensatz zu Hitler – noch nicht über die Grenzen des eigenen Landes hinaus. Europa war für sie nur zur Ausweitung Großdeutschlands interessant. Unsere kleinen westeuropäischen Länder sollten nicht gleichberechtigte Glieder einer größeren europäischen Gemeinschaft werden, man wollte uns ganz einfach schlucken. Mir sträubten sich die Haare, als sie mir ihre Annexionspläne für Belgien in allen Einzelheiten auseinandersetzten: Lüttich sollte zum Regierungsbezirk Köln, Limburg zum Kreis Kleve und die Ardennen, meine engere Heimat, sowie Luxemburg zum Regierungsbezirk Trier kommen.
Das konnte, das durfte nicht wahr sein. Hatten wir dafür an der Ostfront unsere Haut zu Markte getragen? Wußte Hitler, was sich hier vorbereitete? Ich faßte einen Plan. Ich hatte ja drei Wochen Genesungsurlaub bekommen, um meine Wunden aus dem Kaukasus auszuheilen. Ich nahm mir für diese Zeit etwas anderes vor. Ich war dünn wie ein Hering geworden. Aber darum ging es jetzt nicht. Ich mußte mich durchsetzen. Nur wer sich aufgibt, ist besiegt. Es galt, die Zähne zusammenzubeißen, wie so oft in den letzen Monaten. Jetzt bereitete ich auf politischem Gebiet meinen Gegenangriff vor. Er sollte schon Anfang Januar 1943 im Sportpalast von Brüssel stattfinden. Die Kundgebung wurde so aufgezogen wie diejenigen der Nationalsozialisten im Reich. Militärmusik. All unsere belgischen

Freiwilligen marschierten in ihren Uniformen auf. In den ersten Reihen saßen unsere Verwundeten. Als Chef der Rex-Bewegung und gleichzeitig der *Legion Wallonie* hatte ich den stellvertretenden deutschen Militärbefehlshaber in Belgien, General Reeder, zu meiner Veranstaltung eingeladen. Er betrat den Sportpalast an meiner Seite. Aber er schickte einen für mich sehr ungünstigen Bericht über die Veranstaltung nach Berlin. Ich hätte, so meldete er dem Marschall Keitel im Führerhauptquartier, protestiert und die Vertreter des Reiches in Belgien in ungehöriger Weise beschimpft. Er ging sogar so weit, meine Aburteilung durch ein Kriegsgericht anzuraten. Es kam nicht dazu. Ich konnte General Reeder nach und nach von der Richtigkeit meiner Ansichten überzeugen. Und ab 1944 wurden wir sogar Freunde.
Auf der überfüllten Kundgebung im Brüsseler Sportpalast ging ich zum Angriff über. Ich machte einen intellektuellen Umweg, um den deutschen Imperialisten Kontra zu geben, die uns als nachgemachte Franzosen zweiter Klasse behandelten. Ich proklamierte den germanischen Charakter der Wallonen. Viele meiner Landsleute, ja sogar Freunde, darunter auch mein späterer Fernseh-Gesprächspartner Jean-Michel Charlier, verstanden das nicht. Charlier sprach sogar von einer »Schnapsidee«. Französischsprachige Germanen? So etwas gibt's doch nicht! Das gibt es nicht nur, antwortete ich ruhig, das ist eine historische Tatsache. Sie mag für viele bestürzend sein. Aber wenn es ein Volk gibt, das seinem Blut und seiner Geschichte nach germanisch ist, dann ist es das wallonische. Die Römer sind nie nach Wallonien gelangt. Auch die Franzosen kamen nicht in großer Zahl dorthin. Wir Wallonen stammen fast ausschließlich von den großen Wanderungswellen aus dem

Osten ab, die vor mehr als zwanzig Jahrhunderten, vor dem Niedergang des römischen Imperiums und danach, in Bewegung gerieten. Unsere Sprache hat eine ganze Menge Wörter germanischen Ursprungs. Unsere Kirchen, Paläste und öffentlichen Plätze zeigen seit tausend Jahren überall den Adler des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Und Karl der Große war ein Germane aus Wallonien, geboren in Jupille in der Nähe von Lüttich.
All diese Tatsachen sind geschichtlich unangreifbar, obwohl wenig bekannt. Natürlich weiß ich, daß es auch Wallonen gibt, deren Vorfahren aus der Bretagne oder Champagne stammen. Doch es ist nebensächlich. Wir Europäer sind im Verlauf unserer jahrtausendalten Geschichte ganz schön durcheinandergeschüttelt worden. Aber wir gehören doch alle der gleichen Großrasse an. Die verschiedenen Ausprägungen der einzelnen Nationen geben ja gerade unserer europäischen Gemeinschaft ihre Vielfalt. Damals, zur Jahreswende 1942/43, als ich meinen Gegenangriff auf den veralteten großdeutschen Imperialismus einleitete, war der Begriff »germanisch« eine Art Zauberwort geworden. Ihn wollte ich durch die Wiederbelebung erwiesener historischer Wahrheiten für unsere wallonische Sache ausnutzen, die mir durch die Borniertheit gewisser Kreise innerhalb der SS gefährdet schien.
Das gelang mir voll und ganz, wie man sehen wird. Aber in Belgien gab es und gibt es noch heute ja nicht nur Wallonen, sondern auch Flamen, die sogar den größeren Anteil der belgischen Bevölkerung stellen und die trotzdem diskriminiert wurden. In der Auseinandersetzung mit uns benutzten sie das Argument: in Belgien gibt es zwei Volksgruppen, die flämische, die ihrem Wesen und ihrer Herkunft nach germanisch ist, und die wallonische, die es nicht

ist. Mit dieser Berger und anderen SS-Führern einleuchtenden (weil es mehr blonde Flamen als Wallonen gibt) Begründung war innerhalb der Waffen-SS aus belgischen Freiwilligen zunächst eine flämische Einheit aufgestellt worden, während ich und andere wallonische Freiwillige, die wir zur *Legion Wallonie* zusammenwuchsen, erst einmal die Uniform des deutschen Heeres trugen.
Auf unserer Sportpalast-Kundgebung in Brüssel wies ich daher mit historisch unwiderlegbaren Argumenten nach, daß wir mindestens so germanisch sind wie die Flamen. Niemand kann etwa bestreiten, daß das Fürstentum Lüttich, ein ganz wesentlicher Bestandteil Walloniens, während zehn Jahrhunderten zum Deutschen Reich gehörte. Dieses war eine historische Realität wie die Vereinigten Niederlande, die im wesentlichen die wichtigsten Teile des heutigen Belgiens, das Großherzogtum Luxemburg, den Norden Frankreichs und den Süden Hollands umfaßten. Ich wollte keinen eigenen wallonischen Staat, wie er von einigen politischen Parvenüs nach 1945 angestrebt wurde, und auch nicht das kleine und widerwillig nach 1830 von Wallonen und Flamen unter dem Patronat Englands und Frankreichs sozusagen in der Retorte geschaffene Belgien. Ich wollte, zumindest moralisch, die großartige westeuropäische Einheit wiederhergestellt wissen, die in den Jahrhunderten des Mittelalters und der Rennaissance unter den Herzögen von Burgund und unter einem ihrer Nachkommen, dem Deutschen Kaiser Karl V., ihre größte Macht und mit unsterblichen Künstlern wie Memling und Rubens, Roger de la Pasture und Patinier ihr höchstes kulturelles Niveau erreichte. Dafür lebten wir, kämpften und starben wir – ja, auch das – an der Ostfront. Wir wollten unserem Volk mit seiner langen und ruhmreichen Vergan-

genheit den ihm zustehenden Platz im entstehenden neuen Europa sichern.

Diesem Ziel diente auch meine Kundgebung im Brüsseler Sportpalast. Aber ich gab mich trotz ihres durchschlagenden Erfolgs damit nicht zufrieden. Ich wollte ja nicht bloß meine eigenen Landsleute, sondern auch die Deutschen überzeugen. Ich wollte ihnen zurufen: Was ist denn euer Großdeutsches Reich? Seid ihr nicht 1914 noch unter vier verschiedenen Königen mit vier verschiedenen Armeen in den Ersten Weltkrieg gezogen? Selbst Hitler war ja weder österreichischer noch preußischer, sondern bayrischer Gefreiter. Viel schwieriger als die deutsche ist die europäische Einigung. Sie muß behutsam eingeleitet werden. Ihr dürft die kleineren Völker wie das unsere nicht durch schroffe Behandlung erschrecken. Ihr müßt sie gewinnen. Bei uns ist die Bereitschaft unter dem Sturm, der über Europa weht, angefacht. Es gilt, sie zu nutzen. Das wollte ich bei meiner nächsten Großkundgebung proklamieren. Sie sollte im Berliner Sportpalast stattfinden, den bisher nur Hitler und Goebbels zu füllen vermocht hatten. Äußerer Anlaß war Bergers Aufforderung, unsere erste, so unerquickliche und von mir abrupt abgebrochene Unterhaltung fortzusetzen. Mitte Januar 1943 war ich wieder in Berlin. Hier wollte ich die entscheidende Schlacht schlagen.

Ich war mir völlig klar darüber, daß meine Sportpalast-Kundgebung ein gewagtes Unternehmen, ja ein Abenteuer mit schlechtem Ausgang werden könnte. Aber es mußte gewagt werden wie irgendeines meiner Stoßtruppunternehmen an der Front. Ich wollte den Deutschen (und unter ihnen vor allem Berger) beweisen, daß ich auch in Deutschland mit der Anhänglichkeit meiner Landsleute rechnen

konnte, die dort als Arbeitskräfte verpflichtet waren. An sie richtete ich meine Propaganda, zugegeben, ein wenig im Stil der Sowjets: »Kundgebung der Arbeiter und Soldaten!« Die Plakate fanden Anklang. Am 31. Januar 1943 strömte eine vieltausendköpfige Menge in den Berliner Sportpalast. Meine Soldaten trugen ihre feldgrauen Uniformen. Was würden die mehr als 12 000 belgischen und französischen Arbeiter, die den Riesensaal füllten, dazu sagen? Viele von ihnen waren nicht so ganz freiwillig an ihre deutschen Arbeitsplätze gelangt. Würden sie mich auspfeifen und einen Skandal verursachen, wie das einem der besten französischen Redner, Philippe Henriot, vor einigen Monaten in Berlin passiert war? Knisternde Spannung lag über dem Sportpalast. Die Militärkapelle spielte. Wieder saßen unsere feldgrauen Mitbürger in den ersten Reihen, mit Blicken angestarrt, von denen man nicht wußte, ob sie bloß neugierig oder geringschätzig, ja vielleicht sogar feindselig waren. Ich selbst war in voller Uniform mit allen Orden und Ehrenzeichen auf der Brust, aber auch mit den belgischen Farben auf dem Ärmelschild erschienen.

Jeder Volksredner kennt dieses prickelnde Gefühl zu Beginn einer Kundgebung. Ist er erfolgreich, sagt ihm sein Gespür von vornherein, wie er die vor ihm sitzende Menge packen muß. Dann beginnt er, geheimnisvolle Wellen auszustrahlen, die vom Publikum zurückgeworfen werden. Ich habe in Krieg und Frieden, in meinem Land und außerhalb, stets den Kontakt mit den Massen gesucht. Es war und ist mir noch heute ein Bedürfnis, sie zu gewinnen und zu überzeugen. Man darf dem Volk nicht ausweichen, man muß sich ihm stellen. Je gewagter eine Position ist, die man einnimmt, um so wichtiger ist es, daß man sich mutig

und ohne Ausflüchte zu ihr bekennt. Wer Menschen führen will – im Krieg wie im Frieden – der muß sich getrauen, ihnen zu sagen, wohin es geht.
Das war ebenso wichtig wie schwierig, als ich im Juni 1944 nach der alliierten Invasion in der Normandie in einer Reihe von deutschen Rüstungsbetrieben sprach, in denen viele der belgischen und französischen Arbeiter ihre Beschäftigung als Zwangsarbeit empfanden und, besonders auch unter dem sich steigernden Luftterror der Angloamerikaner, diese nur schwer ertrugen. Trotzdem gelang es mir selbst damals noch, ihnen die Notwendigkeit unseres Sieges so deutlich klarzumachen, daß sich 800 Freiwillige für meine Legion meldeten. Die Menge im Berliner Sportpalast, der zum Schauplatz eines überdimensionalen Skandals hätte werden können, tobte vor Begeisterung. Und als ich – man bedenke: am 31. Januar 1943, als der Heldenkampf in Stalingrad zu Ende ging – auf diesen zu sprechen kam, erhoben sich die Anwesenden spontan in einer beispiellosen Geste der Bewunderung und Solidarität.
Am nächsten Morgen kaufte ich mir alle nur erreichbaren Zeitungen. Nicht, daß ich riesige Schlagzeilen auf den ersten Seiten über meine Kundgebung erwartet hätte, aber das Echo in der Presse wäre schon interessant gewesen. Nicht eine einzige deutsche Zeitung berichtete darüber, und wäre es auch nur unter »Kurznachrichten« gewesen. Ich hatte lange gesprochen; vielleicht war es zu spät geworden, so daß die Reporter den Redaktionsschluß verpaßten. Aber auch die Nachmittagszeitungen des nächsten Tages brachten nicht eine Zeile. Ich rief Berger an. Das totale Schweigen der Presse könne nur auf eine entsprechende Weisung zurückzuführen sein, sagte ich. Er leugnete oder beschönigte nichts. »Wir wollten Ihnen nur zeigen«, er-

klärte er, »daß wir die Stärkeren sind.« Das war für mich wie ein Peitschenschlag. »Wenn das so ist«, erwiderte ich eiskalt, »sehe ich unsere Gespräche als abgebrochen an.« Wenig später erschien in meinem Hotel ein Standartenführer von Bergers SS-Hauptamt. Ich hatte bereits beim Empfang meine Rechnung verlangt. Hier hielt mich nichts mehr. »Seien Sie uns nicht böse«, sagte der SS-Führer. »Gruppenführer Berger wollte Sie nicht kränken. Bleiben Sie doch hier.« Ich antwortete: »Es ist aus, vollkommen aus. Ich diskutiere nicht mehr.« Ich wollte meine Rechnung bezahlen. Er versuchte, mir zuvorzukommen. Ich verhinderte es. Eine Stunde später verließ ich Berlin. Meine Gespräche mit der SS-Führung hatten mit einem Donnerschlag geendet.

Jetzt galt es, den Rest meines Genesungsurlaubs in seinem eigentlichen Sinn zu verbringen. Ich fuhr mit meinen Kindern an die Côte d'Azur. Dann rief mich der freiwillig übernommene Dienst in der Wehrmacht wieder. Ich traf meine Soldaten beim Ersatztruppenteil in Meseritz (Grenzmark) wieder. Aus dem Bataillon war inzwischen ein ganzes Regiment geworden. Ein paar tausend Mann, das war schon was! Zwei Monate verbrachten wir mit den Vorbereitungen für unseren neuen Einsatz an der Ostfront. Die SS-Dienststellen in Berlin interessierten mich nicht mehr. Dagegen nahm ich die Vorbereitung meiner Truppe sehr ernst, nicht nur die materielle und militärische, sondern ganz besonders die weltanschauliche. Jeden Nachmittag gab es Unterricht in Geschichte. Ich wollte Soldaten unter meinem Befehl haben, die stolz auf ihr Vaterland waren. Die Geschichte der Vereinigten Niederlande war das große Thema. Da saßen sie auf ihren Schemeln aus den Unterkünften und lauschten wie gebannt

auf das, was ihr Chef ihnen aus der großen Vergangenheit ihres Volkes beibringen wollte, damit sie auch mit dem Herzen gerüstet wären für das, was ihnen an der Front bevorstand.
Dann kam der Marschbefehl. Wir begannen bereits, die sechs für uns auf dem Bahnhof Meseritz bereitgestellten Güterzüge mit Waffen, Fahrzeugen und Material zu beladen. Da erhielt ich buchstäblich im allerletzten Augenblick ein Telegramm. Es war von Himmler. Er lud mich äußerst liebenswürdig ein, ihn in seinem Hauptquartier an der litauischen Grenze zu besuchen. Er stellte mir zu diesem Zweck seinen eigenen Sonderzug zur Verfügung. In Berlin hatte man mir einen schweren Schlag versetzt. Ich hatte ihn mit der Gelassenheit eingesteckt, die ich gegenüber einigen allzu siegesbewußten Deutschen meiner Würde, meinen Soldaten und meinem Volk schuldig zu sein glaubte. Himmler selbst war es schließlich, der den ersten Schritt tat, um unsere Beziehungen wiederherzustellen. Wenn das gelang, dann nur, weil ich entschlossen war, nicht nachzugeben. Das ist immer so im Leben: wer sich klein macht, wird getreten. So fuhr ich zum Hauptquartier des Reichsführers, nicht als irgendein kleiner Belgier, der den Mund zu halten hatte, wenn ihn ein Berger anschnauzte, sondern als Staatsgast in einem Sonderzug. Ich gestehe, daß ich mich in dieser Rolle ausgesprochen wohl fühlte.
Am nächsten Morgen lief unser Sonderzug im Reichsführer-Hauptquartier ein. Himmler selbst erwartete mich auf dem in einem dichten Tannenwald versteckten Bahnsteig.

4. KAPITEL

Zwei Tage mit Himmler

»Mein lieber Degrelle!« So begrüßte mich der Reichsführer SS Himmler und streckte mir beide Hände entgegen. Sein Lächeln war dabei strahlend und schien gar nicht zu seinem sonst so säuerlich strengen Schulmeistergesicht zu passen. Er kramte sogar ein paar französische Brocken zusammen: »Tout est oublié«. »Was ist alles vergessen?« fragte ich zurück und lächelte dabei längst nicht so freundlich wie er. Ich hatte gedacht, er bezöge sich auf meinen kürzlichen Zusammenstoß mit Berger, der ihn bei diesem Empfang in seinem Hauptquartier begleitete. Aber er meinte ganz etwas anderes, wie aus seiner ziemlich befangenen Antwort hervorging. »Na ja«, sagte er, »daß Sie damals gegen uns waren.« Das schien das Argument zu sein, das meine Gegner innerhalb der SS vorgebracht hatten. »Ich war weder gegen noch für Sie«, antwortete ich. »Ich war neutral wie mein Land. Es lag damals im Interesse meines Volkes, sich aus dem Krieg herauszuhalten. Und ich bin nur meinem Volk verpflichtet. Da gibt es also nichts zu vergessen.«
Himmler hatte da mit den ersten Worten, die er an mich richtete, einen sehr heiklen Punkt in den Beziehungen zwischen unseren beiden Völkern berührt. Mit der belgischen Neutralität seit 1936 hatte es so seine eigene Bewandtnis. Ich muß da ein wenig weiter ausholen. Im Ersten Weltkrieg war die international festgelegte und

garantierte belgische Neutralität von Deutschland – aus geostrategischen Gründen – eindeutig verletzt worden. Der belgische König Albert I. (1909–1934), der sie mit den Waffen verteidigte, hatte 1919 ein Militärbündnis mit Frankreich geschlossen, da dieses seine Neutralitätsgarantie formell zurückgezogen hatte. Leopold III., der 1934 die Nachfolge seines tödlich verunglückten Vorgängers angetreten hatte, kündigte 1936, als Hitler (am 7. März) in das bis dahin »entmilitarisierte« Rheinland einmarschierte, das Militärbündnis mit Frankreich, um zu seiner alten Neutralität zurückzukehren oder doch wenigstens seinen immer mächtiger werdenden deutschen Nachbarn nicht zu reizen.

Dieses Jahr 1936 hatte für die europäische Politik eine weit über dieses Randereignis hinausgehende und bisher von den meisten Historikern vielleicht nicht gerade verkannte, aber auch nicht gebührend herausgestellte Bedeutung. In Frankreich hatte der Radikalmarxist Léon Blum mit seiner roten Volksfront die Macht übernommen. Das nationalsozialistische Deutschland sah sich damit von Ost und West durch einen politischen Zweifrontenkrieg bedroht und entschloß sich daher, im Spanischen Bürgerkrieg dem nationalen General Franco zum Sieg zu verhelfen. Der französische Sozialistenführer Blum hatte schon 1932, also noch ehe Hitler nach demokratischen Wahlen als Führer der stärksten deutschen Partei zum Reichskanzler berufen worden war, dessen Ausschaltung aus dem politischen Kräftespiel verlangt.

Von dem gleichen blinden Haß ließ sich auch die spanische Volksfront leiten, als es im Juli 1936 zur Erhebung Francos gekommen war. Das Bürgertum mit seinen dem Marxismus besonders verhaßten christlichen Repräsentanten

sollte mit Feuer und Schwert vernichtet werden. Die furchtbaren Greuel mit Tausenden ermordeter Priester und geschändeter Nonnen und Hunderten geplünderter und in Brand gesetzter Gotteshäuser begannen. Aber schon damals war die Sache auch der spanischen Volksfront verloren, weil sie dem angeblich von ihr repräsentierten Proletariat nichts zu bieten hatte, weder materiell noch geistig und schon gar nicht moralisch. Der spanische Arbeiter blieb weiter im Elend. Santiago Carillo, der spätere Kommunistenchef, damals Arbeiter des grafischen Gewerbes, hat selber zugegeben, daß er mit zwanzig Jahren zwei Peseten täglich verdiente.

Immer und überall ist der Kommunismus mit seinem Versprechen des Wohlstandes für alle auf das kläglichste gescheitert, in der Sowjetunion und den von ihr unterjochten Staaten Europas genauso wie in Kuba, Nicaragua und den sogenannten Volksdemokratien Asiens und Afrikas. Wir wußten das schon lange, ehe der heute von weiten Kreisen des Westens umjubelte Gorbatschow mit seiner Perestrojka die offizielle Bankrotterklärung des dogmatischen Marxismus abgeben mußte.

In den dreißiger Jahren wuchs überall in Europa die Unzufriedenheit der Massen mit ihren demokratisch genannten Regierungen und ließ sie nach neuen Formen suchen, in denen sich die Forderung nach Ordnung, Autorität und fester Führung mit der Liebe zum Vaterland und dem Streben nach sozialer Sicherheit und Gerechtigkeit verbanden. Italien war das erste Land, in dem sich mit Mussolinis Faschismus eine solche Formel verwirklichte. Als auch Deutschland dem so beschrittenen Weg folgte, schlug bei vielen Parteien und Regierungen die Alarmglocke an.

1936 war meine dem Faschismus wesensverwandte wallonische Rex-Bewegung bereits – wie wir im einzelnen noch sehen werden – zu einer maßgeblichen politischen Kraft in Belgien geworden. Für uns war es klar, daß bei einem Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen Deutschland und den Westmächten Belgien, dessen Territorium in der Geschichte schon oft zum Schlachtfeld bei der Auseinandersetzung der Großmächte geworden war, wiederum der leidtragende Teil sein würde. Ich nahm den 4. August 1936, den Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, zum Anlaß, um in einem Leitartikel meiner Zeitschrift zu schreiben: »Ich verfluche jeden 4. August, wo und wann er sich auch in der Welt wiederholen möge.« Wir wollten keinen neuen Krieg auf unserem Boden. Und schon gar keinen »unnützen und irrsinnigen« Krieg, als den ihn der belgische Sozialistenführer Spaak nach dem Desaster vom Juni 1940 bezeichnen mußte. Darum traten wir so nachhaltig für Belgiens Neutralität ein.

Als sich seit dem Herbst 1936 die Kriegsgefahr gewaltig erhöhte, machten wir Rexisten uns zur Speerspitze eines Vormarsches zu einer strikten Neutralität. Für Kriegstreiber wurde die Rex-Bewegung – oder genauer gesagt: ich – zum wichtigsten Hindernis bei allen ihren Anstrengungen zur Durchsetzung ihrer Ziele. Aber sie kamen gegen uns nicht an. Innerhalb von wenigen Monaten wurde die von uns vertretene Neutralitätspolitik zu derjenigen des Staates. Der belgische König und sogar gewisse national gesinnte Sozialisten wie Spaak nahmen die gleiche Haltung ein wie wir. Das bedeutete einen radikalen Wandel der belgischen Außenpolitik.

Meine Abgeordneten im Parlament stimmten für die Kündigung des belgisch-französischen Militärpaktes. Nie-

mand könnte weniger frankreichfeindlich sein als ich. Ich stamme aus einer vor Jahrhunderten aus Frankreich gekommenen Familie. Meine Kultur ist durch und durch französisch. Aber das durfte mich nicht hindern, unter allen Umständen den Irrsinn eines Krieges zu verhindern, den einige französische Kriegshetzer zu entfachen versuchten.

Was waren denn das für »Patrioten«, die Blum bei seiner auf Krieg abzielenden Politik unterstützten? War ihr Krieg für das Perigord oder die Provence unerläßlich? Ganz im Gegenteil: er stellte das Fortbestehen der tausendjährigen Kultur Frankreichs und ganz Europas in Frage. Für uns alle, Franzosen, Belgier und alle anderen vernünftigen Europäer war es das schlimmste aller Übel.

Wenn wir uns für die Neutralität einsetzten, dann nicht, weil wir für oder gegen Frankreich oder Deutschland gewesen wären. Beide hätten vielleicht in einem solchen Krieg etwas zu gewinnen gehabt. Wir Belgier nicht. Wenn sie sich unbedingt die Köpfe einschlagen wollten, sollten sie das ruhig tun. Aber, bitte, nicht bei uns, sondern möglichst auf ihrem eigenen Gebiet. Wir wollten das Beste für unser Land und Europa. Deshalb waren wir Neutralisten. Das würde ich Himmler noch in allen Einzelheiten erklären.

Zunächst ging er mit einer ausweichenden Redewendung über meine Antwort hinweg.

»Schon gut«, sagte er, »Sie werden ja jetzt in die Waffen-SS übergeführt.«

Ich glaubte, nicht recht zu hören. »Keineswegs, Reichsführer«, antwortete ich. »Wir werden nicht in die Waffen-SS übergeführt. Woher haben Sie das? Ich habe mit Gruppenführer Berger zehn Tage lang heftig darüber diskutiert.

Er ist ja hier, fragen Sie ihn doch. Unser Gespräch scheiterte vollkommen, ja, wir haben uns sogar zerstritten. Wir können uns nicht unbesehen der Waffen-SS eingliedern. Eine solche Entscheidung muß wohl überlegt und abgewogen werden.«
Dann kam mir plötzlich ein guter Einfall. Ich sah Himmler fest in die Augen: »Reichsführer«, sagte ich, »Sie kennen ja meine Soldaten gar nicht. Warum sehen Sie sie sich nicht einmal an? Das sind Prachtkerle.«
Himmler war überrascht. »Nun ja, das ist im Grunde keine schlechte Idee.« Und zu Berger gewandt: »Haben wir diese Woche Zeit?« »Morgen schon«, war die prompte Antwort. »In Ordnung. Wir fahren noch heute abend los.«
Vorher lud uns Himmler zum Essen ein. An die zwanzig Gruppenführer (Generale) der SS fanden sich bei ihm ein. Selbst Martin Bormann war dazu gebeten worden. Er konnte mich so wenig beeindrucken wie der Aufmarsch der gesamten SS-Prominenz. Bormann war schon damals vom Hauch des Geheimnisvollen umwittert. Nach dem Verschwinden des Hitler-Stellvertreters Rudolf Heß hinter englischen Gittern war er zu einem der wichtigsten Männer an der Seite des Führers des Dritten Reiches geworden. Aber nachdem ich ihn bei dieser Gelegenheit persönlich kennengelernt hatte, wußte ich, daß dieser subalterne Beamtentyp alles andere war als der mysteriöse Mann am Schalthebel der Macht im Dritten Reich, als der er nach dem Krieg in den Massenmedien dargestellt wurde. Er war mit seiner Korrektheit, seinem unfehlbaren Gedächtnis, seinem Organisationstalent und einer Art Hundetreue für Hitler unersetzbar, wie zuverlässige Zeugen aus dessen engster Umgebung versichern. Eine Art Ideal-

mischung aus tüchtigem Sekretär und dienstbeflissenem Lakaien.
Die Tischordnung ergab sich zwanglos. Ich war ja an diesem Tag Himmlers besonderer Gast. Ich setzte mich ganz einfach und ohne nach irgendeinem Protokoll zu fragen, an seine rechte Seite. Ich wollte all diesen SS-Generalen (vor allem auch Berger) zu verstehen geben, daß ich als wallonischer Volksführer und Sprecher meines Landes mehr darstellte als sie. Militärs haben ihrer Truppe, nicht aber der Politik eines Volkes zu befehlen.
Es war schon dunkel, als wir unseren Sonderzug wieder bestiegen. Er war wie derjenige Hitlers, mit dem ich später durch ganz Europa reisen sollte, eine Welt für sich. Da gab es Schlaf- und Speisewagen, Räumlichkeiten für Konferenzen und Sekretärinnen, Küchen und Kabinen für das Personal. Besonderer Wert war bei der Ausstattung auf die Nachrichtenverbindungen gelegt worden. Man konnte von jedem Ort Europas jeden anderen (mit Ausnahme Englands) erreichen. In dieser Umgebung war ich unbeabsichtigt viele Stunden mit Himmler beisammen, da wir ganz Ostpreußen und Polen durchqueren mußten, bis wir am Standort meiner Legion eintrafen.
Himmler bat mich in den Konferenzwaggon. Der Kampf konnte beginnen. Ich kannte den Mann, dem ich jetzt Auge in Auge gegenübersaß, noch gar nicht. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich persönlich mit ihm zu tun und zu sprechen hatte. Hitler kannte ich seit unserem ausführlichen Gespräch in der Reichskanzlei von 1936. Aber Himmler, von dem in diesem Augenblick unser Schicksal abhing, war für mich ein Unbekannter. Ein Unbekannter mit furchtbarer Macht, da die Waffen-SS, die

mit der allgemeinen SS, Bewachungspersonal von Konzentrationslagern und sonstigen Verbänden nicht verwechselt werden darf, riesige Ausmaße angenommen hatte, eine vorzüglich ausgebildete und bewaffnete Kampftruppe von rund einer Million Mann, die im Begriff stand, der eigentliche Antrieb des neuen Deutschlands, ja Europas zu werden.

Himmler wirkte äußerlich ziemlich unansehnlich. Er irritierte durch das Zwinkern seiner kleinen, kurzsichtigen Augen. Die Wangen waren eingefallen, die Nase bleich. Mit den schmalen Schultern und den breiten Hüften wirkte er nicht besonders männlich oder auch nur sportlich. Von dem massigen Berger begleitet, saß Himmler mir genau gegenüber, freundlich, aber mit seiner schneidenden Stimme doch irgendwie furchterregend.

Ich würde aufs Ganze gehen. Man muß im Leben wissen, was man will, und versuchen, es durchzusetzen. Sonst erreicht man nichts. Nun, was ich erreichen wollte, war genau das Gegenteil von dem, was Berger im Sinn hatte. Sie wollten, daß sich die Tausende von belgischen Freiwilligen bedingungslos ihrem Befehl unterstellten, wie das mit den anderen europäischen Einheiten der Waffen-SS geschehen war, auch der flämischen Legion, die sich schon 1941 der SS eingegliedert hatte.

Die große Diskussion begann. Ich würde ihnen, also Himmler, aber auch Hitler, der telefonisch auf dem laufenden gehalten wurde, unsere Vorschläge unterbreiten, die in Wirklichkeit Bedingungen waren.

Über eines war ich mir vollkommen klar: Wir belgischen Ostfrontkämpfer waren die berufenen Vertreter unseres Volkes. Ich wußte mich dabei in voller Übereinstimmung mit den Ansichten Hitlers. Nach seiner Auffassung war die

Grundlage der politischen Macht das Volk, nicht die Parteien, die Banken, die Presse oder sonstwas. Als ich mich schließlich durchgesetzt hatte, gab Hitler mir recht, indem er mich als wallonischen »Volksführer« anerkannte, zu dem mich meine Rex-Bewegung gemacht hatte. Ich wurde nicht von Hitler ernannt, sondern in dieser Stellung nur bestätigt.

So sagte ich jetzt Himmler ohne alle Umschweife, was ich später auch Hitler und allen Deutschen sagen würde, bis alles in Ordnung wäre: »Solange unser Volk nicht als solches frei und gleichberechtigt der europäischen Gemeinschaft eingefügt ist, können wir keine Konzessionen machen, müssen wir unter uns fest zusammengeschlossen bleiben und dürfen nichts von dem aufgeben, was wir sind.«

Dazu gehöre auch und in erster Linie unsere Sprache. Sie sei das wichtigste Band für die Einheit jeden Volkes und ein unverzichtbares Element seiner Selbstbehauptung. Aber, so warf Himmler hier ein, es sei doch offenbar nötig, daß wir wie alle Einheiten der Waffen-SS unter deutschem Befehl stünden.

»Keineswegs«, antwortete ich, »jedenfalls nicht im Augenblick. Daß wir gewisse Vorrechte zur Wahrung unserer Eigenart behalten möchten, kann uns doch niemand übelnehmen. Politik kennt keine Sentimentalitäten, Ihre so wenig wie die unsere. Und da das Schicksal unseres Volkes noch nicht entschieden ist, können wir einen Einsatz im Verband der Waffen-SS nur in Erwägung ziehen, wenn wir unsere eigene Befehlsgewalt behalten und wenn sie nur in unserer eigenen Sprache ausgeübt wird.« Für mich war das eine Selbstverständlichkeit, solange die europäische Einheit noch keine Realität war, sondern sich erst in den

Anfängen befand. Ich versuchte das auch meinem Gesprächspartner klarzumachen.
»Sie haben«, sagte ich ihm, »den flämischen Verbänden die deutsche Sprache im Dienst zur Pflicht gemacht. Das war ein Irrtum. Für uns ›Germanen französischer Sprache‹ ist gerade eben diese unverzichtbar. Ich gehe sogar so weit, daß ich den Gebrauch der deutschen Sprache in unserer Einheit ausdrücklich verbieten werde. Später wird man schon sehen. Eines Tages werden gewiß alle Europäer Deutsch verstehen. Inzwischen brauchen wir unsere eigene Sprache, um nicht unterzugehen.«
So habe ich es immer gehalten. Es hat in unserer wallonischen Legion, auch als sie später eine Division der Waffen-SS geworden war, nie einen Deutschen gegeben, der irgendeinen Befehl hätte geben können, und schon gar nicht in seiner eigenen Sprache. Gewiß hatten wir auch deutsche Techniker und Spezialisten, aber sie mußten mit mir französisch sprechen. Als ich Divisionskommandeur geworden war, bekamen sie von mir ihre Orden und Rangabzeichen. Man bedenke: deutsche Orden und Ehrenzeichen auf Vorschlag eines wallonischen Kommandeurs und von diesem an die deutsche Brust geheftet. So ernst nahm es Hitler mit der Gleichberechtigung aller innerhalb der sich bildenden europäischen Gemeinschaft.
Stundenlang setzte ich Himmler meinen Standpunkt auseinander, liebenswürdig, aber bestimmt. Er hörte mich ruhig, ja sogar freundlich an. So erlangte ich im Verlauf unserer Unterhaltung nach und nach drei wesentliche Zugeständnisse: unser eigenes Kommando in unserer eigenen Sprache und dazu die Farben unseres Landes: schwarz-gelb-rot. Ja, ich ging noch einen Schritt weiter, als

ich Himmler sagte: »Wir möchten auch unseren Militärkaplan behalten.« Und ich erklärte ihm, daß es für uns Wallonen, die wir nicht klerikal, aber religiös sind, eine unerhörte moralische Stärkung bedeutete, in den Kämpfen an der Ostfront von großartigen Geistlichen begleitet zu werden.
»Sie werden, Reichsführer, als Befehlshaber und Soldat dafür Verständnis haben.«
Er hatte es. Wir durften auch als Einheit der Waffen-SS unsere Militärgeistlichen behalten, ja nun wurde dieses Zugeständnis auch anderen europäischen Freiwilligenverbänden gemacht. Der bekannteste dieser Militärgeistlichen wurde Msgr. Mayol de Lupé von der französischen SS-Division *Charlemagne.* Er war ein wahrhaft streitbarer Gottesmann, die vielleicht pittoreskeste Gestalt, die jemals eine deutsche Uniform getragen hat, stets bereit, dem ungläubigen Gegner die Bruderhand zu reichen, aber auch nicht weniger, ihm notfalls mit seinem Kruzifix den Schädel einzuschlagen. Hätten wir den Krieg gewonnen, wäre er der richtige Mann als Erzbischof von Paris gewesen.
Das war die letzte Forderung, die ich in meinem Gespräch von sieben oder acht Stunden mit Himmler durchsetzte. Berger war die ganze Zeit über dabei. Er sagte kein Wort. Er schluckte nur herunter. Ich war zufrieden, ja mehr als das. Und Himmler auch. Er ließ Champagner kommen. Wir verabschiedeten uns erst um drei Uhr morgens. Doch nicht, um zu schlafen. Jedenfalls was mich betraf. Ich ging in den Schlafwagen für Himmlers Sekretärinnen, unter denen es einige recht reizvolle gab. Ich klopfte an eine der Schiebetüren. Nach einiger Zeit öffnete sie sich. Im Türspalt erschien ein reichlich zerzauster, sehr blonder Wu-

schelkopf und fragte nach meinem Begehr. »Ach bitte, mein Fräulein«, sagte ich, »ziehen Sie sich doch an. Wir haben zu arbeiten.« Ich diktierte ihr das Protokoll der eben beendeten Unterredung.

Um 7.30 traf ich Himmler zum Frühstück wieder. Damit es über unsere Unterredung vom Vortag keine Mißverständnisse gäbe, sagte ich ihm, hätte ich inzwischen zwei Fassungen unseres Gesprächsprotokolls in deutscher und französischer Sprache schreiben lassen. Ob er sich die einmal ansehen wollte? Er war ein wenig befangen und nervös. Hatte er vielleicht gehofft, der Sinn unserer für mich so wichtigen, ja entscheidenden Unterredung würde sich im Champagnernebel verflüchtigen?

Er rückte sich, etwas unbehaglich, wie mir schien, die Brille zurecht und begann zu lesen. Ich hätte, raunte ich ihm zu, auch einen Durchschlag machen lassen. Ob er Original und Zweitschrift unterschreiben wolle? Ich würde dasselbe tun. Da hatte er schon den von mir bereitgehaltenen Füllfederhalter in der Hand und kritzelte mit seiner steilen deutschen Handschrift sein H. Himmler darunter.

Damit war die *Légion Wallonie* unter ganz beträchtlichen, ja für manche Begriffe unerhörten Zugeständnissen zu einem Bestandteil der Waffen-SS geworden.



5. KAPITEL

Wallonen und Wikinger

Meine erste Bekanntschaft mit der Waffen-SS hatte ich 1942 bei unserem Vormarsch durch die Ukraine und den Kaukasus gemacht. Unsere Jäger-Division war der 1. Panzer-Armee des Generalobersten von Kleist (später Generalfeldmarschall und OB einer Heeresgruppe) zugeteilt, deren Spitzendivision die SS *Wiking* war. Sie genoß in der ganzen Armee größte Hochachtung wegen ihrer hervorragenden soldatischen Leistungen. Ihr Kommandeur war damals der SS-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-SS Felix Steiner (später Kommandierender General des III. Germanischen SS-Panzer-Korps). Ich habe bereits seine anerkennenden Worte erwähnt, die er Himmler über uns wallonische Freiwillige und mich persönlich aus dem Kaukasus schrieb. Obwohl ich ihn damals persönlich noch nicht kannte, war die von ihm geführte *Wiking* uns allen schon ein fester Begriff. Ehe unser Jäger-Regiment, dem ich damals als einfacher Soldat angehörte, überhaupt Feindberührung hatte, stießen wir schon auf die Spuren unserer gepanzerten Vorhut. Es waren die frischen Gräber der tapferen »Wikinger« mit dem Eisernen Kreuz und den Siegrunen ihrer Truppe und vielen skandinavischen, aber auch deutschen Namen darunter. Im Kaukasus wurden wir dann Steiners Division taktisch unterstellt. Die Frontkameradschaft verbindet. Wallonen und Wikinger waren bald ein Herz und eine Seele. Während zweier

Monate nahm ich, wenn es die Lage irgend gestattete, meine Mahlzeiten auf Steiners Gefechtsstand ein. Er war ein durch und durch vornehmer Offizier, der sich seine ersten Auszeichnungen schon im Ersten Weltkrieg verdient hatte. Er trug zu seiner SS-Uniform stets eine tadellos weiße Krawatte, auch wenn er, die Maschinenpistole in der Hand, an einen Gefecht teilnahm.
Dieser enge Kontakt mit einer der besten SS-Divisionen trug zweifellos zu meinem Entschluß bei, unsere Legion *Wallonien* unter den von mir durchgesetzten Bedingungen in die Waffen-SS zu überführen. Diese Truppe, neben Heer, Marine und Luftwaffe so etwas wie der vierte Wehrmachtsteil, stellte für die Freiwilligen, die sich bei ihr meldeten, ihrerseits gewisse Bedingungen. Man mußte selbstverständlich nicht nur arisch, sondern auch mindestens 1,75 m groß, kräftig, mutig, willensstark und bereit sein, sich einer eisernen Disziplin zu unterwerfen. Diese Männer erhielten nicht nur eine perfekte militärische, sondern auch eine politische Ausbildung, die man – besonders in ihren sozialen Aspekten – nicht anders als revolutionär nennen kann.
Der größere Teil der Freiwilligen war nicht deutscher Herkunft. Im März 1945 waren auf der Junkerschule Bad Tölz von 100 Junkern (Offiziersanwärtern) des laufenden Lehrgangs, wie der ehemalige Kommandeur, der leider schon 1988 verstorbene Richard Schulze-Kossens, berichtet[1] nur 39 Reichsdeutsche. Die anderen 61 setzten sich so zusammen: 5 Volksdeutsche (aus Rumänien, Lettland und Dänemark), 6 Norweger, 10 Nieder-

---

[1] *Militärischer Führernachwuchs der Waffen-SS – Die Junkerschulen*, Osnabrück 1982.

länder, 21 Esten, 6 Flamen, 3 Wallonen, 5 Finnen, 3 Schweizer, 1 Däne und 1 Schwede. Es kamen so viele Freiwillige aus allen Ländern, schreibt Schulze-Kossens, der mehrfach persönlicher Adjutant Hitlers und nach hoher Auszeichnung und Verwundung an der Front der letzte Kommandeur der Junkerschule in Bad Tölz war, »daß es ... schwierig wurde, diesen Zustrom in sinnvolle und verantwortbare Bahnen zu lenken.« Ohne die Europäer wäre nach seiner Ansicht die Waffen-SS »das Gardekorps geblieben, als das sie sich im Grunde selbst verstanden hatte«.

Die große europäische Aufgabe der Waffen-SS wurde von vielen ihrer Offiziere rechtzeitig erkannt und praktisch durchzuführen versucht. Schulze-Kossens bildete jährlich fast 1000 Führeranwärter allein in Bad Tölz aus. »Eine neue Nation wird in Tölz geboren«, schrieb der Franzose Jean Mabire in einem seiner großartigen Kriegsbücher[1]. Und ein anderer Nicht-Deutscher, der norwegische Major Sven Blindheim, der sich seinen Dienstgrad nicht am Schreibtisch, sondern an der Front verdiente und dafür als Widerstandskämpfer hochdekoriert wurde, mußte in seinem Buch[2] anerkennen: »daß die jungen in Tölz ausgebildeten Norweger ... auch nicht weniger nationalbewußt gewesen sind als die Norweger auf englischer Seite.« Und Generaloberst Heinz Guderian erinnert in seinem Vorwort zu Paul Haussers grundlegendem Buch über die Waffen-SS[3] daran, »daß der europäische Gedanke in dieser Truppe erstmals Verwirklichung fand und daß

---

[1] *La Brigade Frankreich,* Paris 1973.
[2] *Nordmen under Hitlers fane,* Oslo 1977.
[3] *Waffen-SS im Einsatz,* Göttingen 1953.

Bande zwischen den Nationen Europas geknüpft wurden, die besser nicht zerrissen worden wären«.
Hausser selbst, der 1933 als General des Heeres zur SS gekommen und als Inspektor der SS-Verfügungstruppe, aus der die Waffen-SS hervorging, als ihr eigentlicher Vater angesehen werden muß, stellt fest: »Mag zwischen jenem Bild von Europa, das sich damals die europäischen Freiwilligen gemacht haben, und der heutigen Vision eines europäischen Gemeinwesens auch ein grundlegender Unterschied bestehen, eines wird man bei ihrer Beurteilung aus historischer Sicht aber doch wohl feststellen dürfen: Sie haben über die Grenzen ihrer Nationalstaaten hinaus an etwas Größeres, an ein Zusammengehen gedacht.«[1] Hitler selbst schließlich bestätigte seinem ehemaligen Adjutanten Schulze-Kossens, wie dieser in einer eidesstattlichen Erklärung vor dem Int.Mil.Gericht ihn Nürnberg bekundete,[2] noch im Sommer 1944, es sei zwar bei einem gemeinsamen Verteidigungssystem (wie der heutigen NATO) an eine gewisse Einschränkung nationaler Rechte gedacht, »aber nicht daran, die Souveränität der bestehenden Staaten anzutasten«.
Genau das war es, was ich – Hitlers Gedanken richtig interpretierend – bei dem nächtlichen Gespräch in Himmlers Salonwagen für uns Wallonen durchgesetzt hatte. Aber außer den drei grundsätzlichen Zugeständnissen, die Himmler mir und damit Belgien gemacht und durch seine Unterschrift besiegelt hatte, sollte ich am zweiten Tag unseres Beisammenseins noch mehr erreichen. Dazu war es allerdings nötig, daß ich, die vorzüglichen Nachrichten-

---

[1] *Soldaten wie andere auch*, Osnabrück 1966.
[2] *Berger-Dokument* Nr. 22 vom 13. 1. 48.

verbindungen unseres Extrazuges nutzend, noch während der Nacht mit dem Chef unserer wallonischen Einheit, dem damaligen Hauptmann Lucien Lippert, per Telefon eine Art Komplott schmiedete. Ich wollte, daß er der militärische Führer der Legion bliebe, auch wenn sie jetzt aus einer Jägerkompanie des Heeres in eine motorisierte Sturmbrigade der Waffen-SS verwandelt würde. Das bedeutete, daß er vom Hauptmann zum Rang eines Sturmbannführers (Major) aufstiege. Ich weihte ihn ein. »Ich komme mit Himmler«, flüsterte ich ihm zu. »Morgen früh werden wir gegen elf Uhr früh auf dem Bahnhof Meseritz eintreffen. Seien Sie bitte auf dem Bahnsteig. Ich möchte Sie dem Reichsführer persönlich vorstellen, ehe er unsere Einheit besichtigt.«

Es klappte alles vorzüglich. Beim Frühstück sagte ich Himmler, so als hätten wir das in der vergangenen Nacht ausdrücklich vereinbart: »Unser Einheitsführer wird uns auf dem Bahnsteig erwarten. Wäre es nicht das beste, wenn wir in aller Ruhe im Zug zusamme äßen, ehe Sie die Truppe besichtigen? So könnten Sie sich Lippert in Ruhe ansehen. Er ist aus Arel und spricht daher Deutsch. Er wird Ihnen gefallen.«

Er gefiel ihm. Arel (franz. Arlon) war vor der vollen Unabhängigkeit des Großherzogtums Luxemburg (1890) Hauptstadt der gleichnamigen belgischen Provinz, die im Gegensatz zum wallonischen Westteil dieses europäischen Kleinstaates deutschsprachig ist. Lippert, der im nächsten Jahr beim Ausbruch aus dem Kessel von Tscherkassy fiel – ein sowjetisches Explosivgeschoß zerriß ihm die Brust –, war ein kräftiger, blonder Hüne, der die belgische Kriegsschule als Bester seines Lehrgangs absolviert hatte. Jetzt stand der junge Hauptmann da auf dem Bahnsteig in

tadelloser Uniform und ebensolcher Haltung, eine rechte germanische Heldengestalt, so wie sie Himmler in seinen schönsten Träumen wohl erschienen sein mag.
Nach dem höchst angenehm verlaufenden Essen beförderte Himmler den Kommandeur unserer neuen SS-Sturmbrigade so, wie ich mir das gedacht hatte, zu dem ihm zustehenden nächsthöheren Dienstgrad eines SS-Sturmbannführers. Dann fuhren wir in unser Lager, wo die Legion – wie mit dem Lineal ausgerichtet – angetreten war. Sie beeindruckte den Reichsführer ebenso stark wie ihr Kommandeur.
Aber ich hatte für Himmler noch eine besondere Überraschung. Bei der anschließenden persönlichen Vorstellung unserer Offiziere, die Himmler sämtlich mit Handschlag begrüßte, wollte ich auch unseren Geistlichen nicht verstecken, dessen Verbleiben in unserer Einheit Himmler ja selbst in der vergangenen Nacht genehmigt hatte. Als wir vor der stattlichen Gestalt dieses streitbaren Gottesmannes und Soldaten standen, hob ich meine Stimme und stellte mit kräftiger Betonung vor: »Der katholische Kaplan der SS-Sturmbrigade *Wallonien!*« Himmler begrüßte auch ihn mit Handschlag und einem weithin hörbaren »Herr Pfarrer«. In diesem Augenblick wurden (von mir bestellt) von einem Kriegsberichter zwei Fotos geschossen. Das schien dem Reichsführer nicht besonders angenehm zu sein. »Aber Degrelle«, wandte er sich zu mir, »wozu diese Fotos?«
»Für den *Osservatore Romano,* Reichsführer«, antwortete ich ohne Scheu und unter allgemeiner Heiterkeit. Die offiziöse Zeitung des Vatikans veröffentlichte die Fotos leider nicht. Aber sie sind als Dokument der guten Zusammenarbeit zwischen der katholischen Kirche und der Füh-

rung des Dritten Reiches ebenso erhalten wie das (am 20. Juli 1933) von Hitler mit dem Heiligen Sttuhl geschlossene Konkordat, das noch heute in Kraft ist. Ich hatte meine letzte Schlacht gegen den damals mächtigsten Mann nach Hitler mit Humor gewonnen.
Mein persönliches Urteil über Himmler war nach dieser ersten, ebenso ausgedehnten wie erfolgreichen Begegnung mit ihm nicht so nachteilig wie das von anderen Waffen-SS-Führern, die allerdings wohl meist länger und intensiver mit ihm zu tun hatten als ich. Ich kann über unsere stundenlangen Gespräche nichts anderes sagen, als daß er mir stets interessiert, ja manchmal mit Erstaunen zuhörte. Das gilt insbesondere für meinen großen Plan zur Erneuerung des Westens, dessen historische Grundlage die alten Burgunderreiche seit dem fünften Jahrhundert nach Christus sind. Ihre Geschichte ist durch das mittelhochdeutsche Nibelungenlied, das große Heldenepos der Treue, und andere bis heute erhaltene Volkssagen fest im Bewußtsein der Deutschen und anderer germanischer Völker, auch des wallonischen, verwurzelt. Mein Plan ging dahin, von einem nach dem Krieg zu schaffenden Groß-Burgund ausgehend, einen geistig-politischen Kern zu bilden, um den sich nach und nach unser ganzer Kontinent zusammenschließen könnte. Immerhin hatte es ja schon einmal ein Burgunderreich gegeben, das sich von der Nordsee bis zum Bodensee erstreckte.
Himmler hörte sich meinen Plan nicht nur an – zunächst verwundert, wie mir schien, dann interessiert –, sondern stimmte ihm schließlich zu. Ja, er erweiterte ihn sogar: unser nach dem Krieg zu errichtendes Burgunderreich sollte nicht nur von der Nordsee bis zum Bodensee, sondern über die Alpen hinweg bis ans Mittelmeer reichen.

Dieses schlicht Burgund genannte Staatsgebilde hätte über seine eigene Wehrmacht, Außenpolitik, Finanzverwaltung, Währung, Post und alle anderen Dienste verfügt. Und sein erster Kanzler – sollte ich sein. Dies alles wurde von Himmler und damit auch von Hitler, den er ja über alle Einzelheiten unterrichtet hatte, dadurch bestätigt und gutgeheißen, daß er seine Unterschrift unter das von mir so ausführlich wie möglich aufgesetzte Protokoll unserer nächtlichen Mammutkonferenz gesetzt hatte.
Teile dieses Dokumentes, besonders diejenigen, die sich auf meine Person und den Groß-Burgund-Plan bezogen, wurden am 21. Mai 1947 vom Pariser *Figaro,* der altangesehenen konservativen Morgenzeitung, in großer Aufmachung auf der 1. und 3. Seite veröffentlicht. Die Ernsthaftigkeit dieser Publikation wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß sie sich in diesem Fall auf die Enthüllungen von Himmlers angeblichem »Leibarzt« Kersten bezog, die dieser damals gerade unter dem Titel *Ich war Himmlers Vertrauter* veröffentlicht hatte. Kersten, der in Wirklichkeit außer einem Vertrauten Himmlers auch dessen Leibmasseur war,[1] wurde in diesem Fall in seiner Glaubwürdigkeit durch keinen geringeren als André François-Poncet bekräftigt, der dessen Enthüllungen in dem genannten Blatt sachkundig und objektiv kommentierte. Dieser hervorragende französische Diplomat, Mitglied der weltweit anerkannten Académie Française, gilt als der beste Deutschlandkenner seines Landes, da er nicht nur in Berlin (1937/38), sondern auch in Bonn (1953–1955) Botschafter und bis zur vollen Souveränität der BRD

[1] Josef Kessel, *Der Mann mit den magischen Händen,* München 1961, sowie H. D. Röhrs, *Hitlers Krankheit,* Neckargemünd 1966.

Hoher Kommissar der französischen Besatzungsmacht (1949–1953) war. Dieser aufgrund seiner zahlreichen Bücher, Reden und Aufsätze wohl tatsächlich berufenste Kommentator der zwischen Himmler und mir vereinbarten Pläne bezeichnete diese als von »zuverlässiger Glaubwürdigkeit« und sprach von Burgund als dem »liebevoll gehegten und zum Musterstaat ausersehenen Land.« Himmler selbst hatte in den von ihm unterschriebenen, von mir entworfenen und nach Kersten im *Figaro* wiedergegebenen Erklärungen u.a. festgestellt: »Die Welt wird die Wiederauferstehung des alten Burgunds erleben, dieses Mittelpunktes der Wissenschaft und der Kunst.« Und auch seine Vorhersage ist authentisch, wie ich bezeugen kann: »Ich glaube, daß Degrelle, der Führer der belgischen Rexisten, der erste Kanzler des neuen Burgund sein wird.« Sie traf nicht ein, weil wir den Krieg verloren. Aber den Beinamen, den man mir damals mit liebenswürdigem Spott verlieh: »Modesto I., Großherzog von Burgund«, habe ich bis heute behalten. Auch Himmler wurde mit unseren Groß-Burgund-Plänen im Führerhauptquartier nicht ernst genommen. Hitler selbst soll sich über die »Tonscherben-Folklore« seines Reichsführers lustig gemacht haben.[1]
Für mich war das in Himmlers Sonderzug Besprochene voller, ja heiliger Ernst. Es ging nicht darum, Frankreich oder Deutschland und schon gar nicht Belgien zu nützen oder zu schaden. Was wir in jenem Augenblick wollten, war einzig, daß irgend jemand im Westen den europäischen Schalthebel, zu dem wir Burgund machen wollten, fest in die Hand nähme. Ob das nun jemand aus der Gascogne oder aus der Auvergne, aus Bayern oder Berlin

[1] Heinz Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf*, Gütersloh 1967.

oder ein Wallone französischer Herkunft war, spielte keine Rolle. Wesentlich war allein, daß jemand im Westen die dazu nötige Position der Stärke erreichte. Nur sie konnte dazu verhelfen, daß wir uns alle von Marseille bis Antwerpen und von Sevilla bis Nimwegen zu einer einzigen großen europäischen Gemeinschaft zusammenschlössen.
Damit, daß Himmler mit Wissen Hitlers meinen Plan Burgund gutgeheißen hatte, und daß Hitler selbst seinen berühmten Ausspruch über mich als seinen Wunschsohn getan hatte, schien die Basis für ein geeintes Europa geschaffen. Wir neuen Burgunder wollten die Vorkämpfer dieses Europas sein. Freudig stellte ich mich an ihre Spitze.
Es war vielleicht kein Zufall, daß in diesem gemeinsamen Kampf für ein kommendes Europa wir Wallonen mit den Wikingern im Verband der Waffen-SS so eng und kameradschaftlich zusammenstanden. Ein Kommandeur der Division *Wiking* war es gewesen, der den Reichsführer SS als erster so nachdrücklich auf uns aufmerksam gemacht hatte. Mit ihm und seinen Männern hatten wir, damals noch eine unscheinbare Jäger-Kompanie im Kaukasus, Seite an Seite gekämpft. Wir sollten sie auch als motorisierte SS-Sturmbrigade wieder treffen, bei Tscherkassy, am Finnischen Meerbusen und schließlich an Oder und Spree, wo Skandinavier und Wallonen zu den letzten Verteidigern der Reichshauptstadt gehörten.
Im 9. Jahrhundert hatten wir im alten Burgunderreich auf dem Boden des heutigen Frankreichs und Deutschlands bei den Wikinger-Einfällen am Rhein gegeneinander gekämpft. Jetzt standen wir Seite an Seite. In der gleichen Uniform, mit den gleichen Hoheitszeichen und für das gleiche Ziel: Europa.



6. KAPITEL

Das Ritterkreuz für Tscherkassy

Unser zweiter Aufbruch zum Kreuzzug gegen den Kommunismus fand Ende Januar 1943 vom Brüsseler Sportpalast aus statt. Aus unseren ersten 800 Freiwilligen von 1941 war inzwischen die SS-Sturmbrigade *Wallonien* mit einem Soll-Bestand von 2000 Mann geworden. Ihr galt der Jubel von Zehntausenden unserer Landsleute bei der Kundgebung selbst und auf den Anmarschstraßen. Die Begeisterung drückte sich auch in einer Hochflut von Freiwilligenmeldungen aus. Weitere 2000 Mann befanden sich bereits in der Ausbildung. Sie sollten unsere Reihen auffüllen, wenn diese sich bei den erwarteten harten Kämpfen im Osten lichten würden. 75 % von ihnen waren Arbeiter, vor allem aus unseren Kohlengruben. Andere kamen aus deutschen Kriegsgefangenenlagern und vertauschten jetzt ihre Uniformen, in denen sie 1940 ihre Heimat verteidigt hatten, mit denjenigen der Deutschen, von denen sie damals besiegt worden wren. Natürlich gab es auch Rexisten, Angehörige meiner Bewegung, unter ihnen. Aber die Parteizugehörigkeit spielte bei der Zulassung zu unserer Freiwilligentruppe keine Rolle. Fast alle Gesellschaftsschichten waren in ihr vertreten, auch Adel und gehobenes Bürgertum.
Es dauerte noch einige Monate, bis unsere Brigade aufgestellt und vor allem voll ausgerüstet war. Aber dann, Anfang November 1943, war es soweit. Wir wurden, 2000

Mann stark, mit unseren 354 Panzern und sonstigen motorisierten Fahrzeugen, Waffen und Munition auf 300 Waggons in sechs langen Zügen verladen. Wir waren nur ein kleiner Teil der 400 000 Mann, die sich vor beinahe tausend Jahren meinem engeren Landsmann Gottfried von Bouillon zu seinem Ersten Kreuzzug (1096–1099) angeschlossen hatten. Aber ihr Glaube an ihre Sache und ihr Wille, dafür ihr Leben einzusetzen, kann auch nicht stärker gewesen sein als der unsere.
Der Transport durch halb Europa, Polen, Galizien und Bessarabien bis zum Dnjepr, an dem wir schon vor mehr als zwei Jahren gekämpft hatten, schien uns endlos. In Lemberg empfingen wir Winterbekleidung, wie sie uns im ersten schrecklichen Kriegswinter im Osten gefehlt hatte: gefütterte Uniformen, Filzstiefel, lange, schneeweiße Tarnmäntel, Pelzkapuzen und alles, was im Winter ein Landserherz erfreuen konnte.
Nicht mehr weit vom Dnjepr hörten wir zum ersten Mal das Grollen der Front, der wir uns näherten. Bald fuhren wir mitten durch feindliches Artilleriefeuer. Hier muß ich eine Bemerkung einflechten: Mut ist keine natürliche menschliche Verhaltensweise. Im Gegenteil: Jedes Lebewesen, auch der Mensch, hat von Natur aus Furcht. Auch ich hatte sie in diesem Augenblick, obwohl ich schon viele Schlachten und Gefechte, ja ich weiß nicht wie viele Nahkämpfe hinter mir und sie im Soldbuch ebenso wie durch die Auszeichnungen bestätigt bekommen hatte, die ich auf meiner Uniform trug. Wer keine Furcht hat, ist anormal. Gerade feinfühlige Menschen, wie es sie besonders unter Intellektuellen gibt, haben am meisten Furcht. Sie brauchen den stärksten Willen, um ihre Furcht zu bezwingen. Das rein Animalische im Menschen muß über-

wunden werden, das jeder Gefahr und besonders dem drohenden Tod auszuweichen versucht. Mut ist nicht angeboren, sondern vor allem ein moralischer Wert. Die Seele des Tapferen ist es, die seinen Instinkt beherrscht. In dieser Nacht haben wir alle wohl ähnliche Gefühle und Gedanken gehabt. Aber wir alle haben, wie es in der Landsersprache heißt, schließlich den »inneren Schweinehund« überwunden.
Ich schrieb eine Feldpostkarte an meinen in Brüssel verbliebenen Sekretär, auf der es heißt: »Wir sind tief in den Hals der Flasche vorgedrungen, in der man uns ertränken will.« Fast drei Monate später sollte es soweit sein. Das Drama von Tscherkassy bahnte sich an und drohte eine ähnliche Katastrophe wie die von Stalingrad zu werden. Die große militärische Lage war so, daß drei Monate nach Stalingrad auch das ruhmreiche Afrika-Korps infolge der mangelnden Beherrschung des Mittelmeers hatte kapitulieren müssen. Im Juli landeten die Alliierten auf Sizilien und traten ihren Vormarsch durch Italien an. An der Ostfront war gleichzeitig der massierte deutsche Gegenangriff auf Woronesch am Don nicht durchgedrungen. Die Sowjets nützten ihren Abwehrsieg zu einem neuen Vorstoß auf Charkow, das in ihre Hände fiel. Sie gelangten bis an den Dnjepr und über diesen hinweg, wobei sie die Städte Kiew und Dnjepropetrowsk zunächst links und rechts liegen ließen. Unser Kampfabschnitt war jener spitze Keil von Tscherkassy, der zwischen den schnell vorgedrungenen Sowjetarmeen bis an den Dnjepr reichte und bisher hatte gehalten werden können.
Wir waren zunächst der SS-Division *Wiking* zugeteilt, deren Kommando General Herbert Gille von Steiner übernommen hatte. Ihr war durch einen ausdrücklichen Füh-

rerbefehl die Aufgabe übertragen, ihre Stellungen am Dnjepr im Rücken der auf beiden Seiten vorgedrungenen Sowjets unter allen Umständen zu halten. Wir sollten ihr dabei helfen. Unser Gefechtsabschnitt schloß sich südlich an denjenigen der *Wiking* an. Um ihn zu erreichen, brauchten wir nach dem Ausladen mit unseren funkelnagelneuen Motorfahrzeugen drei Tage für eine Strecke, die sie normalerweise in wenigen Stunden geschafft hätten. Aber unsere Legion machte hier ihre ersten schlimmen Erfahrungen mit dem russischen Schlamm, der bis zu einem halben Meter tief war und von den Partisanen für ihre Überfälle aus dem Hinterhalt genutzt wurde.
Der von uns zu besetzende und zu verteidigende Abschnitt hatte eine Front von rund 20 km. Wir lagen zwischen dem Dnjepr und einem seiner ebenso eisigen rechten Nebenflüsse namens Olchanka. Aber was war das für eine Front! Eine Kompanie von uns lag hier, eine andere da. Dazwischen nichts. Der Feind sickerte zwischen unseren Stellungen durch. Und wir taten dasselbe. Es war ein aufreibender Kleinkrieg. Und wir spürten dabei, wie der Einschließungsring immer enger wurde.
Weihnachten nahte. Ich hatte mich mit meiner 3. Kompanie, deren Chef ich damals war, in einem Dorf namens Baibusy eingerichtet. Es war nicht mehr als eine Ansammlung von »Isbas«, jenen primitiven, aus Lehm errichteten Hütten, wie sie für die dortige Gegend kennzeichnend sind. Es gab auch eine kleine orthodoxe Kapelle. Und natürlich den dazugehörigen Popen. Er hatte sich lange im Wald verkrochen. Als es sich bis zu ihm herumgesprochen hatte, daß wir keine Menschenfresser, sondern freundliche, umgängliche Lebewesen wären, kam er ins Dorf zurück. Ich forderte ihn auf, sonntags doch wieder seine

Messe zu zelebrieren. Er tat's. Unser Feldgeistlicher unterstützte ihn. Und viele von uns waren dabei, wenn die Umstände es erlaubten. Vielleicht würden wir auch hier, mitten in den Weiten der Ukraine, ein richtiges christliches Weihnachtsfest erleben können.
Es kam anders. Ich hatte in jedem Bunker einen Weihnachtsbaum aufstellen und sogar schmücken lassen, wie es eben ging. Die Sanitäter hatten aus ihren Kästen Leihgaben von Watte gemacht, deren weiße Tüpfchen statt der in der Wehrmachtsverpflegung nicht vorgesehenen Zuckerkringel und Pfeffernüsse die Bäumchen schmückten. Die Stimmung war alles andere als ausgelassen. Wir hatten zu viele 16- und 17jährige unter unseren Freiwilligen, denen an diesem Abend die Wärme des Elternhauses fehlte. Und wer von uns hätte nicht an seine Familie gedacht! Manchem kamen die Tränen. Ich machte die Runde von Bunker zu Bunker. Ich kam nicht allzuweit. Als Mitternacht sich näherte und die Fröhlichsten bereits das »Minuit, Chrétiens« anstimmten, begannen die Stalinorgeln die Begleitmusik dazu. Statt der Weihnachtskerzen flammten die Leuchtraketen, berstende Granaten und die Bahnen der Leuchtspurmunition auf, ein Feuerwerk, mit dem man selbst im geräuschfreudigen Südamerika an diesem Abend hätte Ehre einlegen können.
Vielleicht war dieser Feuerüberfall der Sowjets mit anschließendem Sturm auf unsere Stellungen gar nicht schlecht. Wir hatten keine Zeit, melancholisch zu werden. Wir mußten uns verteidigen. Das ließ keine Zeit für Wehmut.
In der Neujahrsnacht wiederholte sich die Erfahrung. Diesmal waren wir die Angreifer. Auf Befehl von oben kamen wir einer Wiederholung der sowjetischen Weih-

nachtsnacht zuvor. Unser Angriff wurde ein voller Erfolg. Aber an diesem Neujahrsmorgen 1944 schleppte ich einen ganz jungen Freiwilligen auf meinen Schultern zurück in unsere Ausgangsstellung. Ihn hatte, als er in einen Sowjetbunker sprang, eine Garbe aus einer sowjetischen Maschinenpistole durchsiebt. Er lebte noch. Die lockigen Haare klebten an seiner Stirn. Um fünf Uhr stieg die Sonne rot über den Waldrand. Wir kamen keuchend zu meiner Isba. Ich lud den blutenden Jungen von meiner Schulter. Seine Augen waren gebrochen.

Am 28. Januar 1944 schloß sich der sowjetische Einschließungsring weit südlich unserer Stellungen. Wir waren die einzige Einheit, die sich noch am Djepr hielt. Ein zweites Stalingrad bahnte sich an. Elf deutsche Divisionen standen noch in diesem Riesenkessel. Die Masse der russischen Angriffsarmeen war bereits 200 km weiter westlich bis an den Bug vorgedrungen. Die feindliche Propaganda – nicht nur die sowjetische – bereitete sich auf einen ähnlichen Triumph vor. Sie sollte enttäuscht werden. Denn wir kapitulierten nicht wie Paulus. Wir hielten nicht nur stand, wir brachen durch. Tscherkassy wird eines Tages zusammen mit anderen großen Schlachten an den Kriegsschulen in Ost und West ein Lehrbeispiel für den Erfolg von Präzision und Kaltblütigkeit einer weit unterlegenen Truppe in scheinbar auswegloser Lage sein.

Am 28. Januar 1944 hatte Gille einen Funkspruch an Himmler geschickt. »In drei Stunden ist die Division Wiking eingeschlossen.« Noch ehe sie vergangen waren, hatte sich die Tatsache vollzogen. Gleichzeitig folgte der Kälte von minus 30 bis 40 Grad wolkenbruchartiger Regen. Tausende von Geschützen, Zugmaschinen und Lastkraftwagen blieben im Schlamm stecken, bis sie von den

vordringenden Sowjetpanzern niedergewalzt wurden. In diesen 23 Tagen nach denen wir den Durchbruch zu Hubes von außen anstürmenden Panzern erzwangen, hatte ich 17 Nahkämpfe Auge in Auge mit dem Feind zu bestehen und wurde viermal verwundet. Alle unsere Solaten erlebten ähnliches. Ich habe es in meinem Buch *Die verlorene Legion*[1] in allen Einzelheiten geschildert.
Ich selbst war nach vorschriftsmäßigem Durchlaufen sämtlicher Dienstgrade vom einfachen Soldaten bis zum Hauptmann mit dem entsprechenden Rang eines Hauptsturmführers in die SS-Sturmbrigade (mot) *Wallonien* überführt und zunächst als Kompaniechef eingesetzt worden. Jetzt tat ich Dienst als Ordonnanzoffizier unseres Kommandeurs, des Obersturmbannführers (Major) Lucien Lippert. Ich war sein engster Mitarbeiter und ständiger Begleiter. Wir kämpften zusammen und aßen gemeinsam aus unserem blechernen Kochgeschirr. Lippert war stets der letzte, der seine Verpflegung empfing. Erst mußten alle anderen satt sein. Wir bewunderten ihn alle. Aber für mich hatte das den Nachteil, daß ich manchmal zusammen mit dem Kommandeur die allerletzten aus dem Kessel gekratzten Reste bekam.
Es war ein schwerer Schlag für uns, als Lippert gleich zu Beginn unseres schließlich erfolgreichen Ausbruchs (am 14. Februar 1944) in Nowo-Buda fiel.
In der Nacht vom 10. zum 11. Februar hatte General Gille unserem Kommandeur mitteilen lassen: »Die Chancen, der völligen Vernichtung zu entgehen, betragen 4 bis 5 Prozent«. Der Empfänger dieses düsteren Spruches sollte leider nicht zu dieser verschwindend geringen Prozentzahl

---

[1] A. a. O.

gehören. Am nächsten Tag (11. Februar) erschienen mit der üblichen weißen Fahne zwei Sowjetoffiziere und überbrachten ein Ultimatum, zu kapitulieren. Widrigenfalls wurde der Beginn unserer Vernichtung für 13 Uhr des gleichen Tages angekündigt. Die Russen hielten ihr Versprechen, nachdem ihr Ultimatum abgelehnt worden war. Die Hölle brach los. Der Kessel, anfänglich etwa von der Größe Belgiens (30 500 km^2) war auf ein winziges Bruchstück (etwa 60 km^2) mit der Ortschaft Denderowka im Mittelpunkt zusammengeschrumpft. Am Samstag, dem 12. Februar, um vier Uhr morgens räumten wir unsere bisher gehaltenen Stellungen und stießen zu der südlichen Angriffsgruppe, die versuchen sollte, mit Hubes Panzern Verbindung aufzunehmen, die aus entgegengesetzter Richtung den fest geschlossenen Kessel aufzubrechen versuchten.
Am 13. Februar wurde bei uns das letzte Brot ausgegeben. Seit acht Tagen schon hatte keines der Versorgungsflugzeuge mehr im Kessel landen können. Aber wenigstens mit Munition konnten wir noch durch Fallschirmabwürfe zur Not versorgt werden. An diesem Tag verlor unsere Brigade ihre letzten drei Panzer und am nächsten – ihren Kommandeur. Jetzt hieß es handeln. Ich konnte unter schwersten Angriffen des Feindes und bei weitgehend zerstörten Nachrichtenverbindungen keine Befehle von oben oder gar die Entsendung eines neuen Kommandeurs abwarten. Ich übernahm ganz einfach das Kommando über die Sturmbrigade *Wallonien.* Für unsere Männer war das das natürlichste der Welt. Aber auch die übergeordneten deutschen Kommandostellen akzeptierten meine unter so ungewöhnlichen Umständen getroffene Entscheidung. Selbst Hitler war damit einverstanden, nachdem er mir mit einem

Funkspruch befohlen hatte, mit dem letzten Flugzeug, das versuchen sollte, Verwundete zu retten, auch mich ausfliegen zu lassen. Diesen Führerbefehl befolgte ich nicht. Ich lehnte ihn rundweg ab. Sollte Hitler darauf bestehen, würde ich mir noch an der Tür des Flugzeugs eine Kugel in den Kopf schießen. Ein deutscher Offizier, der diesen ungewöhnlichen Austausch von Funksprüchen verfolgt hatte, hielt den Wortlaut fest und hat ihn nach dem Krieg veröffentlicht.

Dagegen meldete ich mich freiwillig, als General Gille bei einer Besprechung mit den anderen Kommandeuren fragte, wer bei dem bereits anlaufenden Durchbruchversuch die Spitze übernehmen wolle. Ich war der Jüngste nicht nur an Dienstrang und Dienststellung – ein kleiner Hauptsturmführer unter lauter Generalen –, sondern auch an Jahren. Sie alle waren hervorragende Soldaten. Sie hatten ihre militärischen Fähigkeiten, ihren Mut und ihr moralisches Stehvermögen vielfach bewiesen. Aber jetzt waren sie mit ihren 50 oder mehr Jahren physisch am Ende ihrer Kräfte. Auch ich war nicht mehr ganz frisch. Erst wenige Stunden zuvor hatte es mich wieder einmal erwischt, am rechten Arm. Trotzdem trat ich jetzt vor und meldete mich zur Übernahme der Durchbruchspitze. Natürlich mit meinen Männern und allem, was von unserer Sturmbrigade noch übriggeblieben war. Ich wußte, daß sie alle dachten wie ich. Eine Kapitulation durfte es für uns nicht geben. Wenn wir schon sterben mußten, dann nur im Kampf.

Wir hatten nach Gilles Durchbruchsplan zunächst die Nachhut zu bilden, damit sich das Gros ohne Störung absetzen könnte. Wenn das im Verlauf der Nacht gelungen wäre, sollten wir uns an die Spitze setzen und den Durch-

bruch zu den Hube-Panzern erzwingen, die sich angeblich bis auf 5 km an den Einschließungsring vorgekämpft hatten. In Wirklichkeit waren es 17 km. Und was für Kilometer! Schnee fiel in dichten Flocken. Er hatte das Vordringen der Panzer verzögert. Die zwei eingeschlossenen Armeekorps (das XI. unter General Lieb und das XXXXII. unter General Stemmermann) und wir alle klammerten uns an Hubes kurzen und vielversprechenden Funkspruch: »Ich komme.«

Er kam auch wirklich. Bis dahin aber mußten wir die ständigen Angriffe der Kosaken und Sowjetpanzer zurückschlagen, unsere Verwundeten versorgen und marschieren, marschieren ... 800 Mann verloren wir bei diesem Durchbruch. Von den 2000 Mann, mit denen die Legion ausgezogen war, gab es nur noch 632. In der letzten Nacht kamen wir bis auf 3 km an Lysjanka heran, das bereits von Hubes Panzern eingenommen sein mußte. Ich hatte aus den wild zusammengewürfelten Haufen deutscher, skandinavischer und wallonischer Soldaten aller Waffengattungen Kampfgruppen von je zehn Freiwilligen gebildet, die sich auf Lysjanka vorkämpften. Und dann sahen wir plötzlich, als wir gerade im Mondschein auf einem glitschigen Balken über einen Wasserlauf balanciert waren, drei schattenhafte Gestalten auftauchen. Sie trugen eindeutig deutsche Stahlhelme. Sie gehörten zu Hubes Vorhut. Wir fielen uns in die Arme. Es war geschafft. Der sowjetische Heeresbericht hatte bereits unsere endgültige Vernichtung gemeldet. Gewiß, wir hatten schreckliche Verluste gehabt. Aber die Bresche war nun geschlagen, durch die 54 000 Mann dem sicheren Tod entgingen. Jetzt drängten sie sich um die Feldküchen, die uns das deutsche Oberkommando entgegengeschickt hatte. Jetzt bekamen – nach uns – auch

die bedauernswerten Küchenbullen etwas auszustehen. Und sie leisteten – wie wir – Hervorragendes. Für viele von uns, die wir am Ende unserer Kräfte waren, bedeutete diese Feldküchenschlacht nach Tagen das erste warme Essen.
Für mich gab es noch eine besondere Überraschung. Ich wurde zum Kommandierenden General befohlen. Ich meldete mich so, wie wir alle waren: mit einem Tage alten Bart, schmutzig, mit Eis und Schlamm auf Uniform und Stiefeln. »Kommen Sie«, sagte der General, »der Führer hat schon dreimal anrufen lassen. Er erwartet sie.« Ich sollte das Ritterkreuz bekommen. Ein Fieseler-Storch war auf seinen Gleitkufen in der Nähe des Korps-Gefechtsstandes gelandet. Hitler hatte ihn geschickt, um mich abzuholen. Ich stieg so, wie ich war, in das putzige kleine Flugzeug, das mich nach Uman zum nächsten in Betrieb befindlichen Flugplatz brachte, um von dort aus mit einer dreimotorigen Maschine weiter ins Führerhauptquartier zu fliegen. Auf dem vierstündigen Flug hatte ich Gelegenheit, mir die letzten Tage und Wochen im Kessel von Tscherkassy noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen.
8000 Tote hatte der Durchbruch gekostet – eine schreckliche Zahl. Aber es waren genau ebenso viele wie die, die schließlich nach der Katastrophe von Stalingrad überhaupt noch am Leben blieben. Wir aber hatten mit dem Opfer von 8000 Mann 54 000 Kameraden, 80 % der eingeschlossenen Truppen, gerettet. Der an Zahl und Material übermächtige Gegner hatte sich gegen die Disziplin und den Heldenmut unserer Soldaten, gegen das überlegene operative und taktische Können unserer Offiziere und gegen die Charakterstärke und den persönlichen Mut jedes einzelnen von uns nicht durchsetzen können.
Ein zweites Stalingrad hätte in diesem Augenblick psycho-

logisch die Moral des deutschen Volkes untergraben. Tscherkassy war schon deshalb nötig, damit sich die alliierte Propaganda nicht wie ein gieriger Raubvogel auf eine neue Niederlage an der Ostfront stürzen konnte. Aber vor allem war dies Scheitern der Sowjets unerläßlich, um Europa zu retten. Wir hatten mit unserem nicht zu brechenden Widerstand während des ganzen Winters 1943/44 die sowjetische Großoffensive drei Monate lang aufgehalten. Ohne ihn wäre die russische Dampfwalze schon Anfang 1944 auf den Balkan und von dort über ganz Europa hinweggerollt. Ohne den geringsten Zweifel wäre Paris schon längst von der Roten Armee erobert und besetzt worden, ehe noch der erste gummikauende Yankee an den Küsten der Normandie hätte landen können. Man bedenke doch, daß die deutschen Truppen 1940 innerhalb von anderthalb Monaten den ganzen Balkan erobern konnten, weil wir bei Sedan nicht standgehalten hatten. Was wäre geschehen, wenn auch wir jetzt den Kampf aufgegeben und Stalin nicht den Weg von Tscherkassy nach Rumänien und weiter nach dem Westen verlegt hätten? Dann wäre den Franzosen und Belgiern das Schicksal der Tschechen und Polen ganz gewiß nicht erspart geblieben. Unsere Toten von Tscherkassy starben nicht umsonst. Sie starben für Europa.



7. KAPITEL

Ein Hemd von Himmler, die Stiefel von Hitler

Am 21. Februar 1944 verbreitete die offizielle deutsche Nachrichtenagentur DNB den Text eines vom Führerhauptquartier ausgegebenen Kommuniqués über den dort am Vorabend stattgefundenen Empfang der Kommandeure der bei Tscherkassy eingeschlossen gewesenen Truppenteile: Generalleutnant Lieb (XI. AK), Generalleutnant der Waffen-SS Gille (5. SS-Panzerdivision Wiking) und – wie es wörtlich hieß – »den Führer der SS-Freiwilligen-Brigade Wallonien, SS-Hauptsturmführer Léon Degrelle, der nach dem Heldentod des Kommandeurs der Brigade ihre Führung übernahm und sich in den entscheidenden Durchbruchskämpfen hervorragend einsetzte.« Lieb erhielt das Eichenlaub, Gille die Schwerter dazu und ich das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, das damals noch keine Dutzendware war. Ich war unendlich stolz und glücklich: der einzige Belgier, dem Hitler damals persönlich das schwarz-weiß-rote Band mit dem Eisernen Kreuz um den Hals legte.

Die etwa 150 km bis Uman unweit des Bugs, den die Sowjets inzwischen schon erreicht hatten, brachte unser Storch, so langsam er auch flog, schnell hinter sich. Hier stiegen wir in die uns schon mit warmgelaufenen Motoren erwartende Junkers um. Bald zogen die uns verbliebenen Reste der Ukraine unter uns vorbei. Ich sollte sie nie wiedersehen. Und doch sehe ich sie noch heute vor mir in

ihrer etwas melancholischen Schönheit, die weiße oder gelbe Steppe mit ihren endlosen Sonnenblumenfeldern, mit ihren langgezogenen Dörfern, den primitiven, aber sauberen Isbas und ihren sympathischen Menschen, unter ihnen diese großen Mädchen mit ihren breitflächigen Gesichtern und gewaltigen Busen. Das war nun für immer vorbei. Als wir die Pripjet-Sümpfe überquert hatten, entzogen uns Wolken die Sicht. Nur gelegentlich erhaschten wir durch ein Wolkenloch noch einen Blick auf die Erde. Die Häuser mit ihren roten Ziegeldächern verrieten uns, daß wir über Europa flogen. Und dann tauchten auch schon die tiefblauen Masurischen Seen auf, wo Hindenburg vor 30 Jahren, zu Beginn des Ersten Weltkrieges, die bis dorthin vorgedrungenen Russen aufhielt und in zwei für damalige Verhältnisse gewaltigen Schlachten schlug.

Bei diesen historischen Reminiszenzen am Ende unseres etwa vierstündigen Fluges setzten wir auch schon zur Landung auf dem Flughafen von Rastenburg (Ostpreußen) an, der recht belebt war, seit der Führer ganz in der Nähe sein Hauptquartier »Wolfsschanze« bezogen hatte. Himmler ließ mich abholen und zu seinem nahen Stabsquartier bringen. Ich fühlte mich hier, wo die Offiziere mit Silberkordeln an den Mützen und blankgewichsten Stiefeln herumliefen, in meiner schäbigen Aufmachung, in der ich aus dem Kessel ausgebrochen war, etwas unbehaglich. Meinen völlig verdreckten Schafsfellmantel brauchte ich ja nur abzulegen und säubern zu lassen. Aber auch die Uniform darunter war nicht nur schmutzig, sondern zerrissen. Zum Glück gab es hier genug Ordonanzen, die diensteifrig bemüht waren, mein Äußeres einigermaßen in Ordnung zu bringen. Einer brachte mir im Auftrag des

Reichsführers ein herrliches neues Hemd, als Geschenk, wie ausdrücklich betont wurde, nicht nur als Leihgabe. Ich zeigte mich erkenntlich, indem ich ihm in seinem Bad, ehe ich mich gründlich säuberte, mit meinem ausgedienten Hemd ein paar hundert blutgierige original russische Kleiderläuse hinterließ. Alles andere bleibt nebelhaft wie das Schicksal meiner Läuse, die ich gegen ein Hemd von Himmler eintauschte.

Manchmal sind es vielleicht nebensächliche Einzelheiten am Rande großer Ereignisse, die am tiefsten im Gedächtnis bleiben. Bei meinem Empfang beim Führer in der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1944 waren es die Stiefel, die ich trug. Es waren russische Filzstiefel aus einem Stück, plump und wenig schön, aber praktisch und warm. Ihnen hatte ich es zu verdanken, daß ich zwar mehrfach verwundet, aber doch mit Füßen, die nicht erfroren waren, aus dem Kessel von Tscherkassy herausgekommen war.

Ehe mich Himmler, er selbst am Steuer seines Wagens, zu Hitlers Wolfsschanze brachte, hatte er mich in meiner wiederhergestellten äußeren Erscheinung, frisch gewaschen und rasiert, mit zurechtgeflickter, sauber ausgebürsteter Uniform, in Augenschein genommen und offenbar in Ordnung befunden. Nur meine Unterpartie, von den Knien abwärts, traf ein, wie mir schien, mißbilligender Blick. Aber er sagte nichts, vielleicht nur, weil ihm, der so höflich war, mit mir französisch zu sprechen, nicht das richtige Wort für Filzstiefel (bottes de feutre) einfiel.

Wir passierten die drei Sperrkreise des FHQ. Sein dichter Tannenwald, in dem sich die umfangreichen Anlagen versteckten, nahm uns auf. Mitternacht war schon vorbei, keine ungewöhnliche Zeit für einen Empfang bei Hitler, der – wie man weiß – sich erst in den Morgenstunden zur

Ruhe begab. Alles war hell erleuchtet. Verdunkelung gab es damals dort noch nicht. Scheinwerfer strahlten auf Hunderte von Arbeitern, die eifrig wie Ameisen an riesigen Bunkern bauten (der größte war für Göring). Hitler (der den für ihn bestimmten Führerbunker in der Wolfsschanze nie bezog) arbeitete in einer jener vielen schlichten Wehrmachtsbaracken, in denen bei jedem Schritt die Bretter knarrten. Wir mußten in einer Art Vorraum warten, der ebenso bescheiden, ja wohl schon spartanisch eingerichtet war wie dieses ganze Hauptquartier.

Es dauerte ein Weilchen, bis sich die Tür zum angrenzenden Arbeitsraum Hitlers auftat und der Adjutant uns aufforderte, einzutreten. Ich sah nicht viel mehr als die flackernde Glut im Kamin und davor die Gestalt Hitlers, die mich sofort in Bann schlug. Wenn ich heute daran zurückdenke, muß ich dem britischen Historiker John Toland bestätigen, daß er gewiß recht hatte, als er Hitler »die kraftvollste Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts« nannte. Ich sehe diesen einzigartigen Mann noch, wie er auf mich zukam, mir beide Hände entgegenstreckte und meine Rechte kräftig umschloß.

»Ich habe mir viel Sorgen um Sie gemacht«, sagte er und forderte mich auf, vor dem Kamin, ihm gegenüber, auf einem der einfachen hölzernen Lehnstühle Platz zu nehmen. Die Blitzlichter der Pressefotografen flammten auf. Als die Reporter den Raum verlassen hatten, fiel Hitlers Blick auf meine ungehörigen Filzstiefel. Vielleicht wurde er an den vorigen Winter erinnert, als seine Leibstandarte in Mariupol in erbeuteter Winterbekleidung der Roten Armee zu seinem Empfang angetreten war und ihm die Schamröte ins Gesicht getrieben hatte. Ich trug meine russischen Filzstiefel ganz gewiß nicht wie damals die

Leibstandarte unter Sepp Dietrich aus Protest gegen das Fehlen von deutscher Winterbekleidung (wir waren ja in Lemberg überreich damit ausgestattet worden), sondern aus Gewohnheit, Bequemlichkeit und vielleicht einer Art nostalgischer Anhänglichkeit an die Ostfront, die unser aller Dasein so intensiv geprägt hatte.
Auch Hitler also waren meine Stiefel ein Ärgernis. Aber im Gegensatz zu Himmler sagte er etwas dazu: »Hören Sie mal! So können Sie nicht herumlaufen!« Das klang nicht vorwurfsvoll, sondern fast kameradschaftlich. Er habe veranlaßt, daß ich am nächsten Morgen eine Pressekonferenz in Berlin geben solle: »Aber nicht in diesen Stiefeln.« Er schien einen Augenblick zu überlegen. »Welche Schuhgröße haben Sie?« fragte er, als wäre ihm plötzlich ein Einfall gekommen. »Zweiundvierzig, mein Führer.« Die Antwort schien ihn zu befriedigen. Er stand auf, ging zu einem Schrank und kam mit einem Paar seiner eigenen Stiefel zurück. »Ich habe dreiundvierzig«, sagte er. »Probieren Sie sie mal an.« Ich tat's. Sie waren mir zu groß. Das würden wir gleich haben, meinte er, nahm ein Stück Zeitung, knüllte es zusammen und übergab es mir. Ich sollte es vorn in die Stiefel stecken. Auch das tat ich, obwohl es sich bei der zweckentfremdeten Zeitung um das offizielle Organ der NSDAP, den *Völkischen Beobachter*, handelte. Von nun an ging ich nicht nur in Hitlers Fußstapfen, sondern in seinen eigenen Stiefeln.
Unsere Unterhaltung wandte sich weniger prosaischen Dingen zu. Er sprach in diesem Augenblick von einer Gesamtlage, die nur vorübergehend durch unsere Abwehrkampferfolge nicht ganz so katastrophal erschien, wie sie wohl tatsächlich war. Er betonte seinen festen Willen, den Endsieg trotz allem zu erringen. Er sprach nicht nur

vom militärischen Geschehen, sondern auch von der großen Politik, auf welchem Gebiet sich, auch in diesen schwierigen Zeiten, noch ungeahnte Möglichkeiten böten. Aber er monologisierte nicht, wie immer behauptet wird. Ich mußte über alle Einzelheiten des hinter uns liegenden Kampfes berichten. Immer wieder unterbrach er mich mit erstaunlich sachkundigen Fragen über die geringsten Details. Was ging hinter dieser von der berühmten Locke nur wenig verdeckten Stirn vor? Er hatte Tausende von Büchern gelesen und ihren Inhalt in seinem Kopf wie in einem Computer gespeichert.

Die Stunden, die ich im Führerhauptquartier verbrachte, blieben für mich unvergeßlich. Hitler war entspannt und aufgeschlossen. Immer wieder stand er auf und ging zu den riesigen Lagekarten, anhand deren er sich die Bewegungen der eingekesselten Truppenteile, die er natürlich in großen Zügen kannte, in allen Einzelheiten und unter Fragen nach unseren persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen schildern ließ. Manchmal schwieg er, vielleicht um das Gehörte zu verarbeiten. Dann fragte er weiter. Aber wir sprachen nicht nur über Tscherkassy und andere aktuelle militärische Vorgänge und Probleme, sondern auch viel über Poltitik, wobei wir an unser erstes Gespräch anknüpften, das wir acht Jahre zuvor, 1936, in der Reichskanzlei geführt hatten. Es war dabei vor allem um das Problem Europa gegangen. Und wir waren uns schon damals darüber klar gewesen, daß alle Kräfte des Kontinents zusammengefaßt werden müßten, um das neue Europa zu schaffen.

Für mich hatte sich in den schweren Kämpfen an der Ostfront vieles an meiner Europa-Konzeption geändert. Ich hatte die Phase des germanischen Klein-Europas, in der

sich Himmler und viele andere noch befanden, überwunden und war mit meinen Gedanken und Plänen in die nächste, viel weitere eingetreten. Gewiß, die germanische Welt sollte der Kern, der dynamische Antrieb bleiben, aber er mußte sich eng mit der westlichen Welt verbinden und durfte auch die östliche mit ihren kraftvollen Völkern und den unendlichen Weiten ihres Raumes aus einem Europa der Zukunft nicht ausschließen. Hätte sich Hitler meine in diese Richtung gehenden Gedanken mit sichtlich wachsendem Interesse und Verständnis angehört, hätte er mich so herzlich begrüßt und noch überzeugender verabschiedet, hätte er mir nicht nur seine eigenen Stiefel, sondern auch noch zwei Flaschen Sekt geschenkt, mit denen er, der Feind des Alkohols, in jedem Arm eine Pulle, ankam, als wir uns schon verabschiedet hatten, wenn er nicht gespürt hätte, wie sich unter der Last der Arbeit seine Kräfte verzehrten und er daher nach Jüngeren Ausschau halten mußte? Vielleicht bewegten ihn schon jetzt Gedanken, die er zwei Monate später, als er mir das Eichenlaub zum Ritterkreuz – wiederum persönlich – verlieh, mit dem von seinem Chefdolmetscher, dem Gesandten Paul Schmidt überlieferten, verbürgten und danach unzähligemal zitierten Wort ausdrückte: »Wenn ich einen Sohn hätte, wünschte ich, daß er so wäre wie Sie.«[1]

Diesem »Wunschsohn«, als der ich schon bezeichnet worden bin, konnte Hitler eine Bitte nicht abschlagen. Ihre Erfüllung war mir mehr wert als Stiefel und Champagner: drei Wochen Heimaturlaub für die ganze SS-Sturmbrigade Wallonien. Noch in der gleichen Nacht gingen die fernschriftlichen Befehle hinaus, um alles Notwendige dafür zu

---

[1] *Statist auf diplomatischer Bühne 1923–1945*, Bonn 1979.

veranlassen. Was von unserer Brigade noch übrig war, wurde aufgefrischt und auf Hochglanz gebracht, um in Brüssel, der Hauptstadt unserer belgischen Heimat, zur Parade und zu einem wahren Triumphzug durch das Land anzutreten.
Zuvor bekam ich von Hitler noch einen anderen Auftrag. Ich sollte unsere Standarte eines neuen Europas auch nach Frankreich tragen. Er ließ mich in Paris offiziell empfangen. Die französische Regierung hieß mich herzlich willkommen. Ich speiste mit Laval (1945 hingerichtet), mit Doriot und Darnand (beide Angehörige der späteren französischen Exilregierung in Sigmaringen, beide 1945 ermordet). Ich sprach im Palais Chaillot mit Vertretern des französischen Geistesleben aller Richtungen. Mit ihnen zusammen wollten wir das große Zivilisationszentrum des Westens wiederherstellen. Ein gleiches politisches Ziel sollte uns zusammenschweißen.
Von Paris kehrte ich eilends nach Belgien zurück, um mich mit meiner in Wildflecken (Bayern) inzwischen neuaufgestellten Brigade zu treffen. Unser Triumphmarsch durch das alte und geliebte Vaterland begann am 2. April 1944 an der belgisch-holländischen Grenze. Die Marschkolonne war 17 km lang. Stolz blickten unsere jungen belgischen Soldaten der Waffen-SS in ihren feldgrauen Uniformen, die frischerworbenen Kriegsauszeichnungen auf der Brust, von der Höhe ihrer Panzertürme auf die jubelnde Menge. Die Eisernen Kreuze waren wohlverdient. Ich hatte 180 von ihnen meinen Männern überreichen können, gar nicht wenige davon erster Klasse. Die Panzer, mit denen wir auf dieser Parade glänzen konnten, waren dagegen nicht so echt. Wir hatten sie uns zu diesem Zweck ausleihen müssen, da wir ja zu Fuß und ohne ein einziges Fahrzeug aus

dem Tscherkassy-Kessel herausgekommen waren und uns noch in der Neuaufstellung befanden. Die Öffentlichkeit sollte aber mit unserer ungewöhnlichen Parade beeindruckt werden, solange unser Lorbeer noch so frisch war wie die Erinnerung an den militärischen Erfolg der Sprengung des Kessels.
Es war ein glücklicher Zufall, daß auf dem gleichen Truppenübungsplatz von Beverloo, wohin wir von Wildflecken aus, dem Standort unseres Ersatztruppenteils, am 28. März 1944 verlegt worden waren, auch die 12. SS-Panzerdivision *Hitlerjugend* untergebracht wr. Sie bildete zusammen mit der SS-Leibstandarte Adolf Hitler das I. SS.Panzerkorps unter dem legendären Sepp Dietrich, der es vom Feldwebel im Ersten Weltkrieg und Packer im Münchener Parteiverlag Eher zum Oberstgruppenführer der Waffen-SS und Kommandierenden General eines der besten Panzerkorps gebracht hatte. Diese Elite der Elite sollte uns burgundischen Freiwilligen ihre Panzer ausleihen. Wie das schließlich gelang, hat Jean Mabire in einem seiner glänzenden Kriegsbücher[1] in allen Einzelheiten geschildert.
Sepp Dietrich hatte den Auftrag, mit seinen Panzern die angloamerikanischen Alliierten bei ihrer schon damals, im Frühjahr 1944, erwarteten Invasion in der Normandie in Empfang zu nehmen. Er hatte sein Hauptquartier in Brüssel aufgeschlagen. Kein General leiht gern seine Waffen aus. Sepp Dietrich machte davon keine Ausnahme. Im Gegenteil, er sträubte sich mit Händen und Füßen und in dem rauhen bajuwarischen Ton, der ihm eigen war. Aber man wußte im SS-Hauptamt, das meine Panzeranforderung zu bearbeiten hatte, daß ich inzwischen in Hitlers

---

[1] *Légion Wallonie 1941–1944*, Paris 1987.

Gunst ziemlich hoch gestiegen war. Gruppenführer Gottlob Berger mußte sich alle Mühe geben, meinen Wunsch zu erfüllen. Er delegierte daher unseren Obersturmführer Jean Vermeire als Verbindungsoffizier der Legion zum Hauptquartier in Brüssel. Als er ihn zu seiner besonderen Mission verabschiedete, tat er es mit einem süffisanten Lächeln, das zu sagen schien: Na, denn mal viel Vergnügen.

Aber Vermeire war ein geborener Diplomat und hatte sich außerdem als junger Frontoffizier im Kaukasus bewährt. Das öffnete ihm das Herz des alten Haudegens Sepp Dietrich, der seiner Division *Hitlerjugend* den Befehl gab, uns ihre Panzer und sonstigen Fahrzeuge für unsere Parade zur Verfügung zu stellen. So kamen die Bewohner der belgischen Hauptstadt zu diesem ungewöhnlichen militärischen Schauspiel. Ich konnte von einem vor dem Gebäude der Börse aufgefahrenen Panzerspähwagen aus die Parade meiner *Légion Wallonie* abnehmen. Ich war so stolz und glücklich, wie noch nie zuvor in meinem Leben, als da die Ketten- und anderen Fahrzeuge, die mir Sepp Dietrich geliehen hatte, die aber mit unseren belgischen Soldaten mit dem Wappen unseres Landes am linken Ärmel besetzt waren, mit ohrenbetäubendem Lärm vorüberrasselten. Ich grüßte, den Stahlhelm auf dem Kopf und das frischerworbene Ritterkreuz am Hals, jedes einzelne Fahrzeug mit hocherhobenem rechtem Arm. Mit dem anderen hielt ich abwechselnd die Hand eines meiner damals vier Kinder, die auf das stählerne Ungetüm hatten klettern und sich neben mich hatten stellen dürfen. Die auf hunderttausend Menschen geschätzten Massen jubelten uns zu und überhäuften uns mit Blumen.

Und das im April 1944, als die Sowjets mit ihren Mammut-

offensiven bereits die Grenzen ihres Imperiums überschritten hatten, als die Verbündeten auf dem Balkan verzweifelt versuchten, ihren Wagen von Hitlers Zug abzukoppeln und die westlichen Alliierten ihre zwei Monate später erfolgende Invasion Frankreichs fieberhaft vorbereiteten!

Ältere Kameraden schüttelten den Kopf. Einer von ihnen, Paul Hausser, beschwerte sich, der Waffen-SS sei das Abhalten von Paraden nicht mehr gestattet gewesen: »... nur Degrelle mit seiner wallonischen Brigade gelang das, weil er ein ganzer Kerl war und weil ..., weil Degrelle eben Degrelle ist ...«[1]

---

[1] A.a.O., S. 143.

8. KAPITEL

Es ist so schön, Soldat zu sein …

So hieß ein Lied, das vor fünfzig Jahren auf Hunderten von deutschen Kasernenhöfen und Truppenübungsplätzen aus Millionen junger Soldatenkehlen erklang. Millionen meldeten sich freiwillig, unter ihnen allein 600 000 Nicht-Deutsche, zur Waffen-SS. Einer von ihnen war ich. »Warum taten Sie das?« bin ich immer wieder gefragt worden, nicht bloß von Jean-Michel Charlier für das Französische Fernsehen. Ich habe mich nicht damit begnügt, ihm mit dem berühmten Zitat aus der Ode des Horaz zu antworten: »Dulce et decorum est pro patria mori.« Ich werde das auch hier nicht tun. Nicht weil ich das Wort des römischen Dichters für falsch oder überholt halte, sondern weil die Kämpfe der belgischen Freiwilligenlegion *Wallonien* an der Ostfront ebenso wie das Zustandekommen dieses militärischen Eliteverbandes einer etwas ausführlicheren Erklärung bedürfen.

Bis Ende Juli 1941 (der Feldzug gegen die Sowjetunion hatte kurz zuvor, am 22. Juni 1941 begonnen) war ich trotz meiner damals schon fünfunddreißig Lebensjahre nie Soldat gewesen. Ich hatte Wichtigeres zu tun gehabt. Und ich fand es auch ganz und gar nicht schön, Soldat zu sein. Außerdem hatte ich das Glück, der Sohn einer kinderreichen Familie und als Ältester eines stattlichen Nachwuchses von acht Köpfen nach belgischem Gesetz vom Wehr-

dienst befreit zu sein. So konnte ich mich ungestört und intensiv meinem Jurastudium in Löwen widmen.
Schon als Schüler und Student hatte ich mich in der belgischen Politik bestätigt und war als Gründer und Führer der katholischen Rex-Bewegung Chef einer der wichtigsten politischen Parteien meines Landes geworden, der alle Aussicht hatte, bald Regierungschef zu werden. Goebbels, der sich in seinen Tagebüchern[1] häufig mit mir beschäftigte, machte am 17. Oktober 1936 (also nach meinem ersten Empfang bei Hitler im Sommer des gleichen Jahres) folgende Eintragung: »Degrelle wird bald an die Macht kommen. Diese jungen Leute verdienen, daß man ihnen hilft.« Und wenige Monate später hieß es (am 9. 3. 1937): »Ein fleißiger, energischer Junge!«
Ich fühlte mich damals mit meinem soeben vollendeten dreißig Jahren, offen gestanden gar nicht mehr der Gruppe der »jungen Leute« zugehörig, von der der nur neun Jahre ältere Goebbels da, wie mir scheint, etwas herablassend schrieb. Aus meiner Machtübernahme wurde damals nichts, wie ich in einem späteren Kapitel noch erklären werde. Dann kam der Krieg, der mit dem 10. Mai 1940 wiederum unser Land verwüsten und die Deutschen als Besatzer noch unbeliebter machen sollte, als sie es ohnehin schon waren. Keine Besatzung ist für die Bevölkerung ein Vergnügen, weder die deutsche in Belgien (im Ersten und Zweiten Weltkrieg) noch die belgische in Deutschland (beim alliierten Ruhreinfall von 1923 und beim Ende des Zweiten Weltkrieges). Als jungen Menschen hatte mich im und nach dem Ersten Weltkrieg die alliierte Haßpropa-

[1] Elke Fröhlich (Hrsg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels 1924–1941,* München 1987.

ganda beeindruckt. Auch zu Hause war man alles andere als deutschfreundlich. Mein Vater hatte am Fenster seines Arbeitszimmers nach außen weithin sichtbar eine Aufschrift mit den Worten angebracht: »Rien des Allemands, rien aux Allemands« (Nichts von den Deutschen, nichts für die Deutschen). Und einer unserer Vettern, Ortspfarrer des Dorfes Auby, hatte eine Schrift verfaßt unter dem Titel *Les Peaux-Grises en Belgique* (Die Grauhäute in Belgien), so als hätten die feldgrauen Deutschen bei uns Grausamkeiten begangen, wie sie in gewissen Filmen den Rothäuten in Amerika zugeschrieben werden.

In dieser Atmosphäre eines blinden Antigermanismus war ich aufgewachsen und erzogen worden. Erst später, als mich lange Fahrten per Rad auch nach Deutschland brachten, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, daß es dort keine Menschenfresser, sondern Millionen sympathischer Menschen gab, die sich eigentlich, von der Sprache abgesehen, kaum von uns Belgiern und Franzosen unterschieden. Ich kehrte mit dem Eindruck in die Heimat zurück, daß dieser unermüdlich geschürte Deutschenhaß ebenso unwürdig wie dumm war.

Das wurde mir durch einen Vorfall an unserer Universität Löwen bestätigt, deren Bibliothek gleich zu Beginn des Ersten Weltkrieges ein Opfer der Vergeltungsmaßnahmen für die Ermordung von 15 deutschen Soldaten geworden war. Nach dem Krieg wurden durch offizielle belgische Delegationen als »Wiedergutmachung« die besten deutschen Universitätsbibliotheken geplündert, so daß sich noch heute manch deutscher Wissenschaftler, der sich mit der Vergangenheit seines Landes beschäftigt, zum Quellenstudium nach Löwen begeben muß. Noch zehn Jahre nach Kriegsende wurde am Giebel der neuen Universitäts-

bibliothek eine riesige in den Stein gehauene Inschrift folgenden Wortlautes angebracht: »Furore teutonico diruta, done americano restituta«. Diese in einer Art Makkaronilatein abgefaßte Inschrift wurde nicht nur wegen ihrer philologischen Unzulänglichkeit von unserem sehr vernünftigen Rektor, Msgre. Ladeuze, abgerissen und durch eine neutrale Balustrade ohne politische Polemik ersetzt.
Ich veröffentlichte damals eine Broschüre, der ich den Titel aus der geschmacklosen Inschrift gab: *Furore teutonico*. Sie forderte im Namen der Geistesfreiheit, der intellektuellen Würde und schon des gesunden Menschenverstandes wegen die Einstellung derartiger Akte des Hasses. Die kleine Schrift wurde ein großer Erfolg. Die Universität Löwen kaufte 12 000 Exemplare und verschickte sie in alle Welt. Als junger Schriftsteller freute ich mich natürlich darüber. Aber meine größte Genugtuung war es, daß ich mit dieser Schrift öffentlich für die Beendigung der erbärmlichen Hetze eintreten konnte, die die Beziehungen zwischen den Völkern Europas vergiftete. Auch Deutschland war Europa. Ich hatte meinen Blick und meine Gedanken endgültig über die Grenzen meines kleinen Landes hinaus und über die Feindschaften des Ersten Weltkrieges hinweg gerichtet.
Sie bekamen ein ganz konkretes Ziel, als am 22. Juni 1941 der Feldzug gegen die Sowjetunion begann. Da horchten mit mir Millionen junger Menschen in Europa auf. Mit dem Kreuzzug gegen den Bolschewismus schien sich endlich die Möglichkeit zu bieten, ein neues Europa zu schmieden. Vielen von ihnen hatte der Abschluß des Molotow-Ribbentrop-Paktes (23. August 1939) einen Schock versetzt. Ein Bündnis mit dem Schreckgespenst Europas? Mit Stalin, der Millionen der von ihm beherrschten Völker

hatte einsperren, foltern, umbringen lassen, zuletzt Zehntausende seiner besten Offiziere? Mit einem Staat, in dem es keine Freiheit, keinen Wohlstand, keine Menschlichkeit gab? Viele empörten sich, manche zweifelten, ich aber wußte, daß Hitlers Abkommen mit der Sowjetunion nur vorübergehend war, daß es nur unterschrieben wurde, weil die westlichen Alliierten in monatelangen Verhandlungen Moskau das Blaue vom Himmel herunter versprochen hatten, um Deutschland, wie 1914 das Kaiserreich, wieder in die Zange des Zweifrontenkrieges zwingen zu können. Hitler mußte sich den Rücken im Osten frei halten, um erst einmal im Westen Frankreich und England entgegentreten zu können.

Für uns Junge, die wir von Großem träumten, stellte sich ein solcher Krieg zur Vernichtung des Kommunismus mit der sich dabei ergebenden Möglichkeit, Europa zu schaffen, als das beginnende große Heldenepos unseres Jahrhunderts dar. Ähnliches hatte sich nur vor mehr als 2000 Jahren zugetragen, als Alexander der Große seine Blitzfeldzüge gegen den Balkan und gar gegen die Weltmacht Persien gewann und erst zum Rückzug gezwungen wurde, als seine ehrgeizigen Heerführer gegen ihn rebellierten. Man brauchte diese historischen Parallelen gar nicht zu kennen, um die Millionen junger Menschen zu verstehen, die 1940, von dem Zusammenbruch einer wurmstichigen Welt enttäuscht, sich dem Neuen zuwendeten und den Freiwilligenlegionen anschlossen, die in einem neutralen oder gar feindlichen Land nach dem anderen entstanden. Wir kämpften nicht für Deutschland oder Hitler, sondern für eine viel größere Idee, die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa.

Allerdings mußte ich mir trotzdem unseren Kriegseintritt

an der Seite Deutschlands gründlich überlegen. Denn neben dem erhofften und erstrebten Europa gab es ja auch noch unser eigenes kleines Vaterland. Welche Sicherheiten hatten wir, die wir an Hitlers Endsieg nicht zweifelten, daß wir als Nation bestehen bleiben und unseren angemessenen Platz in der kommenden Europa-Gemeinschaft einnehmen würden? Zu verhandeln gab es da nichts. Es mußte gehandelt werden. Ganz Europa war in Bewegung geraten. Die Spanier schickten eine ganze Division an die Ostfront. In Frankreich sammelten sich vom Mittelmeer bis zum Ärmelkanal die Freiwilligen. In Italien gab es von ihnen schon 70 000, und diese Zahl erhöhte sich in wenigen Monaten auf 200 000. Holländer und Norweger waren schon an der Front, Ungarn, Rumänen, Kroaten, Slowaken und viele andere folgten bald. Man mußte sich entscheiden. Sich von diesem historischen Aufbruch der Völker ausschließen, hieß, auch in der Stunde des Endsieges nicht dabei zu sein. Den endgültigen Anstoß aber gab der Entschluß der Flamen, sich an dem Feldzug gegen die Sowjetunion zu beteiligen. Sie stellten eine (und zwar etwas größere) Hälfte unserer belgischen Bevölkerung. Sollten wir ihnen hinterherhinken und damit unsere Gleichberechtigung riskieren, so daß uns Wallonen vielleicht im künftigen Europa-Haus nur ein bescheidenes Hinterstübchen zugewiesen würde?
Ich muß hier ein paar grundsätzliche Bemerkungen zum flämisch-wallonischen Verhältnis in dem künstlichen Staatsgebilde Belgien machen. Das Problem ist außerhalb unseres Landes zu wenig bekannt und schwer verständlich. Seit dieses den imperialistischen Interessen Englands (und damals auch Frankreichs) entsprechende Staatsgebilde bald nach der sogenannten Revolution von 1830 entstand, gibt

es bei uns das flämische Problem. Die Belgen, von denen wir unseren Namen herleiten, waren ein ursprünglich wohl keltischer Stamm, der aber stark von germanischer Zuwanderung geprägt und im ersten Jahrhundert vor Christus durch Cäsar (endgültig erst 51 vor Christus) unterworfen wurde. Spätestens seit dem 6. nachchristlichen Jahrhundert war von ihnen nicht mehr viel vorhanden. Die unerhört vielfältige und wechselreiche Geschichte unseres Landes führte über Burgund, das unter Karl V. im 16. Jahrhundert das reichste und kulturell führende Land Europas war, zu den Vereinigten belgischen Staaten, die von den französischen Revolutionsarmeen 1792 unterworfen, Frankreich einverleibt, aber nach Napoleons Sturz unter einem österreichischen Generalgouverneur 1815 mit Holland zu einem neuen Königreich der Niederlande vereinigt worden.

Dieser große Staat an der England gegenüber liegenden Rheimündung widersprach dem Grundsatz der britischen Empirepolitik, an den Mündungen der wichtigsten Flüsse der Welt keine großen, kräftigen Staten zu dulden, die den maritimen Interessen Großbritanniens, das die Weltherrschaft anstrebte, hätten hinderlich sein können. So brach z. B. am Rio de la Plata aus kaum erfindlichen Gründen ein Krieg zwischen Argentinien und Brasilien aus, dessen Ergebnis die Loslösung des kleinen Pufferstaates Uruguay von den ehemals vereinigten Provinzen des Rio de la Plata (heute Argentinien) im Jahr 1830 war. Dem gleichen Jahr verdankt Belgien infolge einer in ihren Motiven ähnlich unbegründeten Revolution seine Existenz als selbständiger Staat.

Die willkürliche Zerreißung der Vereinigten Niederlande in zwei angeblich souveräne Hälften ließ diese nicht nur

leicht von London aus kontrollieren, sondern schuf im Süden ein falsches Belgien, das durch seine Zweiteilung in einen flämischen und einen wallonischen Bezirk selbst zur politischen Impotenz verurteilt war, weil die internen Konflikte seine ganze Kraft absorbierten. Die bei ihren niederländischen Stammesbrüdern im Norden wegen ihres Abfalls verhaßten belgischen Flamen waren in unserem Staat trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit (1900: 42,16% flämisch, 38,47% französisch, 0,42% deutsch und der Rest, zwei oder drei dieser Sprachen gleichzeitig sprechend) ein ganzes Jahrhundert lang nicht mehr als geringgeschätzte Komparsen des nationalen Geschehens mit einer Sprache, die weitgehend dem ländlichen und städtischen Proletariat eigen war.

Mir persönlich waren flamenfeindliche Gefühle bereits bei meiner Erziehung in einem Jesuitenkolleg aufgefallen. Sie verdichteten sich auf der Universität Löwen, wo wir Wallonen die Majorität bildeten. Fast alle Vorlesungen fanden in französischer Sprache statt. Seit unserer Staatsgründung mußten 120 Jahre vergehen, bis auf unserer juristischen Fakultät beide Sprachen die Gleichberechtigung erhielten. Bis dahin gab es nicht einmal ein Bürgerliches oder Strafgesetzbuch in flämischer Sprache, so daß manch belgischer Flame von einem gegen ihn vor Gericht geführten Prozeß kein einziges Wort verstand.

Die gleiche Ungerechtigkeit gegenüber den flämischen Belgiern ergab sich beim Militär. Im Ersten Weltkrieg war die überwältigende Mehrheit des belgischen Heeres flämisch. Nur das Offizierskorps bestand vorwiegend, fast vollständig, aus Wallonen. Das lag daran, daß die zum Wehrdienst einberufenen Belgier sich freikaufen konnten. Für 2000 belgische Franken konnte sich jeder begüterte

Belgier vom Wehrdienst befreien. Statt seiner rückte dann meist ein armer Flame ein, der mit diesem Lösegeld seine Familie absicherte. So kam es dazu, daß 1914 84 Prozent der belgischen Soldaten und entsprechend auch der Kriegsopfer Flamen waren. Und die meisten von ihnen verstanden kein Wort von der französischen Kommandosprache, mit der man sie in den Heldentod schickte. Die Ungerechtigkeit gegenüber den flämischen Soldaten in belgischer Uniform ging so weit, daß noch während des Ersten Weltkrieges Grabsteine mit flämischen Inschriften zerschlagen und ihre Trümmer als Schotter verwendet wurden.

Wer hätte es der flämischen Jugend unseres Landes verdenken wollen, daß sie gegen so viel Ungerechtigkeit rebellierte! Ich, der Wallone, nahm für sie Partei. Wie, so sagte ich mir schon als Student der Universität Löwen, soll es einen starken, politisch durchorganisierten, sozial gerechten Staat Belgien geben, wenn er nicht einmal imstande ist, eine der beiden ethnischen Gemeinschaften, aus denen er besteht, in ihren kulturellen Rechten zu respektieren! Ich veröffentlichte 1928 ein Buch unter dem Titel *Les flamingants.* So nannten wir die Flamen, abschätzig, versteht sich. Es klang nicht ganz so gehässig wie das von Bayern für ihre Stammesbrüder im Norden gebrauchte »Saupreußen«, aber jeder »flamingant« wußte, was man meinte, wenn er so genannt wurde.

Mein sehr objektives, obwohl durchaus wallonisches Buch leitete eine fruchtbare Aussprache zwischen den beiden Volksgruppen ein. Wir begannen, uns gewissermaßen zusammenzuraufen. An unserer Universität fanden von nun an wöchentliche Aussprachen statt, bei denen ich stets eine profilämische Position einnahm. Ich hätte genauso jede

andere in ihren Rechten eingeschränkte Volksgruppe verteidigt wie heute die Iren in ihren von Großbritannien besetzten Gebieten oder die Araber in den ihnen widerrechtlich und gewaltsam entrissenen Teilen Palästinas. Die Flamen haben mir das nie vergessen. Als ich zehn Jahre später meine Rex-Bewegung schuf, schlossen sich ihr Tausende von jungen Flamen an, und selbst an der Ostfront gab es in unserer Legion, die stolz die Farben Belgiens zeigte, nicht nur Wallonen, sondern auch Flamen.

Flamen also waren es, die mich im Sommer 1941 letzten Endes zu dem Entschluß bewogen, wallonische Freiwillige für die Beteiligung am Feldzug gegen die Sowjetunion zu werben. Wenn die Flamen jetzt mit den Deutschen marschierten, wir Wallonen aber bei unseren heimischen Filzpantoffeln blieben, konnte für uns die letzte Möglichkeit verlorengehen, unser politisches Überleben zu sichern.

Daß ich selbst dabei mit gutem Beispiel vorangehen und als Nichtsoldat ganz von unten anfangen mußte, war für mich selbstverständlich. Ich wußte aus meiner politischen Tätigkeit, daß ein Volksführer nichts von seinen Gefolgsleuten verlangen darf, was er nicht selbst zu tun bereit ist. Ich war damals der einzige belgische Politiker, den Hitler persönlich kannte. Als er aus der Presse erfuhr, daß ich mich mit anderen Wallonen als einfacher Rekrut unserer gemeinsamen Sache zur Verfügung stellen wollte, schickte er mir ein Telegramm mit meiner Ernennung zum Leutnant. Das hat er auch mit wichtigen Flamen getan. Ich lehnte das ab. Ich wollte es nicht besser haben als irgendeiner meiner Kameraden. Ich wollte an ihrer Seite stehen, bei allen Strapazen, bei allen Kämpfen und Gefahren. Ich wußte, daß das hart sein würde. Aber jetzt hieß es zu zeigen, daß die Parole unserer Rex-Bewegung kein hohles Wort war: »Dur et

pur« (Hart und rein). Warum gingen wir denn an die Ostfront? Um die Zähne zusammenzubeißen. Das wußten wir von vornherein. Und ich, der ich die anderen aufforderte, in den Krieg zu ziehen, sollte dabei nicht das Beispiel geben? Nie und nimmer. So wurde ich Rekrut in feldgrauer Uniform.
Es kam für mich noch eine Überlegung hinzu. Was hatte ich jetzt noch, da der Krieg so weit gediehen war, in Belgien zu suchen? Unser Schicksal wurde anderswo entschieden. An der Front. Im Kampf gegen den Bolschewismus und für ein neues, glückliches Europa.

Ende Juli 1941 stand mein Entschluß fest: Ich würde zusammen mit den dafür gewonnenen Kameraden an die Ostfront gehen. Unser Abmarsch wurde für den 8. August 1941 festgesetzt. Zum Abschied würde ich im Palast der Schönen Künste in Brüssel eine programmatische Rede halten. Die deutschen Besatzungsbehörden wollten den Text vorher sehen. Das lehnte ich rundweg ab. Wir gingen an die Front, wo wir morgen schon fallen konnten. Und da wollte man vorher wissen, was ich zum Abschied zu sagen hätte? Das erlaubte meine Würde nicht. Die Veranstaltung fand trotzdem statt. Wir spielten die Brabançonne, unsere Nationalhymne. Die Besatzungsbehörden waren dabei. Und hörten gut zu. Der Text meiner Rede ist erhalten und kann nachgelesen werden. Wir gingen an die Front, sagte ich, vor allem für unser Land, das wir ehrenvoll vertreten, und für das wir Rechte erkämpfen wollten in einem Europa, wie es dessen Völker seit mehr als tausend Jahren ersehnen. Unsere Fahne, die seit der Kapitulation eingezogen war, würde jetzt nur noch als Ärmelschild auf unseren Uniformen erscheinen.

Darum wurde ich Soldat, einfacher Soldat, der die schwarz-gelb-roten Farben seines Landes nur noch im Herzen und auf dem Ärmel seiner feldgrauen Uniform trug. Und in diesem Sinn war es für mich trotz allem schön, Soldat zu sein.



9. KAPITEL

Zwischen Giganten und Zwergen

Mein Entschluß, an die Front zu gehen, ließ die Politik, die mein ganzes bisheriges Leben weitgehend bestimmt hatte, vorübergehend in den Hintergrund treten und beendete eine Karriere auf diesem Gebiet, die von vielen als kometenhaft bezeichnet worden ist. Auch meine militärische Laufbahn ist – wohl nicht zu Unrecht – so genannt worden. Innerhalb von wenig mehr als zweieinhalb Jahren vom einfachen Soldaten zum Kommandeur einer Sturmbrigade und Sturmbannführer (Major) – das war selbst im Dritten Reich und seiner Waffen-SS eine Besonderheit, insbesondere für einen Nicht-Deutschen, der stolz auf sein eigenes kleines Volk ist wie ich. Mit der bisher für mich so beherrschenden Politik trat natürlich auch die Gestalt Hitlers, die in derselben eine einzigartige Rolle spielte, zeitweilig etwas in den Hintergrund, so bestimmend sie auch für das Geschehen in Europa, ja der Welt blieb. Zwischen meiner ersten und der nächsten Begegnung mit ihm sollten fast acht Jahre vergehen.
Vielleicht hätten wir uns schon vorher einmal wiedersehen können. Aber er hatte verständlicherweise keine Zeit dafür, und ich drängte mich nicht danach. Ich blieb der einzige bekannte Politiker Belgiens, mit dem Hitler sich jemals in seinem Leben abgab. Und unser Kennenlernen im Sommer 1936 war eigentlich so etwas wie eine Zufallsbekanntschaft. Ich habe schon einmal auf die große Bedeu-

tung hingewiesen, die dieses Jahr für die Entwicklung der europäischen und damit der Weltpolitik hatte. Für mich begann die Politik des Jahres 1936 in Belgien mit der offiziellen Gründung meiner Rex-Bewegung und ihrer Teilnahme als politische Partei an den allgemeinen Wahlen vom 24. Mai. Wir zogen mit 21 Abgeordneten und 11 Senatoren ins belgische Parlament ein. Das war eine Sensation, nicht nur für unser kleines Land. Wir kamen in die Schlagzeilen der Weltpresse. Europas Kabinette begannen sich für uns zu interessieren. Goebbels machte die bereits zitierte Tagebuch-Eintragung über meine baldige Machtübernahme.

Ich hielt es damals für angebracht, mit meiner Frau eine kleine Europareise anzutreten, auf der wir uns nicht nur von den Strapazen und Aufregungen des Wahlkampfes erholen, sondern uns auch ein wenig umsehen wollten. Ehe wir nach Berlin kamen, hatte ich schon in Rom Mussolini und seine engsten Mitarbeiter kennengelernt. Der Duce – ebenso wie sein Schwiegersohn Ciano, den er in diesem Sommer zu seinem Außenminister gemacht hatte – warnte mich vor Hitler. »Vorsicht vor Hitler« hatte er gesagt. »Und noch mehr vor Ribbentrop!« Er wiederholte diese Warnung mehrfach. Er mochte die Deutschen nicht, wie viele seiner Kameraden und Landsleute aus dem Ersten Weltkrieg. Hitler und er hatten völlig verschiedene Temperamente. Hitler war das Universalgenie, das eine neue Welt und einen neuen Menschen schaffen wollte. Er reihte einen eindrucksvollen Erfolg an den anderen, während Mussolini damals (1935/36) gerade mit größter Mühe und unter schweren Verlusten seinen Überfall auf die barfüßigen Abessinier zu einem glimpflichen Ende hatte bringen können.

Aber Mussolini war nun einmal der Gründer des Faschismus und eifrig darauf bedacht, sich das Patent für diese Erfindung zu sichern. Nachahmungen liebte er nicht, besonders wenn sie erfolgreicher als er waren wie der deutsche Nationalsozialismus. Seine Warnung war es nicht, die mich bisher davon abgehalten hatte, in nähere Verbindung zu Hitler zu treten, den ich damals noch nicht bewunderte, sondern mit der mir angeratenen Vorsicht beobachtete. Er war nun einmal, im Gegensatz zum faschistischen Italien, einer unserer unmittelbaren Nachbarn, der vielleicht eines Tages Lust bekommen könnte, Belgien als ehemaligen Teil des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation in die Tasche zu stecken. Man sollte ihn und seine Politik sehr genau beobachten, ohne voreilig zu versuchen, sich bei ihm Liebkind zu machen.
Mit diesen Vorbehalten kamen wir nach Berlin. Unsere Freunde, die uns in ihrem Wagen mitgenommen hatten, wurden von einer doppelten Reifenpanne heimgesucht, die nicht so schnell zu beheben war, weil die passenden Dekken für diesen ausländischen Reifentyp erst besorgt werden mußten. Wir stiegen also im Kaiserhof am Wilhelmplatz ab, der damals als Logis für Ausländer von Rang unerläßlich war. Als wir eines Morgens von der Messe in der nahen Hedwigkirche ins Hotel zurückkehrten, erwartete uns in der Halle ein distinguiert gekleideter Herr mit einem Rosenstrauß in der Hand, den er meiner Frau nach der Vorstellung mit gebührendem Handkuß überreichte. Es war Joachim von Ribbentrop, vor dem mich Mussolini so nachdrücklich gewarnt hatte. Irgend jemand (vielleicht die deutsche Botschaft in Brüssel oder der Geheimdienst) hatte ihn auf unseren zufälligen Aufenthalt in der Reichshauptstadt aufmerksam gemacht. Jedenfalls saßen wir nun

in der Halle des Kaiserhofs und unterhielten uns angeregt, wobei natürlich sein Spezialgebiet, die Außenpolitik, die wichtigsten Gesprächsthemen lieferte.
Für mich war diese Unterhaltung mit dem Mann, der 1935 das deutsch-englische Flottenabkommen zustande gebracht hatte, ehe er als Hitlers Botschafter in London seinen Chef so grundverkehrt über die wahren Absichten der Briten unterrichtete, außerordentlich aufschlußreich, da ich mir auf dieser Reise die Positionen auf dem großen Schachbrett der europäischen Politik etwas näher ansehen wollte. Ich nahm daher gern Ribbentrops Einladung für ein Mittagessen in seinem Haus in Dahlem an. Es war sehr geschmackvoll eingerichtet. Das Essen war vorzüglich. Als es zu Ende ging, entschuldigte sich der Hausherr mit einem wichtigen Telefongespräch. Nach fünf Minuten war er wieder da: »Ich habe gerade mit dem Führer gesprochen. Er möchte Sie gern kennenlernen und lädt Sie zum Tee in die Reichskanzlei ein.«
So bot sich mir plötzlich die unvermutete Gelegenheit, dem damals mächtigsten Mann Europas von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen. Es wurde eine für mich erregende Begegnung von etwa zwei Stunden Dauer. Mich schlug vom ersten Augenblick an seine nicht nur von mir wahrgenommene starke Ausstrahlung in Bann. Wir verstanden uns. So sollte es unser ganzes Leben lang bleiben. Es war nicht nur die Übereinstimmung unserer Ideen und Auffassungen, sondern mehr noch vielleicht eine fast geheimnisvolle und über den Intellekt hinausgehende gegenseitige Affinität. Als später während des Ostfeldzuges die entscheidenden Augenblicke eintraten, in denen ich mein eigenes Volk zu erhalten und meinen Beitrag zur Errichtung des von uns ersehnten Europas zu leisten versuchte,

während er alles beherrschte, war es vom ersten Tag an dieses weitgehende gegenseitige Verstehen, das die Grundlage für unser gemeinsames Handeln ergab.
Ich war niemals, wie behauptet worden ist, Hitlers ergebener Diener. Und vielleicht hat niemand so frei und ungezwungen mit ihm reden können, wie ich das stets zu tun pflegte. Der Gesandte Paul Schmidt hat meinen Fall für merkwürdig und absolut einzigartig erklärt. Hitler nahm von mir alle Einwendungen und Vorschläge an, die freilich stets mit ebensoviel Klarheit wie Nachdruck, aber auch mit Humor vorgebracht wurden, der ihm offensichtlich gefiel. Wir beendeten unsere Unterhaltungen stets in einer Form, die man beinahe als kameradschaftlich bezeichnen könnte. Als Beweis dafür braucht man sich nur die Fotos anzusehen, auf denen er meine Hand fest mit seinen beiden umschließt. Nur so wird seine immer wieder zitierte späte Vaterschaftserklärung für mich verständlich. Ich habe meinem Wunschvater nicht nur die letzten neun Jahre seines Lebens lang die Treue gehalten. Ich halte sie ihm heute noch.
Ich möchte hier eine lange als Geheimnis gehütete Vertraulichkeit verraten. Nach der bewußten »Vaterschaftserklärung« anläßlich der Verleihung des Eichenlaubs erreichte mich an der Front in Estland ein persönlicher Brief Hitlers, der mir unter den damals erschwerten Verhältnissen wochenlang nachgereist war. Er schickte mir eine ganze Serie von Fotos von der Verleihungszeremonie, aber nicht die offiziellen, die durch die ganze Presse gegangen waren. Auch diese waren schon etwas Besonderes, weil nicht jeder Empfang und jeder Besuch bei Hitler von den offiziellen Fotografen festgehalten und nachher in der Presse veröffentlicht wurde. Dies waren in seinem persönlichen Auf-

trag gemachte Aufnahmen. Und er, der nicht wußte, wohin vor Arbeit, Sorge und Unruhe, so daß er manchmal sogar nicht zum Schlafen kam und damit seine Gesundheit noch mehr ruinierte, als sie es ohnehin schon war, hatte sich die Mühe gemacht, jedes der mir zugeschickten Fotos mit einer persönlichen Widmung und seiner Unterschrift zu versehen. Ich habe sie heute noch und hüte sie als einen meiner größten Schätze.
Als ich Charlier dieses lange bewahrte Geheimnis offenbart hatte, meinte er, das habe doch wohl meiner Sache damals so wenig gedient wie heute. Das war eines der ganz wenigen Male, daß ich meinem objektiven Gesprächspartner gegenüber die Zurückhaltung und Abgewogenheit außer Acht ließ.
»Was wollen Sie, daß ich tue«, sagte ich, »wenn die Leute in ihrer Wut anfangen zu verleumden und zu schimpfen. Sollen sie doch. Die Welt wird sich deswegen nicht ändern. Und ich mich erst recht nicht. Das ist die reine Wahrheit, meine Wahrheit, möchte ich sagen.«
Ich hatte in jenen Jahren zwischen 1936 und 1938 meine Antennen aufgestellt und ausgerichtet, um die Strömungen dieser großen Jahre richtig zu empfangen. Ich hatte gute Freundschaften geschlossen und mir wichtige Beziehungen aller Art geschaffen. Ich konnte ans Werk gehen. Das war, als Goebbels in Kommentierung meines Wahlkampfes (gegen Van Zeeland) in sein Tagebuch (am 11. 3. 1937) eintrug: »Möge er gewinnen.« Ich stand im Begriff, die Macht in unserem kleinen Land mit friedlichen Mitteln zu erringen. Das waren zwar nicht viel mehr als 30 000 km^2 und 8 Millionen Einwohner. Und Belgien hatte gewiß keinen besonderen Ehrgeiz auf dem Gebiet der großen Weltpolitik. Aber es wäre doch für mich der Ansatzpunkt

für starke Hebel gewesen, ein Sprungbrett in eine große europäische Aktion zur Überwindung unserer erbärmlichen Grenzen.
Da brach am 10. Mai 1940 der letzte europäische Bürgerkrieg über unseren Kontinent herein.

10. KAPITEL

Degrelle erschossen!

Totgesagte leben lange! Nach Dr. Goebbels' Tagebuch vom 7. Juni 1940 war ich »von den Franzosen in Lille erschossen« worden. »Das tut mir leid«, bekannte der deutsche Propagandaminister und fügte hinzu: »Er war ein richtiger Nationalist und Kämpfer«. Ich konnte mich für diese ebenso anteilnehmenden wie anerkennenden Worte bei ihm nicht bedanken, weil sie jetzt erst durch die bereits zitierte Fleißarbeit Elke Fröhlichs bekannt geworden sind. Auf jeden Fall lebe ich noch heute.
Goebbels mußte sich bald berichtigen. Am 24. Juli 1940 schrieb er: »Neue Nachrichten besagen, daß Degrelle noch lebt. Aber Genaues weiß man nicht.« Und eine Woche später ergänzte er: »Degrelle ist nun nach einer wahren Odyssee durch die französischen Gefängnisse in Paris angekommen.« Über diese Odyssee soll hier berichtet werden.
Auch der belgische König hatte, als sich die Nachricht über meine Erschießung – in der belgischen Presse mit großen Schlagzeilen – verbreitete, meiner Familie kondoliert. Der *Völkische Beobachter* brachte einen rührenden Gedenkartikel zusammen mit einem Foto von meiner angeblichen Leiche. Dieses Foto war der Anlaß für die Falschmeldung. Als Guderians Panzer in Abbeville, der alten französischen Stadt an der Somme-Mündung, eingedrungen waren und den Haufen der verwesenden Leichen der hier am 21. Mai

Erschossenen fanden, glaubte jemand, auch mich zu erkennen, der ich an der Spitze der Liste der an Frankreich auszuliefernden Belgier gestanden hatte. Er fotografierte die Leiche, die so zusammen mit der sensationellen Nachricht über meine Erschießung in die Spalten der Weltpresse geriet. Der Großdeutsche Rundfunk strahlte eine halbstündige Sendung über meinen Tod aus, und in Brüssel fand sogar eine Seelenmesse für mich statt, der meine armen Eltern beiwohnten. Ich sollte sie beide überleben. Sie wurden nach Belgiens »Befreiung« von den Siegern umgebracht.

Der Tod meiner Kameraden in Abbeville, mit denen ich zusammen verhaftet worden war, vollzog sich in unvorstellbar schrecklicher Weise. Französische Soldaten unter dem Befehl eines Hauptmanns hatten sie mit ihren Bajonetten buchstäblich abgeschlachtet. Die unmenschlichen Täter waren betrunken, obwohl nicht unzurechnungsfähig. Unter ihren Opfern befanden sich auch Frauen. Ich entsinne mich einer ganzen Familie, Großmutter, Tochter und Enkelin. Sie waren wie wir alle vor ihrem Tod schrecklich gequält worden. Man hatte uns die Daumen in die Augen gepreßt, und einem meiner Leidensgenossen, einem kleinen Mönch aus einem Kloster in Brügge, war dabei ein Auge aus der Höhle gesprungen. Er hielt es in der Hand, offenbar in der vergeblichen Hoffnung, es könne ihm wieder eingesetzt werden. Der Tod erlöste ihn.

Mich verschonte er. Die französische Geheimpolizei hielt mich für einen der intimsten Vertrauten Hitlers und hoffte daher offenbar, bei Anwendung entsprechender Methoden mir gegenüber dessen sämtliche Geheimnisse herauszubekommen. Ich sehe noch den ehemaligen Führer der flämischen Nationalisten, Dr. Borms, einen würdigen alten

Herrn, wie ihn unser Bewacher auf jeder Station aus einem der Züge holten, mit denen wir in Viehwagen zur französischen Grenze gebracht wurden. Sie zwangen ihn, niederzuknien, und machten sich ein Vergnügen daraus, ihre Blasen über ihm zu entleeren.
Nachdem uns unsere belgischen Landsleute zunächst in Brüssel und danach in Brügge eingesperrt hatten, wurden wir in Dünkirchen der französischen Polizei (genauer: den Beamten des gefürchteten »Deuxième Bureau«) übergeben. Damit begann unser eigentlicher Leidensweg. Ich wurde vom ersten Augenblick an besonders schwer mißhandelt. Man drohte mir sogar, mich zu kastrieren. Dann wurde ich mit verbundenen Augen an einen Pfahl gefesselt. Aber die Folterknechte machten ihre Drohung nicht wahr. Sie begnügten sich damit, bei einer vorgetäuschten Füsilierung über meinen Kopf hinwegzuschießen.
Das alles – und noch viel mehr – hatten wir dem belgischen Generalstaatsanwalt Ganshof Van der Mersch zu verdanken, der als rechte Hand des belgischen Justizministers Paul-Emilie Janson die Listen aufgestellt hatte, auf denen – mit mir an der Spitze – die Namen von Tausenden national denkender Belgier, besonders der Aktivisten unserer Rex-Bewegung, zwecks Verhaftung als »Staatsfeinde« im Kriegsfall verzeichnet waren.
Von der französischen Gestapo hatte ich schon im Winter 1939/40 einiges über die Aufstellung der Auslieferungslisten erfahren. Ein Agent des Deuxiéme Bureau, der in die geheime belgische Auslieferungsaktion eingeschaltet war, der sich aber der Beteiligung an einem so niederträchtigen Unternehmen schämte und es verurteilte, richtete an mich die vertrauliche Information, daß Tausende belgischer Soldaten, darunter auch viele Offiziere, die meiner Bewe-

gung angehörten, im Kriegsfall verhaftet und an Frankreich ausgeliefert werden sollten. Ich war noch empörter als mein Informant und wendete mich sofort an den König mit der Frage, ob er wisse, »daß die Verhaftung von Tausenden Ihrer besten Offiziere und Soldaten unter dem Vorwand vorbereitet wird, sie seien Rexisten oder es doch gewesen.« Er hatte keine Ahnung und hielt es – wie ich – für empörend, wie sein Heer aufgehetzt und verdorben würde, »am Vorabend vielleicht eines harten Kampfes, bei dem die ganze Nation brüderlich zusammenhalten muß«. Er versprach die Vernichtung dieser Listen und hat sein Wort gehalten.

Was er nicht wußte (und ich auch nicht) war, daß Justizminister Janson und sein belgischer Fouquier-Tinville, d. h. Generalstaatsanwalt Ganhof Van der Mersch, außer der militärischen auch eine zivile Auslieferungsliste aufgestellt hatten, die sie in ihrem Panzerschrank unter höchstem Geheimhaltungsgrad hüteten. Der von den beiden ausgearbeitete und vorbereitete Liquidierungsplan trat am frühen Morgen des 10. Mais 1940 automatisch in Kraft. Während die deutschen Truppen die Grenze in westlicher Richtung überschritten, wurden wir zu Tausenden ergriffen und hinter Gitter gesperrt. Alle Proteste gegen diese ganz und gar illegale Maßnahme – immerhin genossen ich und all meine Abgeordneten und Senatoren wie in jedem Rechtsstaat den Vorzug der parlamentarischen Immunität – nutzten nichts. Ich kam in Handschellen ins Gefängnis, so als hätte ich Hitler am Vorabend den Zauberschlüssel übergeben, mit dem er seinen Panzern die Eingangstore zur Festung Belgien öffnete.

Tatsächlich befand sich schon 15 Minuten nach der deutschen Kriegserklärung an Belgien der gewaltige Festungs-

komplex von Eben-Emael, die größte und mächtigste Anlage dieser Art in ganz Europa, die für Millionen Franken in jahrelanger Arbeit gebaut worden war, fest in deutscher Hand. Die Besatzung von mehreren tausend Mann, die meterstarken Betonkasematten mit ihren Geschützen und modernstem Gerät waren vollkommen nutzlos. Das hatte nicht irgendein Zauberschlüssel irgendeines Verräters, sondern eine kleine Kampfgruppe von nicht mehr als 84 deutschen Fallschirmjägern fertiggebracht, die mit lautlos gleitenden Segelflugzeugen in den Festungsanlagen selbst abgesetzt worden waren und sie handstreichartig unter Verlust von nur acht Mann erobert hatten.
Während diese als soldatische Heldentat wie als Teil der strategischen Gesamtplanung des Feldzuges gleich bewunderungswürdige militärische Leistung abrollte, wurde das belgische Parlament zu einer dringenden Sondersitzung in die Brüsseler Deputiertenkammer einberufen. Beim Ausbruch des Ersten Weltkrieges im August 1914, war Belgiens König, damals Albert I., als oberster Kriegsherr unseres kleinen Landes in einer dramatischen Geste hoch zu Roß vor das Parlament gesprengt, aus dem Sattel gesprungen und von den Volksvertretern jubelnd in Empfang genommen worden, um einen Aufruf an sein Volk zu richten. Diesmal hielt es König Leopold III. nicht einmal für nötig, dem bedeutsamen parlamentarischen Akt überhaupt beizuwohnen. Ministerpräsident Pierlot, ein alter, sauertöpfischer Heuchler von der Katholischen Partei, entschuldigte seinen Monarchen mit Grabesstimme und der Erklärung, er hätte sich zur Verteidigung des Vaterlandes an die Spitze seines Heeres gestellt. Das war keine ganze Lüge, aber auch nicht die volle Wahrheit. Tatsächlich hatte sich Leopold an diesem Morgen zunächst in sein

Seine erste Ansprache hielt Léon Degrelle mit 24 Jahren in einem belgischen Dorf

An sechs Tagen hintereinander lauschen die Massen Léon Degrelle im Brüsseler Sportpalast

Léon Degrelle bei einem seiner großen Jugend-Aufmärsche im Brüsseler Sportpalast



Léon Degrelle spricht zu den Arbeitern einer Fabrik in Lüttich

Jeden Tag sprach Léon Degrelle zu den verschiedenartigsten Zuhörern

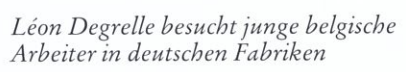
Léon Degrelle, umringt von seinen Anhängern nach einer Wahlkundgebung



Léon Degrelle mit den jüngsten Mitgliedern seiner Rex-Bewegung

Léon Degrelle
spricht in Berlin





Léon Degrelle besucht junge belgische
Arbeiter in deutschen Fabriken



Zuerst waren die Wallonen unter Degrelle beim deutschen Heer als „Legion Wallonien“ im Einsatz



Im Sommer 1943 wurden sie als SS-Sturmbrigade „Wallonien“ in die Waffen-SS eingegliedert

Wallonische Freiwillige bei der Vereidigung 1941 (als 3. von links Léon Degrelle) *(Foto: Ullstein/Roger Viollet)*

Soldaten der wallonischen Legion bei der Vereidigung mit der Legionsfahne, dem Rexisten-Symbol des Croix de Bourgogne *(Foto: Ullstein/Roger Viollet)*

28. SS-Freiwilligen-Panzer-Grenadier-Division „Wallonien“

1.6.1943 - 3.7.1943	SS-Freiwilligen-Brigade „Wallonien“
3.7.1943 - März 1944	SS-Sturmbrigade „Wallonien“
März 1944 - 18.9.1944	5. SS-Freiwilligen-Sturmbrigade „Wallonien“
18.9.1944 - 19.10.1944	SS-Freiwilligen-Grenadier-Division „Wallonien“
19.10.1944 - Dezember 1944	28. SS-Freiwilligen-Grenadier-Division „Wallonien“
Dezember 1944 - Mai 1945	28. SS-Freiwilligen-Panzer-Grenadier-Division „Wallonien“



Divisions-Erkennungszeichen





Werbeplakate für die wallonische Legion (Fotos: Ullst



Léon Degrelle im April 1943 nach seinem Einsatz an der Ostfront (Foto: Ullstein/Roger Viollet)



In Dorpat (Baltikum), v.l.n.r. SS-Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS Wagner, SS-Sturmbannführer Degrelle, Adjutant SS-Obersturmführer Schäfer

22. August 1944:

„Ergänzend zum Wehrmachtbericht wird gemeldet:
Westlich des Pleskauer Sees bewährte sich eine Kampfgruppe der SS-Sturmbrigade ‚Wallonien' unter Führung des SS-Sturmbannführers Léon Degrelle durch Zähigkeit und Angriffsschwung in besonderem Maße."



Am 27. August 1944 wurde Léon Degrelle von Adolf Hitler im Führerhauptquartier Wolfschanze das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes sowie die Nahkampfspange in Gold überreicht. In der Mitte: General der Waffen-SS Felix Steiner. *(Foto: Ullstein)*

Der Kommandeur der SS-Freiwilligen-Sturmbrigade „Wallonien“ wehrte am 23. August 1944 einen Durchbruchsversuch der Sowjets bei Dorpat ab. Mit hartem persönlichen Einsatz formierte er in einer außerordentlich kritischen Situation, als starke sowjetische Kräfte einen entscheidenden Durchbruch erzielt hatten, seine eigene schwere Kompanie sowie Reste eines zurückflutenden estnischen SS-Bataillons zu einer Kampfgruppe und baute mit dieser am Schwerpunkt der feindlichen Stoßrichtung eine neue, den ganzen Tag über fest haltende Sicherungslinie auf. Degrelle verhinderte mit seinem entschlossenen Handeln, daß durch ein weiteres Vordringen des Feindes in Richtung Dorpat die noch südlich der Stadt stehenden deutschen Truppen abgeschnitten wurden. Dorpat war Degrelles 50. anerkannter Nahkampftag. Bis Kriegsende sollten es insgesamt 65 werden, womit Léon Degrelle einer der meisteingesetzten Soldaten des Zweiten Weltkrieges war.

Besuch in Paris im März 1944 nach der Schlacht von Tscherkassy. Neben dem grüßenden Léon Degrelle Botschafter Fernand Graf de Brinch als Vertreter des Marschalls Pétain (in Zivil) und SS-Brigadeführer Karl Oberg



León Degrelle mit seinem Übersetzer Wilfred von Oven während des Zweiten Weltkrieges

Auszeichnung von Angehörigen der wallonischen Legion mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse

Wallonier an der 3,7-cm-Pak. In der Mitte der Kommandeur Lucien Lippert

Beim Einmarsch der Alliierten im Herbst 1944 in Belgien wurden 100.000 Rexisten und flämische Nationalisten eingesperrt





León Degrelle mit seinen Männern im Februar 1945 an der Ostfront in Pommern *(Foto: Ullstein)*

Léon Degrelle im spanischen Exil unter den Fahnen mit dem Burgunderkreuz,
dem Zeichen der Rexisten-Bewegung

Léon Degrelle mit 85 Jahren

Hauptquartier in Breendonck, auf halbem Weg zwischen Brüssel und Antwerpen, begeben, war aber schnell in die Hauptstadt zurückgekehrt. Während die Sondersitzung tagte, befand er sich nur fünf Minuten vom Parlament entfernt bei seiner Mutter, mit der er zusammen Tee trank.

Statt seiner, der in dieser für unser Land historischen Stunde entweder bei seinem Heer – am besten im Fort Eben-Emael – oder bei seiner Volksvertretung hätte sein müssen, ergriff Außenminister Paul-Henri Spaak das Wort zu einer flammenden Ansprache, von der er sich später rühmte, sie habe auf das Parlament »stärkere Wirkung als 20 motorisierte Divisionen« ausgeübt. Er erzählte den Volksvertretern nämlich unter deren frenetischem Beifall, wie er am frühen Morgen den deutschen Botschafter abgefertigt habe, als dieser ihm im Namen der Reichsregierung die Kriegserklärung habe vorlesen wollen. »Erst spreche ich«, habe er ihn angeherrscht. Das war pure Aufschneiderei, wie der Generalstaatsanwalt Ganshof, der dabeigewesen war, später erklärte. Spaak sei mit der von ihm ausgearbeiteten Antwortnote auf den deutschen Diplomaten zugetreten und habe ihm gesagt: »Wir sind doch alte Freunde, ersparen wir uns diese peinliche Formalität.« So wurde der Staatsakt zu einem einfachen, formlosen Notenwechsel.

Als er stattfand, hatten deutsche Truppen nicht nur Fort Eben-Emael schon genommen, sondern auch den Übergang über Albert-Kanal und Schelde erzwungen, während Stukas die belgischen und französischen Luftstreitkräfte praktisch am Boden vernichteten. Durch die geschlagene Bresche stieß Guderians (XIX.) Panzerkorps nach dem genialen Operationsplan, von dem der »schnelle Heinz«,

wie seine Soldaten ihn nannten, in seinen Memoiren (Erinnerungen eines Soldaten) sagte, daß an sein »Gelingen eigentlich niemand glaubte außer Hitler, Manstein und mir.«

Meine Heimatstadt Bouillon war schon am 12. Mai (Pfingstsonntag) genommen worden. Am nächsten Tag wurden auf dem historischen Schlachtfeld von Sedan der Maas-Übergang und der Durchbruch durch die sagenhafte Maginotlinie erzwungen. Seit diesem Augenblick war für die Alliierten alles verloren. Dem Vorstoß zur Kanalküste über Amiens stand nichts mehr im Wege. Noch in der Nacht vom 20. zum 21. Mai erreichte die Spitze der 2. Panzerarmee über Noyelles den Atlantik, in dem die ersten deutschen Soldaten ein erfrischendes nächtliches Bad nehmen konnten.

Im Kessel von Dünkirchen waren die Reste der belgischen Armee, das gesamte englische Expeditionskorps und die wichtigsten Teile der französischen Panzerarmee eingeschlossen und sahen ihrer Vernichtung entgegen. Es kam anders, wie wir wissen. Über das sogenannte »Wunder von Dünkirchen« ist viel gerätselt worden und wird auch hier noch manches zu sagen sein. Aber an einem kann nicht gedeutelt werden: Der Feldzug im Westen war nicht erst einen Monat, sondern schon drei Tage, nachdem er begonnen hatte, von Deutschland gewonnen.

Guderian, dem mit seiner einzigartig tüchtigen und tapferen Truppe ein wesentlicher Teil des deutschen Sieges im Westen zu verdanken war, richtete an seine Soldaten am 26. Mai 1940 einen Tagesbefehl, in dem es u.a. hieß: »Deutschland ist stolz auf seine Panzer-Divisionen, und ich bin glücklich, euch zu führen ... Nun rüsten wir zu neuen Taten: Für Deutschland und für unseren Führer

Adolf Hitler.« So hoch die vonGuderian mit Recht gelobte Moral der deutschen Truppen war, so niedrig ist diejenige der belgischen einzuschätzen. Sie war so viel wert wie ihr General und Verteidigungsminister Denis. Während der Kampfhandlungen irrte er sechs Wochen lang zwischen Schelde und Garonne umher, unfähig, einen einzigen klaren Befehl zu geben, mittelmäßig, schließlich niedergeschlagen und stets weit vom Schuß. Als er starb, wurde das in Belgien weder bedauert noch von vielen überhaupt wahrgenommen, wie das auch bei Pierlot der Fall war – Zierden unserer so vorbildlich demokratischen Regierung. Ich schämte mich ihrer täglich mehr, so stolz ich auch auf unser schönes Vaterland war. Vielleicht spielten auch diese mich immer stärker bewegenden Empfindungen eine Rolle bei meinem bereits geschilderten Entschluß, Soldat auf deutscher Seite zu werden.

Bisher war es noch nicht soweit. Statt eines deutschen Stahlhelms auf dem Kopf trug ich französische Eisenketten mit ebensolchen großen Kugeln daran an den Beinen. Von Dünkirchen wurden wir beim Herannahen der Deutschen eilends nach Lille verfrachtet. Hier befand sich damals, in der Rue Solferino, das Hauptquartier der französischen Gestapo, das der Schauplatz der fürchterlichsten Torturen für uns wude. Es tut mir leid, meine französischen Freunde und späteren Kameraden mit dieser Feststellung vielleicht zu kränken oder zu beschämen. Aber ich kann sie nicht verschweigen: Wir waren in die Hände der verabscheuungswürdigsten Folterknechte gefallen, die es je und irgendwo gegeben hat. Wir wurden, manche von uns völlig entkleidet, zu Dutzenden aneinandergekettet und Tag und Nacht erbarmungslos geschlagen.

Der deutsche Vormarsch rettete uns. Hals über Kopf

den. Was hatten die armen Kerle auszustehen! Aber auch wir wurden nicht mit Samthandschuhen angefaßt. Drei Tage lang, in denen ich nichts zu essen bekam, zwangen mich die Wächter, ihren Urin zu trinken. Weiter ging's an die Loire, immer vor den vormarschierenden Deutschen her: Nantes, Angers, Tours. Hier wurde ich in einen Zug gestoßen, mit dem das Zuchthaus von Poissy, in dem die Elite der französischen Verbrecherwelt zu Hause war, nach der La Rochelle vorgelagerten Île de Ré evakuiert werden sollte. Wie ein Bündel Stroh warf man mich in einen der Viehwagen, die mit vierzig Mann in ihrer groben Sträflingstracht voll waren. Einer von ihnen rief: »Dich kenne ich doch aus *L'Illustration!*« Es war die gleiche Zeitschrift, in der sein Foto und das so manchem seiner ebenfalls steckbrieflich gesuchten Kumpels erschienen war. Wir kamen – unter »Kollegen« – ganz gut miteinander aus.

Unter den etwa 300 Gefangenen des Transports befanden sich auch die seit dem Hitler-Stalin-Pakt von 1939 eingesperrten französischen Abgeordneten der kommunistischen Partei. Auch sie trugen Häftlingskleidung, aber nicht die Ketten der mit ihnen (und mit mir) zusammengesperrten Mörder und anderen Schwerverbrecher. Ihre Gesellschaft war interessant. Manche von ihnen waren durchaus gebildet, viele liebenswürdig, ja herzlich. Wir alle zusammen wurden nach einer Reise von 50 Stunden in La Rochelle ausgeladen und mit Lastkähnen auf die Insel geschafft, wo die Verbrecher vor ihrer Verschiffung nach Guayana, der französischen Strafkolonie in Südamerika, untergebracht wurden. Wir waren immer zu zehnt an eine schwere Eisenschiene gekettet. Die Zellen waren eng und nur dürftig durch ein kleines vergittertes Oberlicht dicht

unter dem Dach erhellt. Das einzige Möbel unseres gemeinsamen Raumes war ein großer Kübel voller Exkremente. Wenn einer von uns ihn benutzen wollte, mußte er alle anderen an die gleiche Schiene Geketteten mitschleppen.
Aber auch aus diesem Ort des Schreckens wurde ich durch die unaufhaltsam vorrückenden deutschen Truppen erlöst. Wir waren ja nun schon ziemlich weit im Südwesten Frankreichs zusammengedrängt. Unsere Bewacher begannen sich von ihrer menschlichen Seite zu zeigen. Mir wurde sogar meine Plakette als belgischer Abgeordneter zurückgegeben. Ich wurde nicht mehr mit »gueule de vache« (Ochsenschnauze), sondern mit »Monsieur« angeredet. Ein gutes Zeichen. Zu Schiff brachte man mich sodann nach Bordeaux in die Festung Hâ. Aber auch dorthin kamen diese schrecklichen Deutschen. Weiter bei Nacht nach Tarbes in der Nähe von Lourdes. Diesmal war man weniger zuvorkommend und sperrte mich zusammen mit einem Verrückten in einen Käfig, dessen Gitterstäbe jener bei Tag und Nacht mit seinem Blechnapf bearbeitete. Keine Beschwerde nutzte etwas. Aber dann meldeten sich internationale Kommissionen zur Besichtigung an. Da wurde ich eilends in die Gefängnisse von Toulouse, Albi, Rodez und zuletzt Puy-en-Velay verbracht.
Hier wäre ich beinahe befreit worden. Der spätere Botschafter des Reiches in Paris, Otto Abetz, mit dem mich eine aufrichtige Freundschaft verband, hatte über befreite deutsche Kriegsgefangene, die mich in der Festung Hâ getroffen hatten, erfahren, daß ich in Abbeville nicht erschossen worden war, wie man bis dahin in Deutschland allgemein angenommen hatte. Er informierte Pierre Daye, unseren ehemaligen Fraktionschef im belgischen Abgeord-

netenhaus und ermöglichte ihm einen Besuch in Vichy, wo die damals dort residierende belgische Exilregierung nichts sehnlicher wünschte als eine Aussöhnung mit mir. Sie tat es aus lauter Feigheit, weil man glaubte, ich würde der kommende Mann Hitlers in Belgien sein, der bei der Wiedererringung noch so bescheidener Pöstchen behilflich sein könnte. Diese Kreaturen belästigten sogar Laval und den Marschall Pétain selbst, um die Bemühungen, mich endlich irgendwo aufzutreiben, zu beschleunigen. So bekam Pierre Daye schließlich heraus, daß ich mich im Gefängnis von Puy-en-Velay in der Auvergne befinden sollte. Eilends begab er sich dorthin. Aber da war ich nicht. Die französische Regierung hatte nämlich auf Drängen von Pierlot-Janson-Spaak meine Freilassung für einen bestimmten Tag um neun Uhr abends angeordnet. Pünktlich zur festgesetzten Stunde suchte mich der Gefängnisdirektor in meiner Zelle auf, teilte mir meine endliche Freilassung mit und begleitete mich nach Erledigung aller Formalitäten zum Ausgang.

Als er sich verabschiedet hatte, stand ich da, ohne zu wissen, wohin. Ich wurde allen weiteren Nachdenkens dadurch enthoben, daß sich ein Haufen von Polizisten auf mich stürzte, mich fesselte wie einen Preßsack und mich in einen – wie passend – Leichenwagen verfrachtete. Wir fuhren, wie mir schien, eine Ewigkeit, von der Auvergne bis an den Fuß der Pyrenäen an der spanischen Grenze, wo ich in das Konzentrationslager Vernet eingeliefert wurde. Es war das schlimmste KZ Frankreichs und gleichzeitig die 21. Station meines Leidensweges, wenn ich mich nicht verrechnet habe. Was bezweckten meine Feinde damit? Ich wurde in eine Baracke gesteckt, die mit Rotspaniern, Kommunisten, Anarchisten und anderen wütenden Anti-

faschisten überfüllt war. Die würden, so schien man zu hoffen, mich schon fertigmachen.
Sie irrten sich. Wir waren ein Herz und eine Seele. Sie erzählten mir ihr Elend seit dem Februar 1939, als sie, die Überlebenden der von Franco geschlagenen Volksfront, bei der benachbarten Volksfront in Frankreich Zuflucht gesucht hatten, aber in das schreckliche Lager gesteckt worden waren, in dem wir uns jetzt zusammen befanden. Wir verbrüderten uns. Wir hatten die gleichen Erfahrungen mit den »Demokratien« unserer Länder gemacht. Und hatte sich Väterchen Stalin nicht erst kürzlich mit Hitler verbündet? Dann konnte dieser letztere, schienen sie zu glauben, nicht gar so schlimm sein. Ich behielt lieber für mich, was ich von dieser widernatürlichen und – wie ich wußte – nur vorübergehenden Allianz hielt.
Die Henkersknechte, die mich unbedingt umbringen wollten, hatten sich einmal mehr verrechnet. Sie mußten ihre Absicht ganz aufgeben, als man in Vichy endlich meine Spur gefunden und Pierre Daye beauftragt hatte, mich zu suchen und der Freiheit und Sicherheit zuzuführen. Aber auch das war nicht so einfach. Man hatte mich vom Lager Vernet aus mit einem Freifahrschein nach Carcassone in den den Zug gesetzt und mir eine Anschrift mitgegeben, bei der ich mich melden sollte. Es war ein altes, seit Jahren verlassenes Haus. Niemand antwortete. Nur ein paar streunende Hunde bellten. Da stand ich nun um drei Uhr morgens, schmutzig, hungrig, todmüde, in Lumpen und zum Skelett abgemagert, den Körper bedeckt von Wunden und Blutergüssen. Was tun? War das eine neue Falle? Ich hatte keinen Personalausweis und keinen Centime in der Tasche. Ich ging zum örtlichen Gefängnis. Ich war das Leben hinter Gittern so gewöhnt, daß sie mich auch in

dieser fremden Stadt anlockten. Auf einer Bank davor sank ich zu Tode erschöpft nieder. Ich muß wohl eingeschlafen sein. Dort fand mich schließlich Pierre Daye. »Léon, Léon!« rief er. Wir fielen uns in die Arme. Das Leben hatte mich wieder. Wenige Tage später war ich in Belgien.



11. KAPITEL

Der König und sein nationaler Sozialist

Wie hatte sich meine Heimat inzwischen verändert! Für Belgien war mit König Leopolds Kapitulation am 28. Mai 1940 der Krieg zu Ende. Goebbels trug am 30. Mai 1940 in sein Tagebuch ein: »In London und Paris überschüttet man den belgischen König mit Kübeln von Schmutz.« Und am nächsten Tag (31. 5. 40): »In Belgien große Freudenfeste. Der König hat dem Volk aus dem Herzen gehandelt ... Ein neues Europa ist im Werden. Die alten Schranken fallen. Unter schweren Geburtswehen wird ein junger ... Erdteil geboren.«
Leopold war seit dem 10. Mai 1940 unter dem Eindruck der sensationellen Anfangserfolge der Wehrmacht von deren Sieg, nicht nur im Westen, fest überzeugt. Er stand mit dieser Ansicht keineswegs allein. Viele alliierte Militärs und Politiker teilten sie, sogar General Weygand (1867–1965), der Oberbefehlshaber der französisch/britischen Streitkräfte. Im Kessel von Dünkirchen wurden seine letzten Hoffnungen wie diejenigen Leopolds begraben. Nur die Engländer, denen ihre verratenen Bundesgenossen den Rücken gedeckt hatten, konnten entfliehen. Aber auch ihnen gaben damals Leopold wie Weygand nur vierzehn Tage, bis sie »wie die Ratten ersäuft« werden würden.
Das vielzitierte und -diskutierte »Wunder von Dünkirchen« rettete sie vor diesem Schicksal. Hitlers umstrittener

Haltebefehl vom 25. Mai 1940 hatte schwerwiegende Folgen. Guderian schreibt gewiß mit Recht: »Welchen Gang der Krieg genommen hätte, wenn es gelungen wäre, die britischen Expeditionskräfte damals bei Dünkirchen gefangenzunehmen, läßt sich schwer ausmalen.«[1] Guderian weist Hitlers Begründung für das Aufhalten seines stürmischen Vormarsches mit Geländeschwierigkeiten für Panzerverbände im vermutlichen Kampfraum entschieden zurück. Dagegen glaubt er, »daß Hitler und vor allem Göring die deutsche Luftüberlegenheit für ausreichend hielten, um den Gegner zu vernichten«. Diese Auffassung wird dadurch bestärkt, daß der verhängnisvolle Haltebefehl wörtlich den Passus enthielt: »Dünkirchen ist der Luftwaffe zu überlassen.« Dann wäre also Göring nicht nur für die Katastrophe von Stalingrad, sondern auch für die von Dünkirchen verantwortlich?
Ich finde, das geht zu weit. Kein geringerer als Churchill hat in seinen Erinnerungen die Vermutung ausgesprochen, »Hitler habe durch Anhalten der Panzerverbände vor Dünkirchen England eine bessere Friedenschance geben oder die Aussichten für Deutschland verbessern wollen, zu einem günstigen Frieden mit England zu gelangen«. Hier hat der britische »Lügen-Lord«, wie Goebbels ihn gern nannte, wohl ausnahmsweise einmal die Wahrheit gesagt. Sie deckt sich vollkommen mit dem, was Hitler am Abend des 24. Mai im Hauptquartier des späteren Generalfeldmarschalls Gerd von Rundstedt seinen Offizieren, von denen viele wie Guderian ganz anderer Meinung waren, mit beinahe kameradschaftlicher Offenheit gesagt hatte. Er war ja nicht nur ihr Oberster Befehlshaber, sondern auch

---

[1] A.a.O., Bd. 2, S. 100ff.

der Kanzler des Deutschen Reiches, der sowohl militärische Befehle zu erteilen als auch politische Entschlüsse zu fassen und durchzusetzen hatte. Und bei Dünkirchen bekamen diese letzten den Vorrang vor den anderen.

In seinen anderthalbstündigen Ausführungen[1] versuchte Hitler den Generalen und anderen hohen Offizieren (bei vielen vergeblich) einen Einblick in seine weltpolitischen Überlegungen zu geben. Er sprach ausführlich von der Bedeutung des britischen Imperiums für die Ordnung der Welt, auch wenn dessen Geschicke zur Zeit in den Händen eines so untauglichen Politikers wie Churchill lägen. Er glaubte, daß England ein wichtiger Partner gegen die Machenschaften des Kreml sein könne. Diese gegenseitige Schicksalsgemeinschaft müsse, so hoffe er, auch in England erkannt werden, so daß die Erwartung, »in sechs Wochen Frieden mit England zu haben«, nicht unberechtigt sei. Er war dabei sogar vorsichtiger als Weygand, der den Engländern nicht mehr als vierzehn Tage gegeben hatte.

Nachrichten, daß die Engländer ihre Verbündeten im Stich lassen und mit Vorbereitungen zur Einschiffung ihres gesamten Expeditionskorps in den Kanalhäfen das Heil in der Flucht suchen würden, waren schon am 22. Mai 1940 bekannt geworden.[2] Sie wären auch ohne Hitlers Haltebefehl vom 24. Mai nicht mehr daran zu hindern gewesen. Er konnte sie vor dieser Schmach nicht bewahren, aber doch vor ihrer Vernichtung. Das war seine Absicht. Sein Ziel, erklärte Hitler im Hauptquartier der Heeresgruppe I in Charleville, sei es, »mit England auf einer Basis Frieden

---

[1] Peter Kleist, *Auch du warst dabei,* Heidelberg 1952.
[2] *Völkischer Beobachter,* Nr. 143 vom 22. Mai 1940.

zu schließen, die anzuerkennen es mit seiner Ehre vereinbar finden würde.« Jetzt gelte es, »einen vernünftigen Frieden mit Frankreich« zu schließen, dann wäre »der Weg zu einer Verständigung mit England frei«. Diese Aussagen des Generals Günther Blumentritt aus dem Stab der Heeresgruppe A, der Hitlers Ansprache beiwohnte, sind durch das Buch eines so renommierten Militärschriftstellers der alliierten Seite wie Liddell Hart[1] gesichert.
Der nach dem siegreichen Frankreichfeldzug zum Generaloberst beförderte und zum Generalstabschef des Heeres ernannte Franz Halder, der nach dem 20. Juli 1944 verhaftet und in ein KZ verbracht wurde, schrieb in sein 20 Jahre später veröffentlichtes Kriegstagebuch 1939–42 am 26. Mai: »Die Panzer und mot. Verbände stehen nach allerhöchstem Befehl wie angewurzelt.« Da waren die Herren Widerstandsgenerale kriegswütiger als ihr von ihnen später so geschmähter oberster Kriegsherr. Die den fliehenden Engländern von Hitler mit einer ganz klaren weltpolitischen Absicht gewährte zweitägige Frist genügte, um sie einigermaßen ungerupft entwischen zu lassen, auch wenn dabei mit ihrem gesamten Material ihre Absicht ins Wasser fiel, ihre Wäsche an der »Siegfried-Line« (Westwall) aufzuhängen, wie sie es mit ihrem Soldatenlied angekündigt hatten. Hitler wollte ihnen damit eine goldene Brücke in eine gesamteuropäische Zukunft bauen. Sie wurde nicht beschritten, obwohl der Stellvertreter des Führers noch fast ein Jahr später (am 10. Mai 1941) mit seinem tollkühnen Friedensflug nach Schottland sein Leben bei einem letzten verzweifelten Versuch, dies Ziel zu erreichen, aufs Spiel gesetzt hatte.

---

[1] *The Generals Talk,* dt. v.d.T.: *Jetzt dürfen sie reden,* Hamburg 1950.

Für Belgien war nach der Flucht des einen seiner beiden wichtigsten Verbündeten und unmittelbar vor der militärischen Vernichtung des anderen in diesem Krieg nichts mehr zu gewinnen. Sein König hatte daher, wie es in einer von der offiziellen deutschen Nachrichtenagentur als von »ungeheurer militärischer Bedeutung« bezeichneten Bekanntmachung hieß, »den Entschluß gefaßt, dem weiteren sinnlosen Widerstand ein Ende zu bereiten und um Waffenstillstand zu bitten«.[1]

Der Führer habe angeordnet, »daß dem König der Belgier und seiner Armee gegenüber jene Einstellung gewährt wird, auf die tapfer kämpfende Soldaten Anspruch erheben können«.

König Leopold sei zunächst ein belgisches Schloß (Laeken in Brabant) als Aufenthalt zugewiesen worden. Goebbels wollte wissen, der Führer habe ihm eine Apanage von 50 Millionen Francs ausgesetzt.[2] Ich habe dafür keine Beweise. Aber ich weiß, daß König Leopold III. in diesem Sommer 1940, als ich von meiner Irrfahrt durch die französischen Gefängnisse und Lager nach Hause zurückkehrte, wegen seiner Klarsicht und Menschlichkeit in unserem Land unerhörte Beliebtheit genoß, wie sie keinem anderen Staatschef in Europa – von Hitler abgesehen – entgegengebracht wurde. Das belgische Volk scheint das heute vergessen zu haben. Aber ich weiß, daß es so war. Es zu leugnen, wäre lächerlich und unaufrichtig.

Der König unterschied sich mit seiner ebenso vernünftigen wie würdigen Haltung ganz entschieden von den meisten Repräsentanten des damaligen demokratischen Establish-

---

[1] DNB, 28. Mai 1940.

[2] A. a. O. am 31. 5. 1940.

ments, die so lange unser Geschick in ihren unredlichen Händen gehalten hatten und deswegen von uns schon seit Jahren so fanatisch bekämpft worden waren. Jetzt standen sie Schlange vor meinem Heim in der rue de Lorraine von Brüssel, kaum daß ich dorthin zurückgekehrt war. Auch die Sendboten des alten Kardinals Van Roey befanden sich unter ihnen, der mir im Wahlkampf mit Van Zeeland im Jahr 1937 den Segen der Kirche entzogen und damit den wesentlichsten Beitrag zu meiner Niederlage geleistet hatte. Damals war mir von ihm mit dem Fegefeuer gedroht worden. Jetzt lud er mich zu einem Plauderstündchen am Kamin seines erzbischöflichen Palais ein. Ich ließ ihn seine immer liebenswürdiger werdende Aufforderung dreimal wiederholen, ehe ich ihr folgte. Bei unserer Unterhaltung ging er so weit, mir die gemeinsame Gründung einer neuen katholischen Jugendbewegung vorzuschlagen.

Sie alle wollten sich bei Hitler Liebkind machen und glaubten, ich sei der richtige Mann, ihnen dabei zu helfen. Den Vogel schoß in dieser Hinsicht Regierungschef Pierlot ab, der dem Vizepräsidenten des belgischen Senates Leymiers, am 18. Juli 1940 auf eine offizielle Anfrage über die Lage im Namen seiner Regierung wörtlich erklärte: »Was die Zukunft Belgiens betrifft, so weiß die Regierung nicht, was aus dem Friedensvertrag wird. Das Günstigste wäre, daß Belgien mit einer relativen Unabhängigkeit unter einem ›Gauleiter‹ einem ›Zollverein‹ angeschlossen würde. Die Regierung ersucht Sie einmal mehr inständig, sich darüber klar zu sein, daß wir besiegt worden sind und uns dieser Lage anpassen müssen.« Eine belgische Regierung ließ also durch ihren Premierminister verkünden, das Beste, was wir erhoffen dürften, sei, dem Reich in einer Art Zollverein angeschlossen zu werden, und zwar unter der

Beherrschung durch einen allmächtigen Gauleiter. Das hatte Hitler gar nicht verlangt. Das war erbärmlich. Doch alle diese ebenso weinerlichen wie unterwürfigen Defaitisten, die sich der englischen Flucht auf die Inseln anschlossen, als Pétain ihnen das Gnadenbrot entzog, das er ihnen bis dahin aus der französischen Staatskasse bezahlt hatte, warfen sich 1944 bei ihrer triumphalen Rückkehr nach Brüssel als Superpatrioten in die Brust und durften sich wieder in ihre Regierungssessel setzen, ohne daß einer ihrer Wähler vor ihnen ausgespuckt hätte.

Da war Leopold doch ein anderer Kerl, wie man auch sein vor dem Krieg schwankendes Verhalten zwischen den Alliierten und dem Reich beurteilen mag. Als er im äußersten Nordwesten seines Landes völlig eingekesselt und von seinen Verbündeten verlassen war, streckte er am 28. Mai 1940 an der Leie (franz.: Lys, Nebenfluß der Schelde) die Waffen. Das war gegenüber dem Sieger, seinen Soldaten und seinem Volk vernünftig und ehrenvoll gehandelt. Er war sich darüber klar, daß nach der Flucht der Engländer und der französischen Kapitulation, die der seinen am 22. Juni 1940 folgte, eine Angleichung Europas an die sich vollziehende politisch-soziale Neuordnung unerläßlich war. Und er durfte das seinem Volk auch sagen. Es stimmte ihm zu, und es folgte ihm. Eine Proklamation in diesem Sinne durfte er freilich nicht erlassen. Denn er befand sich ja in dem ihm zugewiesenen Schloß offiziell als Kriegsgefangener. Und er zog auch daraus die Konsequenzen, indem er 1950 zugunsten seines damals zwanzigjährigen Sohnes Balduin (Baudouin, Baudewijn) auf seinen Thron verzichtete.

Statt einen Aufruf an sein Volk zu erlassen, berief der König seinen engsten politischen Berater, der als solcher

natürlich der Öffentlichkeit nie vorgestellt wurde, den national gesinnten Sozialisten Henri de Man, zu sich, um mit ihm zusammen einen neuen »Plan für das postmarxistische Belgien« auszuarbeiten. Sein Text wurde nach Leopolds Kapitulation veröffentlicht. De Man hatte ihn verfaßt, der König ihn gebilligt. Er war von unerhörter Kühnheit. Er begrüßte Hitlers Sieg. Hätte ich etwas Ähnliches geschrieben, wäre ich nach unserer Niederlage nicht bloß zum Tode verurteilt, sondern ganz einfach in Stücke gerissen worden. De Man durfte das. Er war am Tag der belgischen Kapitulation Erster Vorsitzender der Sozialistischen Arbeiterpartei Belgiens – und zugleich intimer Vertrauter seines Monarchen. Was die beiden da veröffentlichten, war auch unter den damaligen Verhältnissen fast unglaublich. »Glaubt nicht«, hieß es da, »daß man der Besatzungsmacht Widerstand leisten muß. Findet euch mit der Tatsache ihres Sieges ab. Dieses Zerschlagen einer überlebten Welt ist alles andere als ein Unglück, es ist eine Befreiung.«

Und weiter: »Der Frieden wird aus einem durch die Waffen geeinten Europa hervorgehen.« Daß dies die deutschen Waffen waren, wurde zwar vom König und seinem nationalen Sozialisten nicht ausdrücklich gesagt, verstand sich aber unter den ganz eindeutigen militärisch-politischen Umständen von selbst.

Der Führer einer der damals bedeutendsten sozialistischen Parteien Europas und zugleich ihr hervorragendster Ideologe erklärte sich vor der europäischen Öffentlichkeit als Anhänger Hitlers. Dieser Henri de Man war nicht nur Vorsitzender seiner Partei und mehrfach Minister (zuletzt des Inneren, 1935) gewesen, sondern auch der einzige tiefe Denker der französischsprechenden Linken, abgesehen

vielleicht von dem weniger bedeutenden Marcel Déat in Frankreich. De Mans grundlegendes Werk hieß *Au-delà du Marxisme* (Jenseits des Marxismus), erschien 1934 und war, auf 500 schwer zu lesenden Seiten die zeitgemäße Abkehr eines ehrlichen und dazu klugen und national gesinnten Sozialisten vom doktrinären Marxismus, der damals schon zum alten Eisen gehörte, was allerdings in Westeuropa manch sturer Dummkopf bis heute nicht begriffen hat. Vielleicht verhilft ihm Gorbatschow mit seiner »Perestroika« jetzt endlich zu dieser Einsicht. Der Marxismus war schon damals und ist heute erst recht ganz einfach nur die fixe Idee einiger realitätsfremder Intellektueller und rückständiger, auf ihr persönliches Wohl bedachter Bonzen.

Mit der Verschlechterung der wirtschaftlich-sozialen Lage Anfang der dreißiger Jahre fühlten sich – nicht nur in Deutschland – die Werktätigen und besonders die Arbeitslosen, Rentner und andere im Elend Lebenden verlassen, Treibholz auf reißendem Gewässer. Die Massen waren bereit, erobert zu werden. Der erste Sozialist, der das erkannt hatte, war de Man. Und der erste, der daraus politische Konsequenzen ziehen wollte, als die Politiker aller Couleurs in Belgien mit Schrecken die Erfolge unserer Rex-Bewegung feststellten, war der damals bedeutendste sozialistische Minister, Paul-Henri Spaak. Er proklamierte für Belgien und seine Partei etwas, was er sozialen Nationalismus nannte. Den hatte nun allerdings schon längst jemand anders unter der Bezeichnung Nationalsozialismus entdeckt. Er war dabei, ihn – zunächst in Deutschland – zu verwirklichen. Seine Saat war aufgegangen.

Auch bei uns. Wir Rexisten bestellten diesen politischen Acker. Und nun kamen andere, die die Ernte einbringen

wollten. Sie mußten bis zum Mai 1940 warten, als ich vorübergehend in französischen Gefängnissen verschwunden war, um mit der Proklamation des von einem Sozialisten mit Hilfe und Zustimmung seines Königs verfaßten Planes den endgültigen Schritt von Spaaks verschämtem sozialem Nationalismus zum echten Nationalsozialismus Hitlers zu vollziehen. Die Auflösung der Sozialistischen Arbeiterpartei Belgiens wurde von ihrem eigenen Vorsitzenden proklamiert. Er erklärte sich sogar bereit, mit mir zusammen eine Regierung zu bilden, die unser Land den Gegebenheiten und Erfordernissen einer neuen Epoche anpassen sollte. Leider entschloß de Man sich erst zu dem Risiko, sich dabei vielleicht nasse Füße zu holen, als die deutsche Flut Belgien bereits überschwemmt und fast verschlungen hatte.
Vorher, in den entscheidenden Monaten des komplizierten Neutralitäts-Schaukelspiels, das Leopold mit Geschick aber trotzdem letztlich ohne Erfolg zwischen Paris und Berlin eingefädelt hatte, war de Mans Rolle zwielichtig bis undurchsichtig gewesen. Es ging um Belgiens vielumstrittene Neutralität, damals eine Frage des Seins oder Nichtseins für unser Land. Ich verteidigte sie, so unpopulär das auch war, mit Zähnen und Klauen. Der König und sein Außenminister Spaak vertraten sie ebenfalls, aber nur halben Herzens. Gleich zu Beginn des Polenfeldzuges sprach ich mit Leopold vertraulich über das Thema. Er empfing mich im Salon seines Schlosses Laeken. Er kam direkt von einem Ausritt in entsprechender Sportkleidung und guter Laune. Er war damals noch keine vierzig Jahre alt. Sein feingeschnittenes Gesicht wurde von blondgelocktem Haar umrahmt und drückte eine gewisse Melancholie, ja sogar Schüchternheit aus.

Was ich zum Thema Neutralität zu sagen hatte, durfte ich als bekannt voraussetzen. Ich hatte es in einer ganzen Reihe von Artikeln in unserem Rexisten-Organ *Le Pays Réel* seit Beginn des Polenfeldzuges (1. Sept. 1939) ohne alle Umschweife erklärt. Der König war jetzt weniger eindeutig. Sein Hang zum Doppelspiel, für das er bekannt war, ließ es ihm offenbar geraten erscheinen, klare Definitionen zu vermeiden. Er machte den Eindruck, als dächte er: Soll sich der Degrelle doch den Mund oder die Finger verbrennen, ich will in diesem kritischen Augenblick lieber vorsichtig sein. Das blieb er. Als die Alliierten dem Reich am 3. September den Krieg erklärten, hielt er zunächst an Belgiens Neutralität fest. Aber zugleich beauftragte er seinen Militärattaché in Paris, den General Delvoie, in seinem Namen mit dem französischen Oberbefehlshaber General Maurice Gamelin einen Vertrag auszuhandeln, der am 4. Oktober 1939 zustande kam, wie Gamelin mit erschütternder Offenheit in seinen Memoiren verraten hat. Einzelheiten der Operation wurden von dem ehemaligen französischen Ministerpräsidenten Paul Reynaud gleichfalls in seinen Memoiren bestätigt. Selbst Churchill scheute sich später nicht, die Existenz dieses belgisch-französischen Militärgeheimvertrags unumwunden zuzugeben. In Erfüllung desselben wurde der französische Oberstleutnant Hautecoeur als geheimer Verbindungsoffizier zu König Leopold abkommandiert.

Als dann im nächsten Jahr der Feldzug im Westen begann (am 10. Mai 1940), war von der belgischen Neutralität schon nicht mehr allzuviel übriggeblieben, was Hitler mit seinem Einmarsch hätte verletzen können. Hitler kannte, wie er mir selbst später erzählte, Leopolds geheimes Militärabkommen mit Gamelin in allen Einzelheiten. Seine

tüchtigen Agenten im französischen Generalstab hatten ihn rechtzeitig informiert. Es war daher für ihn auch kein Geheimnis, daß Reynaud im April 1940 fest entschlossen war – wie Marschall Joffre vor dem Ersten Weltkrieg – in Belgien einzufallen. Kleinstaaten haben als Hindernis für die kriegerischen Entschlüsse der Großmächte wenig Bedeutung, ob diese Entschlüsse nun von Reynaud und Gamelin oder von Hitler und Männern wie Rundstedt gefaßt werden. Das weiß man spätestens seit Napoleons bekanntem Wort: »Unselig, wer sich unter meinen Rädern befindet, wenn ich meinen Wagen anfahren lasse.«
Bei diesem Stand der belgischen Neutralität durfte es König Leopold eigentlich nicht verwundern, daß seine Initiative zur Ausbalancierung des Geheimvertrages mit Frankreich bei Hitler auf wenig Gegenliebe stieß. Er wollte sich auch mit Berlin – wiederum ganz vertraulich – anbiedern, indem er einen von ihm erdachten Operationsplan zur Niederwerfung Frankreichs dort anbot. Deutschland solle zu diesem Zweck nicht eine Art Neuauflage des Schlieffen-Plans aus dem Ersten Weltkrieg (»Macht mir den rechten Flügel stark!«) anwenden, sondern durch die Ardennen auf Sedan vorstoßen, um die Franzosen, die den deutschen Vormarsch auf breiter Front durch Belgien erwarteten, im Rücken zu packen, einzuschließen und zu vernichten. Das hätte für Belgien den Vorteil gehabt, daß nur der äußerste Südostzipfel seines Territoriums von den Schrecken des Krieges betroffen worden wäre.
Der Plan entbehrte nicht einer gewissen Genialität. Er hatte nur den Nachteil, daß er schon lange vorher von einem anderen gefaßt worden war: von Manstein, der ihn dann auch in die Tat umsetzte. Und Gamelin glaubte Leopold nicht, als dieser ihn von der Möglichkeit eines

deutschen Vorstoßes auf Sedan unterrichtet hatte, sondern lief mit der kompakten Masse der seinem Oberbefehl unterstellten englisch-französisch-belgischen Truppen in die von Hitler gestellte Falle. In diesem von König Leopold erdachten und durchgeführten Verwirrspiel vor Beginn des Westfeldzuges war seinem intimen Vertrauten und Berater Henri de-Man eine wichtige Rolle zugeteilt. Er kannte Deutschland gut, sprach und schrieb seine Sprache perfekt und hatte sogar bis 1933 einen Lehrstuhl an der Universität Frankfurt innegehabt. Obwohl man ihn als unerwünschten marxistischen Ausländer feuerte, bewahrte er seinem Gastland eine gute Erinnerung. Der König stieß daher auf keinen Widerstand, als er ihm vorschlug, in geheimer Mission nach Berlin zu gehen, um dort den königlichen Operationsplan vorzutragen.

Auch dieses Manöver vollzog sich hinter dem Rücken der demokratischen Regierung Belgiens. Es existieren daher auch keine offiziellen Akten darüber. Sogar de Man selbst hat keinerlei Aufzeichnungen in dieser Hinsicht hinterlassen. Aber er hat mir persönlich alle Einzelheiten anvertraut, als wir nach dem deutschen Sieg – auch wieder auf Leopolds Anregung – über eine gemeinsame Regierungsbildung verhandelten. In meinem Haus schilderte er mir unter vier Augen seinen Geheimbesuch in Berlin vom März 1940 auf das genaueste. Er wollte wohl mir gegenüber mit offenen Karten spielen, weil ein Treffen mit Hitler für den 26. Oktober 1940 in Bruly-de-Pèches bei Yvoir vereinbart worden war, um unter dessen und König Leopolds Patronat die Bildung einer Koalitionsregierung Degrelle–de Man für Belgien zu beschließen. Wie peinlich hätte es für Leopold und seinen nationalen Solzialisten sein müssen, wenn Hitler bei dieser Gelegenheit auf de Mans

geheimnisvolle Mission in Berlin zu sprechen gekommen wäre und sich dabei herausgestellt hätte, daß ich von dieser gar nichts wußte. Darum also wohl de Mans erstaunliche Offenheit mir gegenüber.
Sein Berliner Abenteuer war ausgegangen wie das Hornberger Schießen. Hitler kannte ja die Vorgänge, die ihm de Man im Auftrag Leopolds anvertrauen sollte, durch seinen Geheimdienst ebensogut wie Leopolds Operationsplan, den Manstein schon lange vor diesem konzipiert hatte und der sich bereits in voller Vorbereitung befand. Er ließ daher den belgischen Emissär abwimmeln und angeblich von Goebbels empfangen. Aber wenn dieser wirklich mit Leopolds Vertautem gesprochen haben sollte, so hat er dies Ereignis nicht einmal für wichtig genug gehalten, in seinen Tagebüchern auch nur mit einem einzigen Wort erwähnt zu werden.
Auch aus der geplanten Regierung Degrelle–de Man wurde nichts. Das lag nicht an Leopolds Intrigen, sondern an der weltpolitischen Entwicklung. Hitler war am 20. Oktober 1940 mit seinem Sonderzug »Erika« zu den Begegnungen mit den Staatshäuptern Spaniens und Frankreichs aufgebrochen, die beide nicht sonderlich erfolgreich verliefen. Am 26. Oktober sollte dann die Besprechung über Belgiens künftige Regierung mit Leopold, de Man und mir stattfinden. Sie wurde kurzfristig abgeblasen, weil Mussolini sein Balkanabenteuer vorzeitig begann, das völlig schiefgegangen wäre, wenn Hitler nicht im Frühjahr 1941 helfend eingegriffen hätte. Seine für das Unternehmen »Barbarossa« vorgesehene sieggewohnten Divisionen mußten erst die Suppe auslöffeln, die ihm der italienische Verbündete auf dem Balkan eingebrockt hatte. Dabei gingen die wichtigen Monate verloren, die nachher für den

Endsieg über Stalins Rote Armee fehlten, ehe diese durch den General Winter und die USA gerettet wurde.
Für mich bedeutete diese Entwicklung, daß ich mein Ziel, ein neues Europa, nicht von einem Regierungssessel in Belgien, sondern von einem Schützenloch in Rußland aus zu erkämpfen versuchen mußte.

12. KAPITEL

Ein Belgier mit Pickelhaube

Ich war noch nicht ganz dreißig Jahre alt, als ich meine Regierungsübernahme in Brüssel zielstrebig vorzubereiten begann. Ehe mir Mussolini mit seiner unüberlegten Balkaneskapade einen Strich durch die Rechnung machte, hatte ich die Regierungsbildung und die Zustimmung Hitlers mit Hilfe eines jungen deutschen Diplomaten sorgfältig vorbereitet. Er war das beste Pferd in Ribbentrops Stall – Otto Abetz, der sich so nachhaltig für meine Befreiung aus französischer Gefangenschaft eingesetzt hatte. Uns verband eine echte Freundschaft. Ich hatte ihn im Sommer 1936 bei jenem Mittagessen in Ribbentrops Dahlemer Haus kennengelernt – nach meinem für Belgien sensationellen Wahlerfolg im Mai –, bei dem meine erste Begegnung mit Hitler vermittelt wurde. Otto Abetz war damals gerade erst in den auswärtigen Dienst eingetreten. Der Partei gehörte er schon seit 1931 an. In der SS bekleidete er den Rang eines Standartenführers (Oberst).
Wir verstanden uns ausgezeichnet, nicht einmal so sehr auf politischem als auf intellektuellem Gebiet. Er war ein Schöngeist, der nach seinem Studium in seiner schwäbischen Heimat Unterricht in Kunstgeschichte an einer höheren Mädchenschule gegeben hatte, dann mit seiner Mandoline durch Italien gezogen und schließlich, mit einer Französin verheiratet, im Amt Ribbentrop gelandet war. Als wir uns nach meiner Befreiung in Paris wiedersahen,

leitete er dort bereits die diplomatische Mission des Reiches, zu deren Botschafter er wenig später (im November 1940) offiziell ernannt wurde.
Otto Abetz hatte mich zum Essen in die Deutsche Botschaft in der Rue de Lille eingeladen. Wir saßen auf der blumenumrankten Terrasse des entzückenden Palais, wo die Komtesse Hortense de Beauharnais, Napoleons Stieftochter und als Gattin seines Bruders Ludwig zugleich seine Schwägerin und damit Königin von Holland, ihre Gartenfeste veranstaltet hatte. Auf dem leuchtendgrünen Rasen über dem linken Ufer der Seine hatte der Hausherr eine Musikkapelle der Wehrmacht in voller Uniform postiert, die sich alle Mühe gab, seinem (und auch meinem) musikalischen Geschmack gerecht zu werden. Abetz und ich stimmten in unserer Begeisterung für alles Schöne völlig überein. Der allmächtige Vertreter des Reiches auf dem wichtigsten diplomatischen Posten im Westen und ich, der Sträfling von gestern, waren ein Herz und eine Seele.
Wir hatten eine ganz ähnliche Einstellung zum Leben. Wir liebten es, in seinen schlechten und seinen glücklichen Augenblicken. Ich hatte auf der Universität von Löwen über meiner Zimmertür ein großes Schild mit der Inschrift angebracht: »La vie est gaie«. Freut euch des Lebens, wie es in dem Freimaurerlied heißt. Das ist mir oft von meinen strengen Lehrherren vorgehalten worden. Sie nahmen mir meine Lebenslust übel. »Degrelle bleibt doch der ewige Schuljunge«, sagten sie. Warum nicht? Das ist mir lieber als die Muffigkeit der stets nur Seriösen. Alles Schöpferische ist Jugend, Jugend die vorwärtsdrängt, Leben ausstrahlt. Ich habe immer gelebt und gekämpft, ohne mich zu beklagen, schlechten wie guten Tagen mutig

entgegentretend. Brummbären mag ich nicht. Es lebe das Leben!
Ich halte es da mit einem meiner jesuitischen Verwandten, einem Großonkel, dem Pater Edmond Degrelle. Er machte noch seine Scherze, als er schon auf dem Sterbebett lag. Sein geistlicher Oberer neigte sich teilnahmsvoll über ihn und flüsterte. »Pater Edmond, welch ein Geist beseelt Sie!« »Nicht wahr?« entgegnete dieser. »Schade nur, daß man ihn aufgeben muß!« Er zwinkerte noch einmal mit einem Auge, ehe er beide für immer schloß. Ich bin wie Onkel Edmond. Ich zwinkere dem Leben und selbst noch dem Tode zu.
Auch Abetz war bei diesem Essen am Ufer der Seine so strahlender Laune wie die Sonne, die den vorwiegend voluminösen Militärmusikern Ströme von Schweiß entlockte. Wir waren beide voller Vitalität. Und beim Klang von Pauken und Trompeten schmiedeten wir unsere Pläne für ein neues Europa. Noch oft ließ mich Abetz mit seinem Dienstwagen von Brüssel nach Paris holen. Ich schleppte manchmal meine alten Atlanten und Dokumente aus dem 16. Jahrhundert mit, der Zeit, als die Vereinigten Provinzen der Niederlande in vollem Glanz standen, jenes Groß-Burgund, das von Friesland bis zur Somme das Kernland des von uns erträumten Europas hätte werden können, in dem mein Volk den ihm gebührenden Platz eingenommen hätte. Unsere Zukunftspläne gingen noch viel weiter. Ich war der einzige Politiker französischer Sprache, der Hitler nicht nur kannte, sondern zunehmend Einfluß auf ihn gewann. Meine ärgsten Feinde leugneten das nicht. Und ich war fest entschlossen, zusammen mit Otto Abetz diesen glücklichen Umstand für Frankreich und mein eigenes Volk zu nutzen. Mein Plan

von Groß-Burgund sollte, mit Frankreich an der Spitze, der Hebel werden, der das neue Europa schaffen könnte.
Den frankophilen Otto Abetz begeisterten diese immer wieder zwischen uns diskutierten Pläne. »Ich werde jetzt die Dinge einer Entscheidung zuführen«, sagte er, ohne einstweilen irgendwelche Details zu erläutern. Ich warnte ihn noch einmal vor den lamettabehängten Offizieren der deutschen Militärverwaltung: »Von diesen reaktionären Bürokraten haben wir mit unseren revolutionären Europa-Ideen nichts zu erwarten. Die Entscheidung muß direkt von Hitler kommen.«
Schon eine Woche später hielt der von Otto Abetz geschickte Mercedes wieder vor meinem Haus am Boulevard de Lorraine in Brüssel. Mir wurde ein kurzes Handschreiben von Abetz übergeben. »Ich würde mich freuen, Sie am kommenden Sonntag zum Abendessen in der Rue de Lille zu sehen.«
Pünktlich war ich dort. Ich hatte kaum auf der idyllischen Terrasse unserer ersten Begegnung in Paris Platz genommen, als der Hausherr in Begleitung eines würdigen älteren Herrn vom Aussehen eines Hochschullehrers, aber mit lebendiger, fast schon fröhlicher Miene erschien. Es war Henri de Man.
Wir kannten uns vom Ansehen als Abgeordnete desselben belgischen Parlaments, ohne jemals eine persönliche Beziehung zueinander gehabt oder überhaupt mehr als ein konventionelles Wort miteinander gewechselt zu haben. Wir waren uns also bisher fremd gewesen. Aber wir verabscheuten uns als politische Gegner. So ist das demokratische System nun einmal. Und nun kam plötzlich ein Ausländer, und noch dazu ein Deutscher wie Otto Abetz,

der uns Landsleute freundschaftlich zusammen- und zu der Erkenntnis brachte, daß wir im Grunde schon seit Jahren das gleiche gedacht und gewollt hatten. Ich sagte mir von vornherein: Diese Begegnung ist kein Zufall, sondern die erste Phase einer sorgfältig vorbereiteten politischen Operation.

Der bis vor kurzem Erste Vorsitzende der inzwischen aufgelösten Sozialistischen Arbeiterpartei Belgiens war nicht allein, sondern in Begleitung einer sehr schönen jungen Frau, Madame Didier aus Brüssel, erschienen, die schon vor Ausbruch der Feindseligkeiten in der belgischen Hauptstadt eine gewisse Rolle bei der Annäherung an Deutschland gespielt hatte. De Man hatte an den halb geheimen gesellschaftlichen Veranstaltungen teilgenommen, die diese moderne Egeria in ihrem Haus mit deutschen Nationalsozialisten abhielt, was für den Vorsitzenden einer antifaschistischen Arbeiterpartei Belgiens mindestens bemerkenswert war.

Jetzt, bei unserem Abendessen in so angenehmer Gesellschaft, ging Henri de Man in seiner Bereitschaft zur Zusammenarbeit mit den Nazis bedeutend weiter als ich. Aber er repräsentierte die große Masse des belgischen Proletariats, die rund die Hälfte unseres Volkes darstellte. Ich hatte einen großen Teil davon für unsere Rex-Bewegung gewinnen können, was mir, dem Eindringling in ihre Jagdgefilde, von den Sozialisten als Todsünde angerechnet wurde. Aber diese waren – von ihrem Vorsitzenden abgesehen – so korrupt wie die Katholiken und andere Reaktionäre. Ihre »Bank der Arbeit« beispielsweise hatte Hunderte von Millionen der Ersparnisse der Arbeiterschaft veruntreut und war dafür von uns an den Pranger gestellt worden. De Man persönlich hatte damit nichts zu tun. Er

genoß nach wie vor das Vertauen der breiten Massen. Deshalb interessierte er mich – und Otto Abetz nicht weniger.
Für uns war es tausendmal wichtiger, uns über ihren Vorsitzenden mit der breiten Masse der Arbeiterschaft zu verbünden als mit den Repräsentanten des wohlhabenden Bürgertums, die sich uns um so gewisser anschließen würden, je kräftiger wir sie mit unserem Florett bedrängten.
De Man war ein aufrechter, ehrlicher Politiker ohne kompromittierende Bindungen, aber auch ohne besondere persönliche Anziehungskraft. Er war ein bemerkenswerter, aber schwieriger Intellektueller. Kein einziger belgischer Arbeiter verstand auch nur ein Wort seiner damals verbreiteten nachmarxistischen Theorien. Er war einer der langweiligsten Redner, die ich je erlebt habe. Aber das eine störte mich so wenig wie das andere. Im Gegenteil, beides konvenierte mir. Was ich wollte, war, daß sich mir die Türen zum belgischen Sozialismus öffneten. Wenn mir de Man dazu verhülfe, würde ich diese Volksmasse innerhalb von sechs Monaten auf meine Seite bringen. Diese Allianz mit de Man schreckte mich also nicht. Ich würde gewinnen. Ich nahm sie an. So wurde an diesem Abend das Bündnis zwischen Henri de Man samt seinen alten Sozialisten mit mir und den jungen Sturmtruppen meiner Rexisten-Bewegung geschlossen. Trauzeuge der neuen Verbindung war Abetz. Das Aufgebot war bestellt, das Datum der feierlichen Handlung bereits festgesetzt. Jetzt fehlte nur noch der Segen des Mannes, den unser verängstigter Ministerpräsident Spaak für den »Herrn Europas der nächsten 1000 Jahre« gehalten hatte. Es kam anders, wie wir wissen, als Mussolini mit seinem Balkanabenteuer eine

Lawine auslöste, die nicht mehr aufzuhalten war und uns alle verschlingen sollte.
Ehe wir unser nicht nur kulinarisch vorzügliches, sondern bisher auch politisch so ergebnisreiches Essen beendeten, wurde der Hausherr ans Telefon gerufen. Nach einer Viertelstunde kehrte er mit strahlenden Augen zu uns zurück. »Ich habe erst mit Ribbentrop und danach mit dem Führer selbst gesprochen«, sagte er. Sie seien von ihm über das zwischen uns Besprochene in allen Einzelheiten unterrichtet worden. Volles Einverständnis. »Halten Sie sich bereit. Verlassen Sie Brüssel nicht! Man wird Sie rufen!«
Das war mehr, als ich zu hoffen gewagt hatte. Ich war mit einem großen Sprung über den Morast hinweggesetzt, in dem sich Dutzende von belgischen Ministeranwärtern gegenseitig auf die Füße traten, um sich an die Rockschöße irgendeines deutschen Generals oder hohen Beamten zu heften, damit er ihnen ein Pöstchen, und sei es noch so bescheiden, verschaffte. Ich hatte sie alle nicht nötig, diese eingebildeten, kleinlichen und reaktionären Besatzer, die der deutsche Landser verächtlich, aber zutreffend Schreibstubenhengste oder noch deftiger Korinthenkacker nannte. Ich hatte unter der tatkräftigen Vermittlung von Otto Abetz ein Bündnis mit dem Führer der belgischen Arbeitermassen geschlossen und sollte jetzt von Hitler empfangen werden.
Meine zweite Begegnung mit ihm wurde in Berlin mit der gewohnten Sorgfalt vorbereitet. Glücklich und voller Erwartung kehrte ich nach Brüssel zurück. Als Hitlers Besuch bei Franco und Pétain geplant wurde, schob man auch einen Abstecher nach Belgien ein. Am 23. Oktober 1940 war das Treffen mit dem spanischen Staatschef in Hendaye vorgesehen. Danach sollte Pétain nach Montoire kommen.

Anschließend wollte Hitler zu uns nach Belgien fahren. Ort und Zeit waren bereits genau festgelegt: in Bruly-de-Pèches bei Yvoir würde Hitler mich am Vormittag des 26. Oktobers empfangen, de Man am gleichen Abend, um am 27. Oktober König Leopold von dem Vereinbarten in Kenntnis zu setzen. Aber an diesem Tag ließ der Duce seine Truppen ihren so bald und so kläglich scheiternden »Marsch auf Athen« antreten, vor welche vollendete Tatsache er Hitler stellte, als dieser, statt zu uns nach Belgien, eilends nach Florenz hatte fahren müssen, um mit Mussolini über dessen nicht wieder gut zu machende Fehlentscheidung zu sprechen. Wir in Belgien blieben indessen im Ungewissen.

Tatsächlich war dies militärische Abenteuer des Duce nicht nur völlig unvorhergesehen, sondern auch einfach unbegreiflich. Italien war darauf nicht vorbereitet. Es war schlecht bewaffnet und militärisch schlecht geführt. Marschall Badoglio war kein moderner Heerführer, ebensowenig wie sein französischer Kollege Gamelin. Sie hatten nichts von der revolutionären Strategie und Taktik Hitlers, ja sie lernten nicht einmal daraus. Auch Mussolini besaß auf militärischem Gebiet nichts von den glänzenden Fähigkeiten des Führers. Ihm ging in dieser Hinsicht alles schief. Gegen die Franzosen in Nizza und Tunis und gegen die Engländer in Libyen. Immer nur Niederlagen zu Land, zur See und in der Luft, während Hitler einen erstaunlichen Sieg an den anderen reihte. Darum war Mussolini wütend, eifersüchtig, verbittert. Hitler war einst sein vom Pech verfolgter Lehrling gewesen (1923 vor der Feldherrnhalle in München). Jetzt war er der Meister. Er war die dominierende Figur Europas. Sieben Jahre zuvor, in Venedig, hatte er sich von dem Duce ganz von oben herab behandeln

lassen müssen. Jetzt wollte auch dieser einmal mit einem militärischen Erfolg aufwarten.
Er glaubte alles gut vorbereitet und eingefädelt zu haben. Ciano hatte in seinem Auftrag ebenso diskret wie großzügig Millionen Lire unter den Mitgliedern der griechischen Regierung verteilt, damit sie der italienischen Invasion nur scheinbar Widerstand entgegensetzten. Aber diese Hellenen hielten sich nicht an die Spielregeln. Sie kassierten und kämpften trotzdem. Ciano selbst hat mir, teils amüsiert, teils verbittert, diese Einzelheiten gestanden, als wir eines Abends im Juni 1942 bei einem Aufenthalt meines Flugzeugs in Rom zusammen speisten.
Mussolini war für mich – wie einst für Hitler – nicht nur das politische Vorbild gewesen, sondern der Mann, der mich nach meinem Wahlerfolg vom Mai 1936 gewissermaßen an die Hand genommen hatte, um mir Zugang zu den Machtzentren Europas zu verschaffen, an denen das Schicksal des Kontinents entschieden wurde. Unmittelbar nach den belgischen Wahlen mit ihrem sensationellen Erfolg für unsere junge Bewegung hatte er mich sehr liebenswürdig nach Rom eingeladen, wo ich acht begeisternde Tage verbrachte. Ich interessierte ihn. Er wollte mich näher kennenlernen. Ich ihn auch. Er war ein Mann von großer Natürlichkeit, sehr selbstsicher, mit einem kräftigen Schädel und dem ausgeprägten Kinn des Siegers, ein guter, manchmal überraschender Unterhalter. Er war freimütig und beeindruckend, ja theatralisch, mit seinen sich wie Kreisel bewegenden schwarzen Pupillen.
Wir waren keineswegs immer der gleichen Ansicht, insbesondere nicht auf dem Gebiet der schönen Künste. Als ich ihm einmal von der Schönheit einer römischen Marmorstatue vorschwärmte, bemerkte er nüchtern: »Ich war nur

einmal in meinem Leben in einem Museum und habe mich dabei schrecklich gelangweilt.« Für einen Aquädukt, für die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe, für ein größeres Stadion als das Kolosseum – ja, dafür konnte er sich begeistern. Aber die Schönheit als solche interessierte ihn nicht. Er war eine Gestalt im Sinne des Römischen Imperiums, hatte die stolze Haltung eines Trajan oder Cäsar. Von ihm wurde in Italien ein beachtliches Werk vollbracht. Ich wollte es von Grund auf studieren.

Als junger politischer Konquistador traf ich in Mussolini einen aufrichtigen Freund, der mir nicht nur gute Ratschläge, sondern auch spontan Geld anbot. Ihm ist es zu verdanken, daß ich in dem Augenblick, als Moskau sich zwei machtvolle Stützpunkte in Westeuropa verschafft hatte – Paris und Madrid – meinen großen Propagandafeldzug »Rex oder Moskau« durchführen konnte. Wir Belgier und vor allem meine Bewegung hätten damals leicht vom Kommunismus hinweggefegt werden können. Mussolini half uns das zu verhüten.

Bis zu diesem Schicksalsjahr 1936 hatte mich Außenpolitik ziemlich wenig interessiert. Wir hatten in der Innenpolitik Belgiens genügend Probleme zu bewältigen. Unsere Wahlpropaganda von 1936 hatte sich ausschließlich mit diesen beschäftigt, und damit hatten wir Erfolg gehabt. Jetzt aber mußten sich unsere Abgeordneten im Parlament immer häufiger und immer intensiver mit Dingen beschäftigen, die jenseits unserer engen Grenzen lagen. Im französischen Nachbarland war Léon Blums rote Volksfront an die Regierung gelangt, deren Chef als marxistischer Israelit einen tiefeingewurzelten Haß gegen unseren anderen großen Nachbarn, Hitler-Deutschland, hegte. Blum hatte schon 1932 das Ende von Hitlers meteorhaftem Aufstieg

vorhergesagt und war nun natürlich jedes Jahr enttäuschter, ja wütend bis zur Blindheit.
Im Nachbarland Spanien tobte sich inzwischen der marxistische Haß in wüsten Christenverfolgungen aus. Aber dem spanischen Arbeiter ging es unter der auch dort an die Macht gelangten Volksfront nicht besser. Hier wie dort versagte der doktrinäre Marxismus. Er kann das versprochene Ziel, den Wohlstand für alle, nirgends erreichen, nicht einmal in der Sowjetunion, wie sich heute mit Gorbatschows »Perestroika« eindeutig erwiesen hat. Sein totales Versagen überzeugte in den dreißiger Jahren die breiten Massen und ließ diese das Heil in anderen Volksbewegungen suchen, die das angestrebte soziale Ziel im Rahmen von Ordnung, Autorität, fester Führung und hingebungsvoller Vaterlandsliebe zu erreichen versuchten.
Bei uns in Belgien sahen die Kriegshetzer seit 1936 das wichtigste Hindernis zur Erreichung ihrer Ziele im Rexismus und ganz speziell in mir. Wir waren es, die alles daransetzten, Belgiens Neutralität zu bewahren. Wenn ich an die Macht gelangte – und daß ich dazu fest entschlossen war, wußten unsere Gegner – würde ich mit der ganzen Kraft der uns zuströmenden Massen versuchen, ihre Absicht zu vereiteln, die Existenz ihrer wie zum Hohn noch demokratisch genannten Parteien durch die Entfesselung eines europäischen Bürgerkrieges zu retten. Wir wehrten uns gegen einen »unnützen und unvernünftigen« Krieg, wie ihn selbst der Sozialist Spaak nannte, freilich erst nach dem Desaster vom Juni 1940. Wir rexistischen Abgeordneten stimmten im Parlament für die Annullierung des belgisch-französischen Militärabkommens. Nicht weil ich irgendwie antifranzösisch gewesen wäre. Meine Kultur und meine Sprache stammen wie meine ganze Familie aus

Frankreich. Aber ich wollte mein Land trotzdem nicht an seiner Seite in einen verrückten und selbstmörderischen, demokratisch genannten Krieg hineinreißen lassen.
Auch Hitler wollte den Krieg im Westen nicht. Er hatte dort keine Territorialansprüche mehr. Im Gegenteil hatte er ausdrücklich auf Elsaß-Lothringen und Eupen-Malmedy, die Beute der Sieger von 1918, verzichtet. Nicht einmal die reichen belgischen Kolonien in Afrika interessierten ihn, die London als Entschädigung für die gleichfalls geraubten deutschen Besitzungen in Übersee angeboten hatte. Er blickte nach dem Osten, wo 200 Millionen Russen und Angehörige anderer Völker von einer der schlimmsten Diktaturen der Geschichte vergewaltigt wurden. Unsere Außenpolitik war 1936 weder für noch gegen die eine oder andere Seite in dem sich gefährlich zuspitzenden Krieg im Westen. Sie war ganz einfach belgisch.
Der gegen uns gerichteten Propaganda fiel trotzdem nichts Besseres ein, als mich auf ihren Plakaten, die an allen Wänden prangten, mit einer Pickelhaube auf dem Kopf zu zeigen, jenem in eine lange Spitze auslaufenden Helm, dem Symbol des »preußischen Militarismus« aus der Kriegspropaganda von 1914–1918. Als dieser Krieg damals ausbrach, war ich ganze acht Jahre alt. Ich hatte noch nie einen Helm getragen, weder einen französischen noch einen deutschen, ja nicht einmal einen belgischen. Ich sollte zum »boche« gestempelt, durch das verhaßte Helmsymbol mit den bei uns von seinen Trägern angeblich abgehackten Kinderhänden in Verbindung gebracht werden. Ich konnte nicht ahnen, daß ich wenige Jahre später tatsächlich einen Helm tragen würde. Keine Pickelhaube, sondern einen deutschen Stahlhelm wie 600 000 andere nichtdeutsche Freiwillige der Waffen-SS.



13. KAPITEL

Wer kollaborierte mit wem?

Von uns drei Belgiern, die wir auf Vermittlung von Otto Abetz Hitler die Zusammenarbeit mit einer selbständigen Regierung Degrelle–de Man angeboten hatten, wurde bald nach dem Scheitern unserer Zusammenkunft von Brûly-de-Pèches nur ein einziger von Hitler empfangen: König Leopold. Der Führer hielt auch von diesem Monarchen nicht viel, so blond und blauäugig er auch war. Er kannte ja sein Doppelspiel am Vorabend des Feldzuges im Westen zu genau. Vielleicht hätte er ihm dieses auch verziehen, weil Leopold ja nur das Beste für sein Volk wollte und mit seiner schnellen Kapitulation nicht nur diesem, sondern auch der deutschen Kriegführung einen wertvollen Dienst erwiesen hatte. Aber der König hatte sein Ansehen bei Hitler verspielt, als sich Ende Mai 1940 meine (glücklicherweise falsche) Todesmeldung verbreitete. Er machte den König dafür verantwortlich. Dieser hätte unsere Auslieferung an die Franzosen nicht zulassen dürfen. Er sei indirekt für den Massenmord von Abbeville verantwortlich, dem ich, wie sich später herausstellte, wie durch ein Wunder entgangen war. Hitler habe, wie mir Oberst Kiewitz erzählte, unseren König mit den gröbsten Schimpfworten überhäuft. Kiewitz war der Chef der deutschen »Leibwache« Leopolds, der diesen in seinem Schloß weniger beschützen als bewachen sollte, wobei er wohl außerdem geheimdienstliche Aufgaben versah. Er hatte

erfahren, daß Hitler bei der Nachricht über meine Ermordung mit der Faust auf den Tisch geschlagen und ausgerufen habe: »Dieser Mann wird nie auf seinen Thron zurückkehren!« Er sollte damit recht behalten.
Für Hitler war Leopold ein Mann, dem die Krone von seinem Januskopf gefallen war. Daß er zwei Gesichter hatte, stimmte wohl. Das eine zeigte er uns, das andere unseren reaktionären Feinden. Wenn Hitler ihn jetzt trotzdem empfing, so hatte das seine eigene Bewandtnis. Eine Sache war, ihn – gewissermaßen als König auf Urlaub – unseren Pakt absegnen zu lassen, eine ganz andere jedoch, ihn als Monarchen unter dem Patronat der alten belgischen Oligarchie wieder einzusetzen, was offenbar Leopolds Ziel bei der Unterredung war, um die er sich so intensiv bemüht und die er schließlich auch zustande gebracht hatte.
Als er Hitler am 19. November 1940, also nur wenige Wochen nach unserer an Mussolini gescheiterten Begegnung, auf dem Berghof gegenübersaß, war das das Ergebnis eines mit Bedacht und Geschick eingefädelten und durchgeführten Manövers. Leopold wußte sehr gut, daß Hitler einer schönen, gebildeten und anziehenden Frau schwer eine Bitte abschlagen konnte. Im Gegensatz zu allem, was von sogenannten Zeitgeschichtlern verbreitet worden ist, die ihm Impotenz oder gar abartige Veranlagung nachsagten, war Hitler wie jeder richtige Mann den Reizen des anderen Geschlechts durchaus zugänglich. Als daher Leopolds Schwester Maria Josephina, die Gattin des italienischen Thronfolgers Umberto, um eine Audienz nachsuchte, sagte er nicht nein. Er schätzte zwar den italienischen Kronprinzen ebensowenig wie seinen Vater Viktor Emanuel. Immerhin aber war dieser oberster Landesherr seines wichtigsten Verbündeten und politischen

Freundes Mussolini. Vor allem aber war die Kronprinzessin Maria Josephina groß, schön, elegant, intelligent und reichlich intrigant. Ihr konnte Hitler die Bitte nicht abschlagen, ihren Bruder zu empfangen und sich dessen Anliegen und Vorschläge anzuhören. Es war eine der Ironien der Geschichte, daß die Schwiegertochter des italienischen Königs, dessen Regierungschef Mussolini seinem angeblichen Freund Hitler soeben einen dicken Strich durch seine geniale weltpolitische Rechnung gemacht hatte, gerade in diesem Augenblick bei Hitler eine Audienz für ihren Bruder erreichen konnte.
Leopold zog alle Register seiner durchaus beachtlichen diplomatischen Verhandlungskunst. Den Verlauf der relativ kurzen Audienz am 19. November 1940 auf dem Berghof hat Chefdolmetscher Schmidt in seinem Buch ausführlich und mit vielen Einzelheiten geschildert. Der Führer zeigte sich seinem Besucher gegenüber, wahrscheinlich noch unter dem Eindruck der charmanten Schwester, zunächst »äußerst liebenswürdig«. Er fragte, ob er ihm irgendeinen persönlichen Wunsch erfüllen könne. Der König verneinte mit gut gespielter Bescheidenheit. Er bitte um etwas für sein Land: Sicherung seiner Unabhängigkeit und Rückkehr der belgischen Kriegsgefangenen in ihre Heimat. Das war gar nicht so wenig. Denn der König hatte ja kapituliert und damit das Schicksal seines Landes in die Hände des Siegers gelegt. Der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Belgiens wäre man mit der Installierung einer Regierung Degrelle–de Man ein gutes Stück näher gekommen. Aber die war ja gescheitert. Und Hitler hatte jetzt wahrlich andere Sorgen. Die von Mussolini provozierte Lage auf dem Balkan mußte noch bereinigt werden, was binnen weniger Monate auch geschah. Die

Schlacht um England dagegen hatte nicht zum erhofften und von Göring versprochenen Erfolg geführt, so daß Hitler das Unternehmen »Seelöwe« (am 12. Oktober 1940) hatte abblasen müssen. Statt dessen ging er bereits mit seiner Weisung Nr. 21 schwanger, dem Plan »Barbarossa«, dem Präventivangriff gegen die Sowjetunion. Und in diesem Augenblick kam dieser Operettenkönig, dessen Führungsbuch in der Reichskanzlei allerlei dunkle Stellen hatte, mit politischen Forderungen!
Hitlers Gesichtsausdruck wurde eisig. Die unabhängige Regierung für Belgien wurde überhaupt nicht mehr erwähnt. Es war ein Thema, das für später aufgehoben werden mußte. Er hatte ja zu der Unterredung mit de Man und mir den König nur als letzten hinzuziehen wollen, um von diesem als Proforma-Monarchen eine ebensolche Billigung der vorgesehenen Regierungsbildung abgeben zu lassen. Darüber wollte er im Augenblick nicht mehr reden. Und zum Thema Kriegsgefangene sagte er wörtlich: »Wir brauchen die Arbeitskräfte selbst.« Die Offiziere, bestimmte er, bleiben »selbstverständlich bis Kriegsende in Gefangenschaft.« Das durfte sein Teegast auch auf sich selbst beziehen. Denn wenn er auch jetzt auf dem Berghof dem Führer des Großdeutschen Reiches wie von gleich zu gleich gegenübersaß, so hatte er doch wie sein gesamtes Militär den offiziellen Status eines Kriegsgefangenen. Daran durfte man ihn bei dieser Gelegenheit ruhig einmal erinnern.
Auf das Problem der Kriegsgefangenen kam Hitler später noch einmal zu sprechen, als ich mich darüber beschwert hatte, daß bei dem sogenannten »Austausch« belgischer Kriegsgefangener (in Wirklichkeit eine Freilassung, wie sie Leopold erbeten hatte) meine Rexisten benachteiligt wür-

den, weil die belgischen Angehörigen des sogenannten »Austauschkomitees« ausgesprochene Reaktionäre seien, die kein Interesse daran hätten, ihre erbitterten politischen Gegner wieder in Belgien oder gar in den Reihen der Freiwilligen meiner an der Ostfront kämpfenden Legion zu sehen. Hitler ordnete beim Abendessen vom 27. Juni 1942 an, wie in Dr. Pickers *Tischgesprächen* wörtlich verzeichnet ist, »daß der entscheidende Einfluß für die Auswahl der freizugebenden Kriegsgefangenen Degrelle eingeräumt werde«. Und er kommentierte diese Weisung in dem Sinn, daß es eine absolute Selbstverständlichkeit zu sein habe, »daß beim Deutschen Reich in erster Linie *der* Gehör finde, der heute für das Europa von morgen im Osten seinen Bluteinsatz erbringe«.
Nachdem Hitler auch noch auf eine letzte Bitte Leopolds (um bessere Lebensmittelversorgung für Belgien) nicht eingegangen war, blieben als einziges, was er seinem königlichen Gast anbieten konnte, der Tee und das Gebäck, das die Ordonnanzen lautlos und korrekt auftrugen. Hitler würzte diese spärliche Bewirtung mit kurzen Worten der Aufklärung über die von ihm geplante Neuordnung Europas und die Rolle, die Belgien dabei spielen könne. Wir hätten einer solchen Belehrung nicht bedurft. Bei Leopold war sie in den Wind gesprochen. Er verließ den Berghof mit leeren Händen, als er sich von seinem mißgestimmten Gastgeber verabschiedet hatte. »Er ist auch nicht besser als die anderen Könige und Fürsten«, hörte der Gesandte Schmidt Hitler murmeln. Dabei dachte dieser nicht nur an den italienischen Kronprinzen, der ihm durch seine schöne Frau diese völlig sinn- und ergebnislose Visite eingebracht hatte, sondern u. a. auch an Bulgariens König Boris III., mit dem er sich tags zuvor auf dem gleichen Berghof hatte

herumärgern müssen. Boris bewunderte Hitler zwar persönlich, war aber so russophil wie viele Bulgaren und hatte einen Beitritt zum Dreierpakt ebenso wie das Durchmarschrecht für deutsche Truppen durch sein Land zwecks Ordnung der Verhältnisse auf dem Balkan rundweg abgelehnt, wozu er sich erst Anfang des nächsten Jahres unter beträchtlicher Druckanwendung entschließen konnte.
Die Abweisung der letzten Bitte des Königs – nach besserer Lebensmittelversorgung, die damals in Belgien immer noch reichlicher war als im Reich – traf Leopold besonders empfindlich. Er kannte seine Belgier, die bereits zu murren begannen, weil sie ihre Lieblingsspeise, Kartoffeln, nicht mehr in gewohnten größeren Quantitäten erhielten. Sie waren selbst auf dem schwarzen Markt knapp, der bei uns – im Gegensatz zu Deutschland – während des ganzen Krieges blühte und sogar von Angehörigen der deutschen Besatzungsmacht in Anspruch genommen wurde, die sich bei uns nicht so diszipliniert verhielten wie die Masse der Deutschen in der Heimat. Essen ist des Belgiers starke Seite. Bei leerem Magen rutscht hier auch dem Tapfersten das Herz in die Hose. Die großen Ideen zur Erneuerung Europas fanden daher 1940 bei uns um so weniger Anklang, je spärlicher sich Belgiens Teller mit den geliebten Bratkartoffeln füllten. Wir revolutionären Rexisten wurden nachdenklich.
Unsere von Hitler gutgeheißenen Pläne waren durch die unglückliche Entwicklung des Krieges vielleicht nicht aufgehoben, aber doch aufgeschoben worden. Hatte es überhaupt noch einen Zweck, mit den Deutschen zusammenzuarbeiten? Das Wort »Kollaboration« hatte bereits begonnen, schlecht zu klingen. Mit Hitler und seinen Getreuen wie Abetz und so vielen anderen arbeiteten wir gern

und zu jedem Opfer bereit zusammen, wie es Tausende von uns Angehörigen der Legion Wallonien bewiesen und viele mit ihrem Blut besiegelt haben. Eine Kollaboration mit dem deutschen Besatzungsregime unter dem General von Falkenhausen aber lehnten wir ab.

Ehe ich Soldat wurde, habe ich mich beharrlich geweigert, den deutschen Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich, Alexander Freiherrn von Falkenhausen, zu sehen. Auch danach trafen wir uns nur flüchtig. Ich war an der Front und er in der deutschen Widerstandsbewegung. Nach dem 20. Juli 1944 wurde er verhaftet und in Dachau interniert. Die Amerikaner befreiten ihn im Mai 1945, lieferten ihn aber den Belgiern aus, die ihm eine Freiheitsstrafe von 12 Jahren zudiktierten. Er wurde jedoch schon drei Wochen später entlassen.

Als der Feldzug im Westen so unerwartet schnell siegreich für Deutschland beendet worden war, kehrte eine große Anzahl belgischer Finanziers und Industrieller aus Frankreich nach Belgien zurück, um auf Empfehlung nicht nur König Leopolds, sondern auch der Exilregierung in London ihre einträglichen Geschäfte der Vorkriegszeit jetzt in »Kollaboration« mit der deutschen Besatzungsmacht fortzusetzen.

Der Kronzeuge für diese wahrlich beschämende Kollaboration, der Chef der allmächtigen »Societé Générale de Belgique«, Galopin, wurde leider kurz vor Beendigung der Feindseligkeiten durch einen bis heute nicht geklärten Mord beseitigt. Er war am 15. Mai 1940, als die Regierung Pierlot-Spaak aus Brüssel floh, von dieser beauftragt worden, die Führung der belgischen Staatswirtschaft insgeheim wieder aufzunehmen. Man hat versucht, diesen Mord uns oder den Flamen in die Schuhe zu schieben. Beides ist

unwahr. Wer konnte denn am ewigen Schweigen dieser Schlüsselfigur für die Kollaboration der belgischen Hochfinanz und ihrer nach London geflohenen Regierung interessiert sein? Die Frage stellen, heißt sie beantworten. Hätte Galopin den Krieg überlebt, wäre er in der Lage gewesen, die Kollaboration der belgischen Hochfinanz und Rüstungsindustrie mit den Deutschen schlüssig zu beweisen. Das durfte nicht sein.

Auf diese Verhältnisse und Zusammenhänge wollte ich den auf seinem Berghof so schwer erreichbaren Hitler mit einer ernsten Warnung hinweisen, die ich mit einem am 1. Januar 1941 in unserem Organ *Pays Réel* veröffentlichten Artikel und in einer großen Versammlung in Lüttich aussprach. Ich läutete mit vollem Bedacht die Alarmglocke mit den Worten: »Hört! Alles, was unsere Jugend an Größe für dieses Europa erreichen will, von dem wir alle träumen, steht im Begriff, vernichtet zu werden.« Das war deutlich. Aber mein Signal wurde auf der anderen Seite des Rheins nicht vernommen.

Wir Angehörigen eines kleinen, in die Bedeutungslosigkeit gedrängten Volkes vernahmen die Herausforderung des Schicksals und stellten uns ihr. Als »Kollaborateure«. Darüber wollte ich mit König Leopold sprechen. Seine Einstellung zu diesem Kardinalthema war stets schwankend gewesen. Bis zum Westfeldzug hatten wir beide – wie man weiß – den Standpunkt einer strikten Neutralität vertreten. Aber am Morgen des 10. Mais 1940 änderte er seine Einstellung ins Gegenteil. Uns, seine bisherigen Verbündeten, warf er weg wie ein paar ausgetretene Schuhe. Als meine Frau ihn an diesem Morgen unter seiner Privatnummer anrief, hängte er ein, was weder höflich noch sehr mutig war. Er hätte damals meine Auslieferung

an die Schergen des Deuxième Bureau verhindern können, ja müssen. Daß ich dann in Abbeville nicht ermordet wurde wie meine 21 Kameraden, war gewiß nicht des Königs Verdienst. Bei der Nachricht von meinem Tod hatte er meiner vermeintlichen Witwe sein Beileid ausgesprochen, und sie wenig später beglückwünscht, daß ich noch am Leben sei. Aber ich konnte Abbeville so schnell nicht vergessen. Ich traute dem König nicht mehr.
Jetzt aber mußte ich ihn fragen: Was wollen Sie eigentlich? Was denken Sie jetzt genau? Was, glauben Sie, müssen wir tun? Mein in diesem Sinn abgefaßter Brief wurde durch den Baron (späteren Grafen) von Capelle persönlich beantwortet. Offiziell war er des Königs Privatsekretär, in Wirklichkeit aber durch das ungewöhnliche Vertrauen, das ihm nicht nur Leopold selbst, sondern auch seine Mutter und Schwester entgegenbrachten, praktisch der Stellvertreter des Königs. Ich hatte mit ihm am Nachmittag des 21. Augusts 1940 eine ausgedehnte und wichtige Unterredung in der schönen Wohnung des Schriftstellers, Abgeordneten und Freundes Pierre Daye in Brüssel. Capelle übermittelte mir die durchaus positive Antwort auf die von mir gestellten Fragen. Leopold bekannte sich eindeutig zur Kollaboration, auch wenn er 1945 nichts mehr davon wissen wollte.
Hitler, den zu treffen sich Leopold so bald bemühen sollte, stellte bei einem seiner Tischgespräche[1] die nachdenkliche Überlegung an, er habe nichts dagegen, »den belgischen König mit einer Jahrespension von etwa einer halben Million abzuschieben und ihn mit Hilfe dieser verfeinerten Klostermethode in der Versenkung verschwinden zu las-

[1] A.a.O., 24. 7. 1942.

sen«. Und ein paar Monate zuvor hatte er im gleichen Kreis[1] seine Freude darüber geäußert, daß die holländische Königin Wilhelmine nach England geflüchtet sei. Sie könne so keinen Störfaktor wie Leopold in Belgien darstellen, den man berücksichtigen müsse.
Ich habe ein Resümee der Unterredung, die Capelle im Auftrag des Königs mit mir führte, in meinem Buch *La Cohue de 1940* (Die Verwirrung von 1940[2]) veröffentlicht, das jedermann zugänglich ist. Leopold hat diese Aufzeichnungen, obwohl wiederholt dazu aufgefordert, nie dementiert. Seine Weisungen waren klar und unmißverständlich gewesen, ein eindeutiges Ja zur Kollaboration – mit den Deutschen, wohlverstanden, ja mit Hitler selbst, den er wenig später persönlich in Berchtesgaden aufsuchte.
Als Hitler dann seinen gigantischen Kampf um Europa verlor, verloren viele von uns, die wir ihm die Treue hielten, ihre Heimat, wie ich, der ich nicht einmal an meinem Lebensende in das Land zurückkehren kann, in dem ich geboren bin, für das ich lebte und zu sterben bereit war. Schicksal von uns »Kollaborateuren«. Auch unsere gekrönten Gegner, die während des Krieges mal mit der einen, mal mit der anderen Seite paktierten, verloren, als sie wegen ihrer Kollaboration ins Exil gehen mußten, ihre Heimat – aber dazu ihren Thron und ihre Ehre.
Ich bin heute noch glücklich, zu jener Art von »Kollaborateuren« und nicht zu dieser gehört zu haben.

---

[1] Ebd., 23. 3. 1942, abends.
[2] Lausanne 1949.



14. KAPITEL

Rex-Appeal

Als man mich als Halbwüchsigen in der Jesuitenschule von Namur fragte, was ich werden wolle, antwortete ich ohne Zögern: »Ministerpräsident«. Diese Absicht hätte sich, wie wir gesehen haben, beinahe erfüllt. Ich glaubte damals, daß ich über die katholische Kirche und deren Jesuitenorden, der mich so sorgfältig erzog, an dieses Ziel gelangen würde. Das war ein Irrtum. Aber ich hätte auch nie geglaubt, daß die Leiter zu dem angestrebten Posten eines Tages die Waffen-SS sein würde. Ich schaffte es weder über die eine noch über die andere Elite-Organisation. Die Leiter, die ich gewählt hatte, brach zusammen, ehe ich ihre oberste Stufe erreichte. Aber ich habe es nie bereut, sie bei Beginn des Feldzuges gegen die Sowjetunion betreten zu haben.
Meine gewiß recht kesse Antwort auf die mir in Namur gestellte Frage trug mir damals schon den Spitznamen »Modesto I.« ein. Ich habe den darin enthaltenen Spott nie übelgenommen. Bescheidenheit gehört nun einmal nicht zu meinen am stärksten ausgeprägten Eigenschaften, wie es etwa der Ehrgeiz ist. Auch dessen habe ich mich nie geschämt. Ich halte es da mit dem preußischen General Carl von Clausewitz, dessen berühmtes Werk *Vom Kriege* unter vielen anderen Weisheiten auch die enthält, Ehrgeiz bei einem Offizier sei alles andere als verächtlich, sondern eine der wichtigsten Voraussetzungen für seinen Erfolg.

Die Ergänzung meines Spitznamens mit dem Zusatz »Großherzog von Burgund« erhielt ich erst später, als ich mich intensiv mit der Geschichte meines Volkes beschäftigt und dabei die hinreißende Gestalt Karls des Kühnen für mich entdeckt hatte, der sein Herzogtum Burgund zu einem mächtigen Reich ausbaute, das von der Nordsee bis an die Alpen reichte. Als ich später in Wort und Schrift die Idee verbreitete, dies alte Groß-Burgund zum Kernland des sich bildenden neuen Europas zu machen, nannten mich Freund und Feind mit verschiedener Betonung und Bedeutung »Modesto I. Großherzog von Burgund«. Ich wäre es gern gewesen. Ich ließ mir auch diesen erweiterten Spottnamen gefallen.
Dagegen war mir ein anderer weniger willkommen. Schon als Jüngling sprach man beim eigenen wie dem anderen Geschlecht gern von mir als »le beau Léon«. »Der schöne Leo« klingt auf deutsch noch alberner als in französischer Sprache. Daß ich gut aussah, wußte ich. Aber ich fand andere meiner Eigenschaften wichtiger: meine Ausdauer, meine Unerschrockenheit, meine Prinzipientreue. Ich hörte es gern, wenn mich meine deutschen Kameraden einen »Pfundskerl« nannten, welches Wort aus der deutschen Landsersprache mit dem französischen »Gaillard« nur unvollkommen übersetzt ist. Aber ich wußte auch, welche Bedeutung für einen Politiker, der die Massen begeistern will, sein Äußeres hat. Ein Volksredner, der schielt, hinkt oder einen Buckel hat, muß schon so klug, so geschickt, so ungewöhnlich begabt, ja faszinierend wie Goebbels sein, um vergleichbare Erfolge zu haben.
Das zeigte sich, als ich mit zwanzig Jahren als Student und Leiter des Rex-Verlages (Editions Rex) in Löwen in einen gefährlichen finanziellen Engpaß geriet. Als mein alter

Lehrer und väterlicher Freund Msgr. Picard, Ratgeber der damals wichtigen, ja manchmal ausschlaggebenden »Katholischen Aktion«, der mich nicht nur unterrichtet, sondern auch in seinem Haus aufgenommen hatte, ein vorbildlicher Gottesmann, ja ein wahrer Heiliger, mir seinen bescheidenen Rex-Verlag anvertraute, besaß ich auf diesem Gebiet weniger Erfahrung als Unternehmenslust und Schaffensdrang. Aber das Verlagsgeschäft ist nicht so einfach, und Msgr. Picard fehlten unter seinen vielen guten Eigenschaften gerade diejenigen eines erfolgreichen Unternehmers. Deswegen hatte er mir seinen kleinen Verlag, den ich später käuflich erwarb, übergeben.
Wir veröffentlichten zunächst vornehmlich Broschüren und andere kleinere Druckschriften, sogar Flugblätter. Trug sich irgend etwas zu, das zu kommentieren uns dringend notwendig erschien, zog ich mich mit einem Liter Kaffee in mein Dachstübchen zurück und schrieb die vorgesehenen 32 Druckseiten. Am nächsten Morgen brachte ich sie selbst in die Druckerei, wo sich die Setzer sofort über sie hermachten. Am Nachmittag liefen bereits die Druckmaschinen an. Bis hierhin lief alles wie geschmiert. Mein guter Monsignore und ich beanspruchten ja keinen Verdienst. Aber es gibt keinen Drucker, der umsonst arbeitet, und unsichere Kantonisten, wie wir es waren, werden meist nur gegen Bar- oder gar Vorauszahlung bedient. Danach erst beginnt der Ärger mit dem Vertrieb. Vom Sortiment bekamen wir damals nicht mehr als 50 Prozent des Ladenpreises und auch die erst nach monatelangem Warten und Anmahnen und unter Rückgabe der in erschreckend großer Zahl beschädigten Remittendenexemplare, die oft nicht mehr Wert als Altpapier hatten. Das war also ein ausgesprochen schlechtes Ge-

schäft. Und da weder Msgr. Picard noch ich das Kapital hatten, um mit unserem Wissen, Wollen und Können das nötige Geld für ein solches Geschäft zu verdienen (das andererseits sehr einträglich sein kann, wie ich später bewies), standen wir unvermutet vor dem Nichts.
Aber deshalb aufgeben? Die Flinte ins Korn, das Handtuch in den Ring werfen, solange man noch fest auf den Beinen steht? Das kam für mich nie in Frage. Mir kam damals – wie schon vorher und danach so oft aus den verschiedensten Anlässen – eine gute, die rettende Idee. Ich hatte zwar Erfahrungen und auch Erfolge als Schriftsteller und Journalist, aber nichts ähnliches als Redner aufzuweisen. Ich wußte jedoch, daß ich unter Gleichaltrigen und Jüngeren Anklang fand, daß sie mich anhörten und meine Gedanken aufnahmen, wenn ich sie ihnen nur richtig auseinandersetzte. So machte ich eine Blitzrunde durch die höheren Lehranstalten, um mit den dort unterrichteten Schülern und Schülerinnen zu sprechen. Ich brachte sie zum Lachen, ich kannte die Themen, die sie interessierten, ich wußte, wo und wie sie zu packen waren. Ich wurde unter anderem sogar als erster Jüngling zu solchen Vorträgen in geistlichen Mädchen-Internaten wie dem berühmten zum »Herzen Jesu« zugelassen. So kam es, daß sich unter den von mir geworbenen Anhängern und Mitarbeitern auch die entzückendsten jungen Mädchen Belgiens befanden. Damals wurde im Zusammenhang mit meinem Rex-Verlag und der daraus entstehenden Rex-Bewegung erstmals das etwas frivole Wort vom Rex-Appeal gebraucht.
Bald schon hatte ich eine beachtliche Truppe von Freiwilligen beiderlei Geschlechts auf die Beine gestellt, die bereit waren, die von mir und unserem Rex-Verlag produzierten Erzeugnisse unter die Leute zu bringen. Was uns noch

fehlte, waren die Transportmittel, um von Löwen aus ein möglichst breites Gebiet abgrasen zu können. Auch dieses Problem wurde gelöst. Ein bekanntes Werk stellte mir 14 Motorräder zur Verfügung, deren Preis ich abstottern durfte, und zwar in Form von unentgeltlichen Großanzeigen in unseren Veröffentlichungen. Die Werbung muß sich wohl gelohnt haben, da sich das Unternehmen kaum allein deswegen auf unser Anliegen eingelassen hätte, weil es von so reizenden jungen Mädchen wie denen meiner Motorradstaffel vorgetragen wurde. Damit die jungen Leute, die dabei einen großen Teil ihrer Freizeit opferten, nicht zu kurz kämen, erhielten sie für jedes verkaufte (und bezahlte) Buch eine angemessene Provision. Außerdem machte ihnen die Sache Spaß. Wenn sich die Staffel unter ohrenbetäubendem Geknatter und allerlei kühnen Pirouetten in Bewegung setzte, gab das eine Gaudi, daß sich manchem Ordnungshüter die Haare sträubten. In kürzester Frist jedenfalls war die Auflage dieser und der folgenden Broschüren ausverkauft. Meine Finanzen waren wieder flott. Wir konnten weitermachen. Das hatte unser Rex-Appeal zuwege gebracht.

Solange ich seinen Verlag leitete, brauchte der gute Monsignore nicht einen einzigen Centime zuzusetzen. Und als ich ihm dann den Verlag abkaufte, konnte ich das mit drei Wechseln tun, von denen kein einziger platzte. Ich verkaufte Hunderttausende unserer Bücher und Hefte. Da ich aber in ihnen vor allem die unsauberen Machenschaften der belgischen Hochfinanz anprangerte, entzogen die Banken eines Tages meinen sämtlichen Druckern die Kredite, ohne die diese nicht arbeiten konnten. Ich mußte mich mit ihnen einigen. Sie bekamen alle das Geld, das ich ihnen schuldete. Und sogar die Zinsen.

Mein Sinn stand jedoch nach mehr als dem schwunghaften Handel mit unseren Broschüren. Ich sprach mit Msgr. Picard über die Möglichkeit, eine auflagenstarke, moderne Zeitschrift herauszugeben. Ich erinnerte ihn an den durchschlagenden Erfolg, den ich schon vor Jahren in der katholischen Jugendzeitschrift *Cahiers de la Jeunesse catholique* mit einem längeren Artikel über die Eroberung der modernen Welt durch die katholische Kirche erzielt hatte. Fernsehen existierte ja damals noch nicht. Der Tonfilm steckte noch in seinen ersten Anfängen. Und dem Rundfunk wurde so wenig Bedeutung beigemessen, daß unsere großen Zeitungen ihm in ihren Spalten auch nicht mehr Platz einräumten als den Brieftaubenzüchtern oder den Freunden der Philatelie. Das wichtigste Übertragungsmittel für neue Ideen waren damals große, ernsthafte Zeitschriften wie die erwähnte katholische Jugendzeitschrift. Mein darin veröffentlichter Artikel hatte unseren großen alten Sozialisten Emile Vandervelde so sehr interessiert, daß er ihm einen ausführlichen Kommentar auf der ersten Seite seines Parteiorgans *Le Peuple* widmete. Vandervelde, damals Universitätsprofessor und Fraktionschef der Sozialisten im belgischen Parlament, hatte mich ausführlich zitiert und seinen Artikel mit den Worten beendet: »Man braucht nichts weiter zu tun, als das Wort katholisch durch sozialistisch zu ersetzen, um ganz genau auszudrücken, was gesagt und getan werden muß.« Nur ein ganz kleiner Fehler war dem bewunderungswürdigen alten Herrn unterlaufen: Er hatte seinen Artikel unter der großen Überschrift *Legrelle hat recht* erscheinen lassen. Damals wußte nur ein kleiner Kreis, wer Degrelle war. Das spielte jedoch weiter keine Rolle. Es kam auf die Sache an, für die wir uns einsetzten.

Um meine Verehrung für diesen aufrechten nationalen Sozialisten und seine beispielhafte intellektuelle Redlichkeit verständlich zu machen, sei hier an ein Gesetz erinnert, das er mit aller Energie und gegen den skandalösen Widerstand der großen Katholischen Partei in unserem Parlament durchgesetzt hatte. Es lief unter der absonderlichen Bezeichnung »Zwei-Liter-Gesetz«. Es sollte dem in der Arbeiterschaft unseres Landes mit verheerenden Folgen weitverbreiteten Alkoholismus den Todesstoß versetzen. Es enthielt das Verbot von Alkoholausschank in den Kneipen und beschränkte den Verkauf im Handel auf das Mindestmaß von zwei Litern. Kein Arbeiter fand am Zahltag in seiner Lohntüte so viel Geld, daß er sich zwei Liter Schnaps hätte kaufen können. Das Gesetz war ein Segen für die sozialen Verhältnisse in unserer Arbeiterschaft, die durch den Alkoholmißbrauch trostloser wurde, als sie ohnehin schon war. Wähler zog Vandervelde mit diesem Gesetz allerdings nicht auf seine Seite. Im Gegenteil: Er verlor mehr als 100 000 Stimmen der Kneipenbesitzer, ihrer Angehörigen und von ihnen Abhängigen an die Konkurrenz der Katholischen Partei, die sich über alle sozialen und moralischen Bedenken aus wahltaktischen Gründen hinweggesetzt hatte.

Ich beschäftigte mich damals (und tue das heute noch) intensiv mit der sozialen Frage. Mir imponierte Vanderveldes mutiges Verhalten, und ich fühlte mich durch seine Anerkennung geehrt. Ich bedaure noch heute, daß ich – wie viele Gleichaltrige und Gleichgesinnte – damals durch unsere »katholischen« Vorurteile so blind und fanatisch gemacht worden war, daß ich mich der verkehrten Seite und nicht diesem wahrhaft volksverbundenen alten Ideali-

sten zur Verfügung stellte. Auch er bedauerte das. Ich las erst kürzlich, als Vandervelde schon bald zehn Jahre tot war, ein Buch, in dem er mit den Worten zitiert wurde: »Es ist ein Jammer, daß wir keinen Degrelle in der Sozialistischen Partei gehabt haben.« Diesmal war mein Name richtig geschrieben. Und inzwischen hatte er erkannt, daß der unbekannte junge Mann, der da seine Ansichten einer bescheidenen Zeitschrift der zwanziger Jahre anvertraut hatte, im Grunde nichts anderes wollte als er und andere national gesinnte Sozialisten wie Henri de Man.

Wir wollten also eine Zeitschrift gründen, die die Grundlagen unserer Weltanschauung verbreiten sollte, ähnlich wie das damals die *Cahiers* mit meinem von Vandervelde beachteten Artikel getan hatten. Aber unsere Wochenschrift, für die wir schon den Titel *Soirée* gefunden hatten, sollte mit 80–120 Seiten je Ausgabe viel umfangreicher, bedeutender und vor allem moderner werden als die alten katholischen Jugendhefte. Es war dies die erste Zeitschrift Europas, die ein regelmäßiges Wochenprogramm der wichtigsten Rundfunksender und dazu eine besondere Beilage mit Kritiken und Berichten über die verschiedenen Sendungen veröffentlichte. Schnell machten uns das andere nach. Durch unsere Radio-Beilage gewann ich gute Kontakte zu den Sendern und bekam bald auch eine eigene wöchentliche Sendung, die mir wiederum zu einer beträchtlichen Erweiterung unserer Leserschaft und zu vielen neuen Anhängern verhalf.

Die erste Nummer unserer – man beachte: streng katholischen – Zeitschrift erregte schon dadurch Aufsehen (in gewissen Kreisen auch unliebsames), daß ich auf der Titelseite ein großes Bild von der »Schönheit der Woche« veröffentlichte. Nach wenigen Wochen schon wurde ich

als Herausgeber dieser Zeitschrift, die zunächst noch unter den Auspizien der »Katholischen Aktion« erschien, zu Seiner Eminenz, dem Kardinalprimas Belgiens, Van Roey, bestellt, mit dem ich später noch so viel Ärger bekommen sollte. Er stellte mich wegen meiner angeblich frivolen Titelblätter zur Rede. »Warum muß denn immer eine Frau auf der ersten Seite erscheinen?«
Ich heuchelte fromme Verwirrung und erwiderte, ich würde ja gern auf unserem Titelblatt ein Foto von ihm bringen, »aber dann, Eminenz, würden wir 20 000 Exemplare weniger verkaufen.« Er war nämlich wirklich keine Schönheit, sondern ein garstiger alter Brummbär. War es denn für ein Mädchen eine Sünde, schön zu sein? fragte ich mich. Ich war im Gegenteil der Ansicht, daß sie und andere dem Schöpfer dafür dankbar sein müßten. Meine Leser teilten diese Auffassung. *Soirée* wurde schnell ein gutes Geschäft. Wir verdienten mit jeder Ausgabe 10–12 000 Franken. Damit konnte man schon etwas anfangen. Belgiens Katholiken hätten sich nie einfallen lassen, daß ihre geistlich-kulturelle Organisation, die »Action Catholique«, Herausgeberin einer so modernen, dynamischen, von Lebensfreude strotzenden Zeitschrift sein würde. Wenige Monate später war ich der Besitzer und Alleinverantwortliche. Ich wollte mich nicht mehr vor einem brummigen alten Prälaten für meine jugend- und fortschrittlichen Ideen rechtfertigen müssen.
Denn auch mein nächster die Auflage steigernder Einfall hatte in bestimmten Kreisen keinen Beifall gefunden. Bei denen, auf die es mir ankam, meinen vorwiegend jugendlichen und anderen Lesern, dafür um so mehr. Das war eine Leserumfrage – Meinungsforschung würde man heute dazu sagen – unter dem Stichwort: »Wovon träumen junge

Mädchen?« Ja, wovon wohl? Es ist seit Eva und Adam immer dasselbe. Aber man kann es in vielfältigster Weise ausdrücken. Die Umfrage schlug ein. Ich bekam hunderte von Einsendungen und Besuchen. Die Leser warteten stets gespannt auf die nächste Veröffentlichung der Antworten. Die Verfasserinnen standen vor meinem Büro Schlange. Oh, diese schönen, träumerischen Mädchen! Viele von ihnen wurden meine besten Werberinnen. Die Auflage stieg und stieg. Unser Rex-Appeal hatte sich einmal mehr als durchschlagend erwiesen.
Ich nutzte die uns günstige Welle und gründete die Zeitschrift *Rex,* die später unser wichtigstes meinungsbildendes Organ werden sollte. Ursprünglich war sie nur als eine Art Katalog unserer Verlagsproduktion gedacht. Aber er wurde nicht wie ähnliche Veröffentlichungen heute gratis verschickt, sondern verkauft. Zu einem mäßigen Preis, aber nach dem von mir vertretenen Grundsatz, daß eine kostenlos verteilte Schrift in der Meinung des Empfängers auch nichts wert sein kann und daher einfach weggeworfen und jedenfalls nicht beachtet wird. Die Bezahlung verpflichtete uns allerdings auch zu Leistung. Wir begnügten uns also nicht mit der Werbung für die von uns herausgegebenen Titel und entsprechenden Kritiken, sondern veröffentlichten so viele interessante, sehr oft heitere, manchmal sarkastische Beiträge, daß sich die Auflage dieses käuflich zu erwerbenden Verlagskatalogs von Mal zu Mal steigerte. Das Erscheinen mußte von zunächst monatlich auf vierzehntägig und schließlich wöchentlich umgestellt werden. *Rex* fand Anklang.
Bald gesellte sich zu den beiden Zeitschriften unseres Verlages eine dritte. Ich nannte sie *Vlan* (franz.: soviel wie Peng!), ein Titel, der Streit versprach. Wir brauchten nicht

lange zu warten, bis wir ihn bekamen. Mich ärgerten die damals häufigen politischen Skandale, die als »katholisch« bezeichnet wurden, weil Minister und andere hohe Funktionäre der sogenannten »Katholischen Partei« in sie verwickelt waren. Ich hielt ja sozusagen die Hand am Puls des Volkes und wußte daher, wie sehr diese Skandale nicht nur den Beteiligten, sondern uns allen schadeten. Darum wollte ich mit meiner Zeitschrift gegen sie kämpfen. An Stoff fehlte es nicht. In der ersten Nummer von *Vlan* erklärte ich die Benutzung der Religion zu politisch-finanziellen Zwecken für unerträglich: »Wenn wir ehrlich sind, wenn wir aufrichtige Gläubige sein wollen und keine Heuchler, dann müssen wir das Geschwür aufschneiden und den Eiter ausdrücken.«

Der Erfolg kam schnell und war durchschlagend – für die anderen, nicht für mich. Es hätte das Ende meiner verlegerischen und damit auch politischen Laufbahn sein können. Ich hatte mir als erste Eiterbeule den Boerenbond (Bauernbund) vorgenommen, eine große, machtvolle und mit Kirche wie Finanzwelt eng verflochtene Organisation Flanderns. Sie sollte den Bauern, die stets Geld zur Finanzierung ihrer Ernten brauchten, mit Krediten helfen. Dazu war ein gut organisiertes Sparsystem erdacht worden, das den Landwirten, wenn sie ihre Spargroschen regelmäßig abführten, beträchtliche Kredite für den Augenblick verschaffte, in dem sie gebraucht wurden. Das System funktionierte so gut, daß davon nicht nur die beteiligten Banken profitierten, sondern auch die katholische Kirche, die dem Boerenbond eng verbunden war. Das begann auf unterster Ebene mit dem jeweiligen Ortspfarrer, der dem Bund sein Schäflein in den Finanzpferch trieb. Als nächste sahnten die Bischöfe ab. Und schließlich kassierte der Erzbischof

den Löwenanteil, in dem von mir öffentlich angepranger-ten Fall das nette Sümmchen von sechs Millionen Franken jährlich. Ich fiel in unserer neuen Zeitschrift als gläubiger Katholik empört wie seinerzeit Christus im Tempel mit der Peitsche über die Pharisäer her.

Als erster meldete sich der bereits erwähnte Kardinal Van Roey, der mir schon einmal die Leviten gelesen hatte, damals nur als Weiberfeind, jedenfalls im Hinblick auf die anziehenden und auflagesteigernden Titelbilder meiner Zeitschrift. Diese kleine Auseinandersetzung war friedlich ausgegangen und längst vergessen, und Seine Eminenz hatte sogar erst kürzlich zu einem meiner Büchlein, *Die Geschichte des Schulkrieges,* ein paar nette einleitende Worte geschrieben, so daß auf dem Titelblatt unter meinem Namen auch der seine erschien: »Prolog von Kardinal Van Roey«. Er war Erzbischof von Mecheln und in den Boerenbond-Skandal unmittelbar verwickelt. Während er sich seinerzeit mit einer väterlichen Ermahnung begnügt hatte, schwenkte er jetzt wütend seinen Hirtenstab und drohte mir mit dem Fegefeuer, in dem – seiner Meinung nach berechtigt – Plutokratengegner würden schmoren müssen.

Das schreckte mich nicht. Ich zog die Konsequenz, indem ich mit der »Katholischen Aktion« brach, der ich immer noch, wenn auch zuletzt nur noch pro forma, angehört hatte. Schlimmer trafen mich die Vergeltungsmaßnahmen der Banken. Wieder wurden meinen sämtlichen Druckern schlagartig die Kredite gesperrt. Ich entsinne mich noch genau jenes Montagmorgens, als mich der Postbote die Empfangsbescheinigungen für eine Reihe von Einschreibebriefen unterzeichnen ließ. Absender waren meine Drukker, die mir mit fast gleichlautendem Text den Kredit

kündigten. Er hatte bisher für eine Zeit von sechs bis neun Monaten gegolten, die ein Verleger im allgemeinen braucht, bis sich ein von ihm herausgebrachtes Buch bezahlt macht.

Ich stand vor dem Nichts. Aber es kam noch schlimmer. Auch Msgr. Picard, dem ich bis an sein Lebensende meine Hochachtung und Anhänglichkeit bewahrte und dem ich als meinem Seelsorger und Lehrherrn aufrichtig verbunden blieb, mußte mir alles kündigen, nur seine Freundschaft nicht. Er zuckte bedauernd die Achseln. Ich mußte sein Haus räumen, in dem ich so lange Gastfreundschaft genossen hatte. »Hör zu, Leo«, sagte er und legte mir tröstend die Hand auf die Schulter, »du kannst nicht weitermachen. Sie sind stärker als du. Du mußt deinen Verlag schließen.«

Dies war vielleicht der einzige väterliche Rat von ihm, den ich nicht befolgte. Ich erwiderte ihm: »Monsignore! Glauben Sie nicht, daß man um eine gute Sache kämpfen kann? Ich – ja. Ich gebe nicht auf!«

Die Bankiers hielten mich bereits für erledigt. Sie täuschten sich. Ich sterbe nicht so leicht. Das sollte sich später an der Ostfront und danach noch erweisen. Gefahr und Herausforderung schlagen mich nicht nieder. Im Gegenteil, sie regen mich zu Leistungen an, die viele für unmöglich halten. So war es auch jetzt. Ich fühlte mich auf der Höhe meiner Leistungsfähigkeit. Jetzt würde ich mich an meine jungen Freunde im ganzen Land wenden. Ich glaubte an meinen »Rex-Appeal«.

15. KAPITEL

Abrechnung mit einem Schweinepriester

Als ich mit meiner Zeitschrift *Peng* den Schlag erhielt, der mich fast umwarf (und den ich eigentlich anderen zugedacht hatte), so daß ich mich an meine jugendlichen Leser und Anhänger mit der Bitte wenden mußte, bei ihren Angehörigen, Freunden und Bekannten Spenden zu sammeln, damit wir weitermachen könnten, hatte unser Rex-Verlag alle Voraussetzungen für eine blühende Zukunft: Ich hatte das Taschenbuch erfunden, das sich erst nach dem Krieg, also rund zwanzig Jahre später, in Europa allgemein einbürgern sollte.
Ich nannte diese Taschenbuchreihe »Collection nationale«. Ihre Besonderheit bestand darin, daß diese preiswerten und handlichen Bücher im Abonnement abgegeben wurden: vier pro Halbjahr. Wer sie bestellte (und natürlich auch bezahlte), bekam als Prämie noch ein fünftes dazu. Das hatte den ungeheuren Vorteil, daß diese von mir verlegten Bücher im voraus bezahlt wurden. So konnte ich meinerseits den Autoren ihr Honorar pauschal auf den Tisch legen. Welcher Schriftsteller wäre nicht froh, sein Geld – so wenig es auch sei – sofort, statt in Gestalt von Tantiemen manchmal erst nach Jahren oder Jahrzehnten zu bekommen? Auch damit sparte ich Geld, das ich sonst den Bankiers für ihre Kredite in den Hals hätte stecken müssen, Kredite, die ich jetzt, wie wir gesehen haben, auch gegen Wucherzinsen gar nicht mehr bekommen hätte.

Diese Art »Buchklub«, wie man meine »Collection nationale« heute vielleicht nennen würde, hatte bald 23 000 Mitglieder. Sie sicherten mir eine gute laufende Einnahme, auf die ich mich verlassen konnte, nachdem mir der an meine Anhänger gerichtete Aufruf erst einmal über die ersten schweren Wochen hinweggeholfen und jedenfalls meinen Bankrott vermieden hatte. Von meinen drei Zeitschriften blieb *Rex* die wichtigste, seriöseste und gerade deswegen am schwersten zu haltende. Auch für sie war mir ein guter Gedanke gekommen. Ich wußte aus eigener Erfahrung als Schriftsteller, daß sich das Publikum (und oft auch der Autor selbst) eines Textes nicht mehr entsinnen kann, der schon vor einer Reihe von Jahren erschienen ist. Andererseits war mir bekannt, daß der Schriftsteller-Schutzverband für den Nachdruck aller Texte, die schon einmal veröffentlicht wurden, das denkbar niedrige Honorar von 12 Franken festgesetzt hatte. Ich suchte nun in alten Zeitschriften nach Artikeln bekannter Autoren wie François Mauriac oder André Gide. Diese prominenten Autoren waren meist erfreut und überrascht von dem unerwarteten Honorar, so bescheiden es auch war. Und unsere Leser staunten über den Aufwand, mit dem wir ihnen so hervorragenden Lesestoff boten. Der große Mauriac begeisterte sich so für unsere Zeitschrift und ihre jungen Leser, daß er mir einen Originalartikel unter der Überschrift *Botschaft an die Rex-Jugend* schrieb.
Aber all diese großartigen Voraussetzungen für unsere Arbeit hätten nichts genutzt, wenn nicht ein Wunder geschehen wäre. Es geschah. Und zwar gleich dreimal hintereinander. Das erste von diesen drei Rex-Wundern war eines von denen, die im primitiven Volksglauben als solche betrachtet, aber manchmal sogar von unserer Kirche

offiziell anerkannt werden. Ganz in der Nähe meiner Heimatstadt Bouillon, in der kleinen Ortschaft Beauraing, hatten Kinder angeblich die Heilige Jungfrau gesehen. Ich fuhr unverzüglich dorthin, um mich durch eigenen Augenschein von dem Wunder zu überzeugen. Ich sah, wie die Kinder im Augenblick der Erscheinung wie vom Blitz getroffen in die Knie fielen. Es war ein Anblick, den ich bis heute nicht vergessen habe und der damals Hunderttausende tief beeindruckte und zu Tränen rührte. Die Sehnsucht zu glauben, das Bedürfnis nach dem Wunderbaren ist der Menschheit aller Zeiten eingewurzelt. Auch heute noch, da wir angeblich so klug und nüchtern geworden sind.

Man konnte in der Gegend, wo sich das Wunder von Beauraing noch oft wiederholte, kaum vorankommen. Alle Zufahrtswege waren verstopft. Hunderte von Autos parkten auf den Feldwegen, und Tausende von Menschen wurden Zeugen des Wunders. Ich bat Dr. Maistriau, den Arzt, der den Kindern bei ihrem Erlebnis beistand, die Tatsachen zu schildern und, wenn möglich, zu erklären. Es wurde eine kleine Schrift, die ich immer wieder mit aktuellen Ergänzungen neu auflegen mußte. Es gab zu keiner Zeit in ganz Belgien ein Druckerzeugnis mit einem ähnlichen Verkaufserfolg. Unsere Registrierkassen klingelten unentwegt. Der Drucker bekam pünktlich sein Geld, und die anderen, die uns den Kredit entzogen hatten, machten lange Gesichter.

Kaum hatte ich diesen wahrlich »wunderbaren« Verkaufserfolg gehabt, stellte sich ein weiteres Wunder ein. König Albert, Leopolds Vater, verunglückte am 17. April 1934 tödlich. Monarchen sollten sich eigentlich nicht als Bergsteiger betätigen. Wenn sie es trotzdem tun und dabei

mit dem Leben davonkommen, ist das ein Wunder. Das Wunder von Albrechts Tod für uns bestand darin, daß ich auf einer Vortragsreise ganz zufällig in einem Dorfgasthaus in der Nähe des Unglücksortes bei Marche-Les-Dames, unweit Namur, im Tal der Maas, von dem soeben Geschehenen erfuhr. Als ich abends nach Löwen zurückkehrte und noch ehe irgendeine Zeitung vom Tod des überaus beliebten Monarchen berichten konnte, suchte ich den mir bekannten erstklassigen Schriftsteller Pierre Nothomb auf, der als eine Art belgischer Maurice Barrès galt. Um acht Uhr morgens konnte ich ihn aufstöbern. »Pierre«, so rüttelte ich ihn wach, »du hast doch König Albert gut gekannt und viel über ihn veröffentlicht. Er ist soeben tödlich verunglückt. Schreib mir ein kleines Buch über ihn. Wenn du das in drei Tagen schaffst, bekommst du 10 000 Franken von mir.«

Er schaffte es. Ich veröffentlichte in den Zeitungen, die mit der Todesnachricht des Königs erschienen, Großanzeigen, in denen Nothombs Buch zur Subskription angeboten wurde. Es war ein weiterer Riesenerfolg. Wir konnten sogar Fotos von der Beerdigung veröffentlichen, an der eine unübersehbare Menschenmenge teilgenommen hatte. Und jeder wollte natürlich ein solches Buch zur Erinnerung an unseren großen König haben, der sich im Krieg so tapfer gegen die Deutschen gewehrt hatte. Meine Drucker, die mir unter dem Druck der Banken den Kredit entzogen hatten, kamen schüchtern nach und nach wieder. Sie wollten sich Geschäfte, wie sie mit mir offenbar zu machen waren, nicht länger entgehen lassen.

Das dritte Wunder trug sich in unserer eigenen Familie zu. Wir gehörten zum soliden gehobenen Bürgertum. Eine Hypothek aufzunehmen, galt bei uns als unseriös, ja fast

schon an der Grenze zum Unreellen liegend. Das gehörte zu dem, was »man nicht tut«. Schlimmer war vielleicht nur noch ein uneheliches Kind. Als mein Vater gerade geheiratet hatte, wollte er seine junge Ehe durch den Erwerb einer Bierbrauerei, die günstig angeboten wurde, auf eine gesicherte Grundlage stellen. Er nahm eine Hypothek auf. Mein Großvater hätte ihn beinahe enterbt, als er davon erfuhr. Es gab ein Donnerwetter. Aber dann ging das Familienoberhaupt zum Notar und löste die Hypothek mit eigenem Geld ab, damit der gute Ruf der Degrelles nicht geschädigt würde. Man kann sich leicht vorstellen, in welche Gewissensnöte mein guter Vater bei der Beobachtung meiner gewagten Finanztransaktionen geriet. Ihn drückten meine Schulden mehr als mich, obwohl mir das Wasser bis zum Halse stand.

In diesem Augenblick geschah zu meiner Rettung – an der ich übrigens nie gezweifelt hatte – das dritte Wunder: Mein Vater fuhr nach Brüssel und nahm eine Hypothek auf ein wichtiges Gebäude in unserer Heimatstadt Bouillon auf. Er hatte, obwohl politisch-weltanschaulich völlig anderer Einstellung, den gleichen Glauben und eine grenzenlose Liebe für diesen Teufel von seinem Sohn. Jedenfalls erschien er eines Tages, als ich nicht mehr aus noch ein wußte, mit einem riesigen Umschlag, aus dem er achthundert funkelnagelneue Tausendfrancscheine auf den Tisch blätterte. Ich sollte sie zur Regelung meiner hoffnungslos scheinenden Lage verwenden. Ich tat's. Als ich dann zwei Jahre später meine Wahlschlacht von 1936 gewonnen hatte und mir das Geld von allen Seiten zuströmte, konnte ich zusammen mit meinen anderen Schulden auch den letzten Franken an meinen guten Vater zurückzahlen. Die Ehre der Familie war gerettet.

Aber so weit war es einstweilen noch nicht. Ich hatte inzwischen die gleiche Erfahrung gemacht wie Hitler in seiner Kampfzeit: daß es, um wirklich große Massen zu gewinnen, nicht genügt zu schreiben, sondern daß das nur durch Reden zu erreichen ist. Ich mußte zunächst beides tun: Schreiben – und das Geschriebene in Form von Büchern und Zeitschriften verkaufen – und reden. Daß ich bei Gleichaltrigen und Jüngeren »ankam«, daß ich sie interessieren, beeinflussen, begeistern konnte, wußte ich schon aus meiner Schüler- und Studentenzeit. Jetzt wandte ich mich an die Väter derjenigen, die ich schon gewonnen hatte. Ich benutzte jede Gelegenheit, öffentlich zu sprechen. Es machte mir nichts aus, daß mein Publikum anfangs manchmal nur aus einer Handvoll Menschen bestand. Es wurden mehr und mehr. Bald waren es Tausende und Zehntausende. Ich sprach gern und viel, manchmal, wie am Todestag Alberts, dreimal am gleichen Tag, in Charleroi, Namur und Lüttich.
Gern hätte ich einmal eine große eigene Veranstaltung aufgezogen. Aber das hätte eine Menge Geld gekostet, das ich damals, wie man weiß, nicht hatte. So nutzte ich jede Gelegenheit, wo und wie immer sie sich mir bot. Auf der Suche nach solchen Gelegenheiten entdeckte ich die »Volkshäuser«. Sie gab es damals in fast jeder größeren belgischen Stadt. Sie wurden von der Sozialistischen Partei und ihren Gliederungen, besonders den Gewerkschaften, unterhalten. Die Arbeiter und ihre Angehörigen gingen gern dorthin. Da fanden sie Unterhaltung und Belehrung. »Wissen ist Macht« hatte man ihnen schon bei der sozialistischen Arbeiterjugend eingehämmert. Im Volkshaus konnten sie sich weiterbilden. Dort fanden viele interessante Vorträge statt. Und da die Veranstalter nicht nur

sozial, sondern auch demokratisch waren, fragte der jeweilige Leiter am Ende des Vortrages: »Hat noch jemand Fragen oder Einwände?« Selten oder nie meldete sich jemand. Aber eines Abends geschah es doch. Es war ein junger Mann, der laut und vernehmlich sagte: »Ja, ich. Ich bitte ums Wort.« Er hieß Léon Degrelle. Und er benutzte die Gelegenheit, um seine Möglichkeiten zur Beeinflussung und Gewinnung von Arbeitermassen auszuprobieren und zu vervollkommnen.

Von nun an kaufte ich mir öfter die sozialistische Zeitung *Le Peuple*, in der sämtliche Volkshaus-Veranstaltungen angekündigt wurden, mal in dieser, mal in jener belgischen Stadt. Ich ließ mir nur wenige entgehen, besonders nicht die politischen, wenn die Vortragenden Abgeordnete oder Funktionäre der Sozialistischen Partei und der Gewerkschaften waren. Gleich bei der ersten derartigen Veranstaltung kam es zu tumultartigen Auseinandersetzungen. Es war in Charleroi. Der Saal war mit etwa 2000 Menschen überfüllt. Sie waren über den Eindringling empört und schrien mich nieder. Am nächsten Tag tat mir die sozialistische Presse den Gefallen, auf ihren ersten Seiten groß und triumphierend zu berichten, wie ich fertiggemacht worden sei. Sie hofften wohl, ich würde mich in Befürchtung einer noch massiveren »proletarischen Abreibung« nie wieder in ein Volkshaus trauen. Sie irrten. Schon auf der nächsten Veranstaltung war ich wieder dabei. Und meldete mich wieder zu Wort. Sehr bald wußte ich, wie man diese Menschen packen und überzeugen konnte: mit Mut, Menschlichkeit und Gefühl, in einer einfachen, direkten und amüsanten Sprache, manchmal mit einem Augenzwinkern, als ob man sagte: »Na, wir verstehen uns doch.«

Das konnte keiner der Parteibonzen, die das Volkshauspu-

blikum sonst zu sehen und zu hören bekam. Die Veranstaltungen wurden immer besser besucht. Es sprach sich herum, daß da Interessantes geboten wurde und nicht nur das abgedroschene Parteichinesisch. Endlich kam Leben in die verstaubte rote Bude. Die Rededuelle zwischen den marxistischen Veranstaltern und mir waren wie spannende Boxkämpfe, die natürlich nicht immer mit einem k.o.-Sieg für mich endeten. Aber ich lernte unheimlich viel dabei und gelangte zu der Überzeugung, daß ich mit mehr Temperament, mehr Überzeugungskraft und den besseren Argumenten als der Gegner und dazu mit einer kräftigen Schädeldecke, die schon einmal einen Schlag mit dem Stuhlbein vertragen konnte, Sieger im Kampf um die Arbeitermassen meines Landes sein würde.
Höhepunkt dieser Lehrzeit in Massenbeeinflussung war meine Auseinandersetzung mit dem Pfarrer Moreau. Belgiens Volkshäuser waren nicht nur Sitz der Sozialistischen Partei, sondern auch gleichzeitig der örtlichen Freimaurerloge und des Freidenkerverbandes. Denen kam ein Geistlicher gerade recht, der nicht durch seine vorbildliche Seelsorge oder hervorragende Predigten, sondern durch seine amourösen Abenteuer bekannt geworden war. Er hatte sich für eine Vortragsreise von 80 Veranstaltungen zu dem gewiß interessanten Thema »Beichtstuhlgeheimnisse« zur Verfügung gestellt. Belgiens Sozialismus hatte damals ein schwer zu entfernendes antiklerikales Brett vor dem Kopf, dem freilich eine ebenso rabiate Sozialistenfeindschaft beim höheren Klerus entsprach.
Priester – auch hohe und sehr hohe – die den Anfechtungen des Fleisches nicht widerstehen können, hat es zu allen Zeiten gegeben. Heutzutage gilt es als modern und fortschrittlich, daraus gar keinen Hehl zu machen. Heiraten

oder offene Liebesverhältnisse von Geistlichen sind ein beliebtes Illustriertenthema. Vor einer Generation war das noch anders. Bettgeschichten aus dem Munde eines Geistlichen waren damals im allgemeinen verpönt. Den Volkshäusern und ihrem freidenkerischen Publikum gefielen sie. Mir ganz und gar nicht. Das Beichtgeheimnis muß auch ohne Anordnung der Kirchenbehörden eingehalten werden. Wer dagegen verstößt, ist verächtlich. Natürlich hatte Moreau trotzdem mit seinen pikanten Enthüllungen Erfolg. Ich wollte ihn ihm verderben.
Ich war auf jeder seiner Veranstaltungen. Ich verlangte jedesmal das Wort. Man konnte es mir nie verweigern. Es war wie ein Kampf im Boxring. Mit harten Bandagen. Einer von uns mußte auf die Bretter. Er war es. Er gelangte nicht bis zur 80. seiner unerhörten Veranstaltungen, in denen er schamlos und mit den gewöhnlichsten Worten verriet, was seine Schäflein diesem Lüstling im Priesterornat unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses auf sexuellem Gebiet anvertraut hatten.
Meine Abrechnung mit dem geistlichen Pornografen hatte unerwartete Ausmaße angenommen. Das ganze Land interessierte sich dafür. Ich bin im allgemeinen ein liebenswürdiger Mensch, der sich mit anderen, gleich welcher Ansicht oder Herkunft, gut versteht. Aber wenn mir jemand begegnet, der sich wie ein Schwein benimmt, dann stürze ich mich auf ihn und lasse ihn nicht entwischen. So sollte es auch diesem Schweinepriester ergehen.
Ich hatte an zuverlässiger Stelle Erkundigungen über ihn eingezogen und wahrhaft erschütterndes Material bekommen. Es sollte unsere letzte Auseinandersetzung werden. Sie fand in Seraing, der roten Hochburg Belgiens, statt. Tausende von Menschen waren sensationslüstern herbei-

geströmt, darunter die Spitzen der sozialistischen Parteibürokratie und die Führer der Linksintellektuellen wie der Chef des französischen Freidenkerverbandes.
Moreau brachte seine üblichen Ferkeleien vor. Dann sprachen ein marxistischer Abgeordneter und der Vorsitzende des Freidenkerverbandes. Schließlich wurde mir das Wort erteilt. Ich sprach zunächst friedlich und unterhaltend wie ein eigens dafür engagierter Spaßmacher. Hinter mir am Vorstandstisch hörte ich den französischen Freidenkerchef seinem belgischen Kollegen zuflüstern: »Der Bengel spricht doch gut!«
Dann fuhr ich meine schwere Artillerie auf. Unter harmloser Tarnung. »Daß sich ein Priester in ein Mädchen verliebt«, sagte ich, »ist menschlich, und wenn er sie wirklich liebt, durchaus achtbar.« Ich schilderte nun eine solche Liebesgeschichte, bei der ein Mädchen ein Jahr lang im Haus eines Pfarrers versteckt als dessen Geliebte gelebt hatte. Sie hatte sich allerdings tagsüber in der Besenkammer unter der Treppe verbergen müssen.
Meine Erzählung faszinierte das Publikum vielleicht mehr noch als die vorhergehenden Enthüllungen Moreaus mit ihren pornografischen Details. Meine Zuhörer bekamen so etwas wie Mitgefühl mit dieser Heroin in der Besenkammer des Pfarrhauses. Ein Jahr lang mit Besen und Schrubbern zusammen eingesperrt, nur wegen der süßen Nächte mit dem Hausherrn. Was wäre gewesen, fragte ich, wenn diese Heldin der Liebe erfahren hätte, daß sich ihr Geistlicher tagsüber mit anderen amüsierte? Während dieser meiner ergreifenden Geschichte hatte mir mein Diskussionspartner immer mißtrauischer werdende Blicke zugeworfen. Jetzt rutschte er schon unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

Ich neigte mich über das Rednerpult und rief dem Publikum mit gehobener Stimme zu: »Und wenn der fragliche Pfarrer Briefe geschrieben hätte wie den, den ich euch jetzt vorlesen werde?« Ich schwenkte einen Brief in der Hand, den der Pfarrer Morau eigenhändig an seine zweite Geliebte geschrieben hatte. Es war das Pornografischste, was ich je zu Gesicht bekommen hatte. Ich las es vor. Der Riesensaal hielt den Atem an. Um wen mochte es sich bei dem Verfasser dieses unglaublichen Schriftstückes handeln?

Jetzt wandte ich mich abrupt Moreau zu und hielt ihm den verlesenen Brief vor die Nase. »Pater«, schrie ich ihn an, »von wem ist diese Unterschrift? Sie haben sich wie der übelste Strolch benommen. Das arme, von Ihnen vergewaltigte und betrogene Mädchen! Schämen Sie sich nicht, in unseren Volkshäusern als moralischer Befreier aufzutreten, während Sie nichts als ein schamloser Schwindler sind?«

Dann sprach ich wieder zum atemlos lauschenden Publikum: »Das sind die falschen Propheten, die man euch vorzustellen wagt, die man euch aufnötigen will. So macht man sich über euch lustig. Seht ihn doch an, wie er fortläuft.« Moreau floh tatsächlich, ließ Tisch samt Wasserglas stehen und verschwand zwischen den Kulissen. Die Menschen erhoben sich und brachen in ein unentwirrbares Geschrei aus. Die Schlacht gegen den Schweinepriester war gewonnen.

16. KAPITEL

Nur mit Makkaroni gewinnt man keine Wahl

Meine Lehrzeit in Massenbeeinflussung als künftiger wallonischer Volksführer, die ich in Belgiens Volkshäusern absolvierte, hatte ich abgeschlossen, als ich mit der Abfuhr für den Pfarrer Moreau gewissermaßen mein Gesellenstück gemacht hatte. Aber ich wollte auch noch Meister werden. Und mein Meisterstück wurde es, daß ich in den folgenden zwei Jahren – von 1934 bis 1936 – eine Million Menschen in meinem kleinen Vaterland Belgien als Anhänger gewinnen konnte. »Wie macht man das?« werde ich noch heute oft gefragt. Meine Antwort ist einfach: man braucht dazu vor allem einen unerhört starken Glauben und eine unermüdliche Kraft. Und außerdem muß man ein ebenso guter Redner wie Schriftsteller sein.
Wer Menschenmassen beeinflussen und führen will, muß sie verzaubern können, mit seinen Worten, seinen Schriften und mit seiner Persönlichkeit. Der Führer ist in gewissem Sinn immer auch der Verführer. Die Masse will wie eine Frau erobert werden. Nur so ist sie dann auch wie eine solche zu führen, auf dem gleichen Gleis zu einem gemeinsamen Ziel, das man ihr als das einzig erstrebenswerte klarzumachen verstanden hat. Es gehört dazu eine persönliche Ausstrahlung, die aufgenommen und reflektiert wird. Das sind unleugbare, wenn auch schwer erklärliche medizinisch-psychologische oder gar parapsychologische Phänomene. Ich hatte das Glück, diese Kraft der Verzaube-

rung zu besitzen. Ich habe sie in gewissem Umfang heute noch. Und ich habe mich immer glücklich dabei gefühlt.
Am glücklichsten war ich unter den breiten Arbeitermassen, die zu gewinnen mir in steigendem Maß gelang. Welch gutes und richtiges Wort ist doch das von der »Volksaufklärung«, das ein Minister des Dritten Reiches sogar in seinem offiziellen Amtstitel führte. Ein wirklicher Demokrat ist nach meiner Meinung derjenige, der sich die Aufgabe stellt, den »demos«, das Volk, ehrlich darüber aufzuklären, was geschehen muß, der sein Vertrauen erbittet und bekommt, ein großes Werk zu vollbringen.
Ein demokratischer Volksführer läuft dem Volk nicht nach, sondern geht ihm voraus, weil er sein Vertrauen erobert hat. So habe ich immer die Demokratie verstanden. Der Parlamentarismus oder der »parlamentarische Blödsinn« – wie Lenin ihn ganz unverblühmt nannte – ist stets nur eine von vielen Formen der Demokratie gewesen, die schlechteste und schwächste, wie ich meine. Ich ziehe die autoritäre Demokratie vor, bei der die Masse in freier Selbstbestimmung einem wirklichen Volksführer ihr Vertrauen ausspricht, damit er etwas Kraftvolles, Dauerhaftes vollbringen kann. Er darf dabei den Kontakt mit dem Volk nie verlieren und die ihm verliehene Macht nur in dem Maß gebrauchen, in dem ihm das Vertrauen des Volkes stets aufs neue ausgesprochen wird.
In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen wurde in den sogenannten Demokratien des Westens das Volk von keiner Regierung richtig repräsentiert. Weder von den Sozialisten noch von ihren reaktionären Gegnern. In allen westlichen Ländern, vor allem in Frankreich und Belgien, hatten die sozialistischen Parteien den Kontakt mit der

lich. Und die 90 Prozent seiner aktiven politischen Anhänger, die ihm auf diesem Weg folgten, waren es auch. Vor allem die sozialistische Jugend, die sich nach etwas Neuem sehnte, das damals anfing, überall in Europa, nicht bloß in Italien und Deutschland. Sie brannte darauf, mit uns gemeinsam einen mächtigen Sozialismus aufzubauen, einen nationalen wie in Deutschland. Sie folgte uns, die sie bisher bekämpft hatte.

Die Jungen Garden des belgischen Sozialismus waren in der Kampfzeit vor dem Krieg unsere erbittertsten Gegner gewesen. Gut organisiert und geführt, angriffsfreudig und hart hatten sie uns viel zu schaffen gemacht. Es kam zu heftigen Saal- und Straßenschlachten, 1934 in La Hestre, 1935 in Yvoz-Ramet und 1936 in Seraing, wo sie uns mit Maschinenpistolen angriffen und dabei drei meiner Kameraden verwundeten. Wo wir uns zeigten, waren sie uns entgegengetreten. Aber jetzt standen die meisten von ihnen uns nicht mehr gegenüber, sondern in unseren eigenen Reihen. Einer von ihnen war ein Bergarbeiter namens Nisale. Ich hatte ihn in besonders deutlicher Erinnerung, weil er mir fast die Schädeldecke eingeschlagen hätte, als wir bei einer Saalschlacht in La Hestre in ein Handgemenge gerieten. Wir wurden die besten Freunde und Kameraden. Er bewahrte mir eine solche Anhänglichkeit, daß er als Freiwilliger den Rußlandfeldzug bis zum Ende in unserer Legion mitmachte.

Henri de Man hatte mit seinen ehemals sozialistischen Anhängern genauso wenig Schwierigkeiten wie ich mit den kampffreudigen Jungsozialisten. Er bildete aus den – wie in Deutschland – aufgelösten Gewerkschaften eine machtvolle Einheitsorganisation der Werktätigen. Die belgische Arbeitsfront (DAF) hieß UTNI (Union des travailleurs

manuels et intellectuels) – Union der »Arbeiter der Stirn und der Faust«, wie man in Deutschland sagte.
Natürlich waren de Man und ich politische Gegner, als er 1937 den alten Vandervelde an der Spitze der Belgischen Arbeiterpartei ablöste. Aber wir hatten auch viel Gemeinsames. Wir waren beide junge Intellektuelle mit starkem sozialem Engagement. Der eine hielt von der parlamentarischen Demokratie nicht viel mehr als der andere. De Man machte sich offen über sie lustig. Als Minister im Kabinett Spaak wurde er einmal vor den Senat zitiert, um über den Etat seines Portefeuilles Rechenschaft abzulegen. Die Sitzung wurde feierlich und pünktlich eröffnet. Minister de Man aber war nicht dabei. Er kam auch nicht nach Verstreichen des akademischen Viertels. Er kam überhaupt nicht, weil er statt der unerläßlichen Akten unter dem Arm seine Skier auf den Rücken genommen hatte und zum Wintersport in die Schweiz gefahren war. Als er nach vierzehn Tagen braungebrannt und knackig wie ein frischgebackener Krapfen in die Hauptstadt zurückkehrte, wollte sich keiner der zerknitterten alten Senatoren in einer Auseinandersetzung mit diesem kraftstrotzenden jungen Minister blamieren. Von nun an verspottete de Man immer öfter und immer unverhohlener die Demokratie und ihre Institutionen. Schon lange vor Kriegsbeginn war es ein offenes Geheimnis, daß de Man den Glauben an die Demokratie verloren und sich politisch auf die autoritäre Hauptstraße begeben hatte.
Sie schien ihm unter Hitlers Führung sicherer an sein Ziel, die Verwirklichung der »sozialistischen Idee«, zu führen als irgendeine der marxistischen Parteien, wie sie damals das politische Leben Europas beherrschten. Er hatte seine »sozialistische Idee« in einem grundlegenden Werk nieder-

gelegt, für das ich ihn stets bewundert habe – nicht weil ich seine Gedanken für besonders tief oder die Art, sie auszudrücken, für besonders brillant gehalten hätte, sondern weil er ein solches Buch veröffentlichen und trotzdem (politisch) am Leben bleiben konnte. Das war die Tat eines Übermenschen. Er hatte sie vollbracht, nachdem er wie andere Ausländer, Sozialisten, Juden, Homosexuelle und sonstige unerwünschte Hochschullehrer von den Behörden des Dritten Reiches aus dem Amt entfernt worden war. De Man hatte das nicht weiter tragisch genommen und sich an die Niederschrift seiner grundsätzlichen Gedanken gemacht. Er bediente sich dabei der deutschen Sprache, die er liebte und perfekt beherrschte. So hieß das Buch, das zur ideologischen Grundlage der belgischen Arbeiterpartei werden sollte, ursprünglich *Die sozialistische Idee,* woraus erst bei der Übersetzung in die französische Sprache *L'Idée socialiste* wurde. Ich habe den Eindruck, daß dieser Titel das einzige des ganzen Buches war, was korrekt übersetzt war. Dadurch bekam wohl de Mans Buch eine frappante Ähnlichkeit mit Marxens *Kapital:* kein Sozialist hat es je bis zur letzten Zeile gelesen.
Mir ist jedenfalls in meinen Dutzenden von öffentlichen Auseinandersetzungen mit führenden Marxisten meines Landes kein einziger begegnet, der diese beiden Werke gelesen, geschweige denn kapiert hätte. Es war ein beliebter Trick von mir, meinen Diskussionspartner aufzufordern, seine Behauptung, er habe de Man gelesen, unter Eid zu wiederholen. Niemand tat es. Der Meineid wäre zu leicht zu beweisen gewesen. Die so von mir abgefertigten sozialistischen Redner ernteten für ihre faulen Ausreden nichts als Gelächter. Dabei stützten sie sich alle auf de Mans »Plan«, wie sein nicht gelesenes (und tatsächlich

unlesbares) Werk kurz genannt wurde. »Le Plan« wurde das große Schlagwort im Wahlkampf. »Tout le Plan! Rien que le Plan!« konnte man an allen Straßenecken auf den Plakaten lesen oder in Sprechchören von braven sozialistischen Arbeitern hören. Aber wenn man einen von ihnen fragte, was denn dieser famose Plan sei, dann sah er einen hilflos an und drehte verlegen die Mütze in den Händen.
Es wäre wirklich zuviel von ihm verlangt gewesen, diesen 600 Seiten starken Schmöker mit seinem ökonomisch-philosophischen Mischmasch in einem Kauderwelsch zu lesen, das noch nicht Französisch, aber auch nicht mehr Deutsch war. Die Sätze waren endlos, die Wörter ohne Glanz und der Sinn so dunkel wie ein nächtlicher Wald bei Neumond. Nein, dieser Galimathias war wirklich nicht zu lesen. Er schläferte nicht nur ein, er verursachte Kopfschmerzen.
De Mans Hunderttausende von Anhängern, die er mit der Auflösung seiner Partei vom Sozialismus zum Nationalsozialismus geführt hatte, waren dagegen zu verstehen, wenn sie seinem Buch Hitlers *Mein Kampf* oder andere einschlägige Literatur vorzogen. Sie wurden nach der »Befreiung« als »Kollaborateure« verhaftet, mißhandelt, eingesperrt, 6000 von ihnen lebenslänglich! Mehrere hundert Mitarbeiter de Mans stellte man rücksichtslos an die Wand. Er selbst wollte nicht »befreit« werden und ging daher in die Schweiz, die ihn im Gegensatz zu vielen anderen nicht auslieferte. Er hatte zuviel belastendes Material aufgehoben, das manchen seiner ehemaligen Genossen, die nach dem Zusammenbruch des Reiches auf ihre Pöstchen im wieder sozialistisch gewordenen Belgien zurückgekehrt waren, hätte zum Verhängnis werden können.
Dem »Wunder« vom 28. Mai 1940, dessen wichtiger

Akteur Henri de Man gewesen war, ging fast auf den Tag genau vier Jahre früher mein Wahlwunder vom 24. Mai 1936 voraus, bei dem ich mit meiner jungen Rex-Bewegung den Riesensprung ins Parlament tun konnte, daß es dem demokratischen Establishment Belgiens den Atem verschlug. Ich glaube, meinen Erfolg (eine Million Stimmen, 21 Abgeordnete und 11 Senatoren nach nur zwei Jahren politischer Arbeit) nicht zu Unrecht als mein »Meisterstück« bezeichnet zu haben. Es kostete nicht nur Schweiß und Blut (ja, auch das) und Tränen, wie sie Churchill den Engländern versprach (und ihnen reichlich – und bis heute – verschaffte), es kostete vor allem Geld. Und das war nicht so leicht zu besorgen wie Churchills großmütig versprochenen Geschenke für seine Mitbürger. Meine rettende Idee war ebenso einfach wie neu: Zutritt zu unseren Versammlungen nur gegen Eintritt. Das hatte es auf politischem Gebiet in Belgien noch nicht gegeben. Die Veranstalter waren froh, wenn sie ihre Säle bei freiem Eintritt mehr oder weniger füllen konnten. Aber wir hatten bei den Veranstaltungen in den Volkshäusern gesehen, daß meine Worte Anklang fanden und mein Name immer mehr Zugkraft gewann. Es kam die Überlegung hinzu, daß der Normalverbraucher – auch auf politischem Gebiet – etwas, das er umsonst bekommt, geringschätzt. Wenn er dagegen dafür bezahlen muß, nimmt er an, daß es auch etwas wert sei. Ich habe mich nach den ersten Erfahrungen auf diesem Gebiet stets daran gehalten: jede Veranstaltung, und sei sie auch noch so kostspielig, muß der Besucher bezahlen. Dabei bin ich mein Leben lang geblieben. Ich konnte meinen Zuhörern stets mit aller Offenheit sagen: Alles, was wir machen, kostet Geld, Saalmiete, Heizung, Druck unserer Propaganda usw. Ihr fragt: Wer

bezahlt das? Die Hochfinanz? Die Unternehmer? Oder gar geheimnisvolle Kräfte im Ausland? Nichts dergleichen. Ihr bezahlt es! Alles andere ist schmutziges Spiel. Unser Publikum sah das ein und zahlte. Und nicht zu knapp. Wir nahmen damals ein Eintrittsgeld von nie weniger als fünf Franken. Das entsprach dem Preis von 20 Zeitungen, also heute in Deutschland etwa 10–15 Mark. Für uns wurden meine unzähligen Veranstaltungen so keine finanzielle Belastung, sondern die beste Einnahmequelle für unsere junge Rex-Bewegung.
Am 1. Mai 1935 wagte ich meine erste Massenveranstaltung in Brüssel. Das Datum hatte ich mit Bedacht gewählt. Der 1. Mai war der geheiligte Festtag des Proletariats in aller Welt. Hitler hatte an einem 1. Mai (1933) die Millionenmasse der Berliner Arbeiterschaft auf dem Tempelhofer Feld zu begeistern und für sich zu gewinnen gewußt. Nicht, daß ich einen ähnlichen Erfolg erhofft hatte. Aber auch ich wollte an diesem 1. Mai den Gegner herausfordern, ihn zur Auseinandersetzung zwingen und – gewinnen. Ich mietete für diesen Tag den bedeutendsten Saal, den es damals in unserer Hauptstadt gab. Er nannte sich Cirque Royal und faßte 5000 Personen. Massenveranstaltungen mit solchen Besucherzahlen hatte es in Brüssel lange nicht mehr gegeben. Zum letzten Mal vielleicht, als der große Führer des französischen Sozialismus, Jean Jaurès, am gleichen Ort seine letzte Rede gehalten hatte, ehe er, kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges, am 31. Juli 1914, ermordet wurde, weil er als überzeugter Pazifist den Krieg zu vermeiden suchte und die wüste Hetze gegen Deutschland nicht mitmachte. Ich tat zwanzig Jahre später dasselbe wie damals dieser verehrungswürdige Professor der Philosophie und Gründer (1902) der heute kommuni-

stischen Tageszeitung L'Humanité (Auflage 107 000). Ich sprach als letzter der von uns aufgebotenen Redner, unter ihnen ein Dominikanerpater in seinem malerischen schwarz-weißen Ordenskleid. Es wurde ein durchschlagender Erfolg. Er sollte uns treu bleiben. Unsere Glückssträhne begann.

Ich sprach von nun an fast täglich, manchmal sogar zwei – dreimal an einem Tag. So wie ich in meiner Lehrzeit in den sozialistischen Volkshäusern als Diskussionsredner angefangen hatte, forderte ich auch jetzt bei unseren eigenen Veranstaltungen jedermann auf, das Wort zu ergreifen. Manche trauten sich, aber sie zogen stets den kürzeren. Unsere Propagandisten durchzogen das ganze Land. Bald gab es keine wichtigere Ortschaft mehr, in der wir nicht vertreten waren. Unser Hauptstützpunkt wurde Lüttich, wo ein ganz junger Mitkämpfer, François Gillisen, immer mehr Anhänger gewinnen konnte. Diese springlebendige Stadt solle uns bei den Maiwahlen von 1936 allein drei Abgeordnetensitze eintragen.

Unsere Jungen und Mädchen hatten sich inzwischen eine eigene Uniform in blauer Farbe ausgedacht, die, obwohl es damals noch keine Miniröcke gab, besonders für die weiblichen Träger sehr kleidsam war. Sie sollte eine gewisse Rolle spielen, als wir zum Schlag gegen die beherrschende Katholische Partei Belgiens ausholten. Ich hatte mich zuvor von der »Katholischen Aktion« getrennt, um niemand mit meiner Mitgliedschaft in Verlegenheit zu bringen und meinerseits völlige politische Unabhängigkeit zu gewinnen. Der Vorsitzende der Katholischen Partei war ein gewisser Segers, ein kleiner, kahlköpfiger Heuchler mit schriller Stimme. Er hatte den wahrlich nicht glücklichen Einfall gehabt, seinen Parteitag ausgerechnet zu Allersee-

len (2. November) 1933 nach Kortrijk (franz.: Courtrai), der großen flämischen Stadt an der Grenze mit Nordfrankreich, einzuberufen. Gerade an dem Tag, da wir Katholiken in aller Welt der Verstorbenen und ihrer »armen Seelen« im Fegefeuer gedenken, traf sich diese Anhäufung von Mumien und Mummelgreisen zu ihrem Parteitag. Wir Jungen wollten dabei sein. Und mitreden.

Dazu hatte ich mir einen kleinen Trick ausgedacht. Wir hatten ausfindig gemacht, daß man die Bühne des Saales, die für den Parteivorstand und sonstige Notabeln reserviert war, nur durch eine einzige verschließbare Tür betreten konnte. Den Schlüssel hatten wir in unseren Besitz gebracht. Einer unserer Aktivisten war beauftragt worden, die Tür abzuschließen, wenn der letzte der Ehrengäste auf der Bühne Platz genommen hätte. So geschah es. Der Schlüssel befand sich in meiner Tasche, als wir unauffällig, aber in den neuen Uniformen doch nicht zu übersehen, einen großen Teil des Auditoriums besetzt hatten und der Vorsitzende Segers den Parteitag als öffentliche und jedermann zugängliche Veranstaltung eröffnet hatte. Die ungewohnt große Zahl jugendlicher Gäste beunruhigte ihn. Aber er heuchelte Freude. »Ich freue mich«, sagte er, »in meinem Alter so viel herrliche Jugend um uns versammelt zu sehen.« Da wurde er zum ersten mal von einem meiner jugendlichen Anhänger in wahrlich undisziplinierter Weise unterbrochen, der mit als Schalltrichter an den Mund gelegten Händen rief: »Um euch in den Arsch zu treten«. Das war impulsiv richtig, aber gegen die Verabredung, so daß der vorlaute Zwischenrufer von mir zurechtgewiesen wurde.

Als Segers seine offizielle Eröffnungsrede beendet hate, meldete ich mich zu Wort. Es wurde mir – berechtigt, wie

ich zugeben muß – verweigert, weil erst die anderen offiziellen Redner ihre Berichte verlesen mußten. Das dauerte endlos. Als sie schließlich fertig waren, verlangte ich erneut das Wort. Die Antwort war wiederum negativ. Da war ich mit einem Sprung auf der Bühne und hielt den um mich gescharten Honoratioren, unter ihnen ein großer Teil der amtierenden Regierung, eine donnernde Philippika über ihre Unfähigkeit, ihr mangelndes soziales Empfinden und ihre himmelschreiende Korruption. Als ersten nahm ich mir den Parteivorsitzenden und Staatsminister Segers und seine skandalösen Geschäfte mit Sparkassengeldern vor. Danach kamen die Anwesenden einer nach dem anderen an die Reihe, insbesondere ein gewisser Philips, führender Funktionär des Boerenbondes, der unter aktiver Einmischung des Kardinals van Roey, mit dem wir uns bereits beschäftigen mußten, Senator der Katholischen Partei geworden war. Segers versuchte, die Versammlung zu schließen und mit dem gesamten Vorstand die Bühne zu verlassen. Aber er mußte mich bis zum letzten Wort anhören, ehe wir ihm die Tür öffneten und er ungesehen (und ohne daß ihm in einen gewissen Körperteil getreten worden wäre) verschwinden konnte.
Nach dem Skandal in der Presse, den diese unerhörte Veranstaltung hervorgerufen hatte, forderte ich Segers für den 11. November 1935 zu einer großen öffentlichen Diskussion im Brüsseler Sportpalast heraus. Er konnte sie nicht ablehnen. Wir kündigten die Veranstaltung mit riesigen Plakaten an. Der Saal war voll. Es waren nicht nur Katholiken, sondern auch deren (und meine) marxistischen Gegner erschienen. Ich betete wie immer und auch heute noch bei derart prekären Anlässen meinen Rosenkranz, daß Gott mir beistehe. Er tat's. Segers kniff. Ohne

diesen Diskussionspartner drohte die Veranstaltung zu scheitern. Als ich sein Nichterscheinen bekanntgegeben hatte, begann der Sportpalast zu toben. Ich mußte den Tausenden, die ja alle, wie gewohnt, ihr Eintrittsgeld bezahlt hatten, etwas bieten. Einige Rote hatten sich mit drohenden Gebärden um die Vortragsbühne geschart. Ich zog mir die Jacke aus und sprang mitten unter sie. Ich bin ein guter Boxer. Im Handumdrehen hatte ich einige der Angreifer auf die Bretter gelegt. Die anderen wurden von meinen uniformierten Anhängern zur Ruhe gebracht oder an die frische Luft befördert. Dann konnte ich sprechen. Innerhalb von zwei Stunden hatte ich die Massen auf meiner Seite.
Mein sehenswerter politisch-sportlicher Auftritt im Brüsseler Sportpalast mußte vor Gericht fortgesetzt werden. Segers und seine Kumpane verklagten mich. Ich sollte ihnen zusätzlich zu den Gewinnen aus all ihren unsauberen Geschäften auch noch insgesamt mehr als zwei Millionen Franken Entschädigung für die ihnen durch mich widerfahrene Rufschädigung bezahlen. An diesem Ruf war nun wirklich nichts mehr zu schädigen. Das Gericht wies die Klage zurück. Ich wurde freigesprochen und Segers mußte sogar noch die Prozeßkosten tragen.
Hatte mir, der ich damals schon die »Eiche der Ardennen« genannt wurde, dieser von der Hochfinanz ausgelöste Justizsturm nichts ausgemacht, so konnte mich auch das Gewitter nicht umwerfen, das die Kirche über meinem Haupt niedergehen lassen wollte. Mein »Freund«, der Kardinal Van Roey, meldete sich, weil er den von ihm gemeinsam mit den »banksters« bestellten Garten in seiner Fruchtbarkeit gefährdet sah. Die teuflischen Brennesseln, die ihn bei der Ernte störten, waren wir Rexisten. Sie

mußten ausgerottet werden. Er wies seine Geistlichen im ganzen Land an, in diesem Sinne gegen uns Stellung zu nehmen. Als das nicht allzu viel genutzt hatte, wurde die Katholische Partei im Januar 1936 veranlaßt, uns öffentlich zu verurteilen. Diese Maßnahme erleichterte es mir, einige Monate später meine Rexisten-Bewegung (Mouvement Rexiste) auf nationaler Ebene zu gründen, als welche wir an den bevorstehenden Wahlen teilnehmen konnten.

Damit hatten wir die Arena des politisch-parlamentarischen Spiels betreten, das die Mächtigen im Lande, Hochfinanz, Kirche und Parteien, weiterhin beherrschen wollten. Um uns den Weg zum Sieg zu verlegen, gab es nur einen Weg: Die Parlamentsauflösung. Das bedeutete, daß innerhalb von vierzig Tagen Neuwahlen stattfinden mußten, auf die wir so kurzfristig einfach nicht vorbereitet waren. Wir hatten weder das erforderliche Geld noch eine festgefügte Organisation noch überhaupt die Kandidaten für die 300 zu besetzenden Sitze im Abgeordnetenhaus samt ebenso vielen Ersatzleuten und Tausenden von Anwärtern auf die Plätze in den Provinzräten. Unser erstes Problem war dabei das Alter. Das Gesetz schrieb für die Ausübung dieser parlamentarischen Ämter ein Mindestalter von 25 Jahren vor. Wir hatten Tausende von jüngeren Anhängern und Mitkämpfern, unter denen sich die erforderlichen Kandidaten leicht hätten finden lassen. Aber im »reifen Alter« von 25 Jahren boten sie sich nicht im Überfluß an. In Ronse (franz.: Renaix) in Ostflandern beispielsweise, wo sich für die Sozialisten kein geringerer als der Justizminister Soudan um einen Abgeordnetensitz bewarb, hatten wir den Jung-Rexisten Philippe Behaegel aufgestellt, der am Wahltag das vorgeschriebene Mindestalter von 25 Jahren erreichte. Er bekam den

hart umkämpften Sitz und nicht der würdige Sozi-Minister.
In wenigen Wochen hatten wir unsere für einen Wahlkampf unerläßliche Organisation aus dem Boden stampfen müssen. In meiner Zentralgeschäftsstelle arbeiteten 234 Personen beiderlei Geschlechts an meiner Seite. Es gab auch Freiwillige, die ehrenamtlich mitarbeiteten, vor allem junge Frauen und Mädchen, deren Einsatzbereitschaft um so erstaunlicher war, als es die belgische Demokratie damals noch nicht erreicht hatte, das Wahlrecht für Frauen durchzusetzen. Sie arbeiteten wie wild, damit ihre männlichen Gesinnungsgenossen bestimmen könnten, wer sie regieren solle. Aber für die Mehrzahl der Mitarbeiter mußten Gehälter aufgetrieben werden, mochten sie noch so bescheiden sein. Mir blieb manchmal nichts anderes übrig, als ihnen am Zahltag zu gestehen, ich könne ihnen nur eine Abschlagszahlung in Gestalt von Makkaroni geben, mit denen ein Kunde unserer Zeitung eine einschlägige Großanzeige zur Werbung für seine Teigwaren bezahlt hatte. Es wurden damals bei uns viel Nudeln gegessen. Aber nur mit Makkaroni gewinnt man keine Wahl.
Deshalb hatte ich eines Tages eine eigene Tageszeitung gegründet. Unsere Zeitschriften *Rex* und *Vlan* hatten wir ja zusammengelegt. Das war gewissermaßen die weltanschauliche Grundlage. Aber ein Wahlkampf muß auch von einer eigenen Tageszeitung bestritten werden, um täglich aktuell den Gegner anzugreifen und ihm begegnen zu können. Als ich meinen engsten Mitarbeitern die freudige Nachricht übermitteln konnte, sagte ich: »Den Titel habe ich schon: *Le Pays Réel.* Und hast du auch das nötige Geld? wurde ich gefragt. Ich bejahte: 10 000 Franken«. Und trotzdem schafften wir es. Zunächst wollte es niemand

glauben. Kurz vor dem entscheidenden Wahlgang hatte unser sozialistischer Parlamentspräsident Camille Huysmans noch großsprecherisch erklärt: »Degrelle bekommt nicht einen einzigen Abgeordneten.« Drei Tage vor der Wahl hatte ich dem *Journal de Paris* auf eine entsprechende Frage geantwortet, ich erwarte einundzwanzig Abgeordnetensitze im Parlament. Genauso viele wurden es, als man am 24. Mai 1936 die Stimmen ausgezählt hatte, dazu elf Senatoren und entsprechende Sitze in den Provinzräten. Wir waren mit einem Schlag ein gewichtiger Faktor im politischen Leben unseres Landes geworden. Wir hatten diesen einzigartigen Wahlsieg nicht nur, aber auch mit Makkaroni gewonnen.



17. KAPITEL

Zum Teufel mit den politisierenden Pfaffen

Diese Kapitelüberschrift ist nicht von mir, sondern von Joseph Goebbels. Am 11. April 1937 schrieb er mit seiner steilen Handschrift in sein Mammut-Tagebuch[1]: »Heute muß Degrelle sich gegen Van Zeeland behaupten. Er wird wohl nicht durchkommen können ...« Und er begründete auch seinen Pessimismus: »Der Erzbischof von Mecheln hat sich öffentlich gegen Rex ausgesprochen. Diese politisierenden Pfaffen sollte man zum Teufel jagen.« Wir hätten es gern getan, ja wir setzten alles daran, nachdem wir bei den Bergrutschwahlen vom Mai 1936 die Tür zur Macht in unserem Land aufgestoßen und den Fuß dazwischengestellt hatten. Jetzt bedurfte es nur noch einer kräftigen Schulter, um die Tür ganz zu öffnen. Wir hatten sie und waren fest entschlossen, sie zu gebrauchen.
Aber das wußten auch die anderen und klammerten sich um so fester an die bequemen Ministersessel, die wir im Begriff standen, ihnen unter der Sitzfläche wegzuziehen. Einer von ihnen, Paul-Henri Spaak, erklärte im Namen der Regierung über den Rundfunk: »Wir haben die rexistische Gefahr unterschätzt, wie ich gestehen muß. Aber die Regierung kennt sie jetzt und nimmt den Fehdehandschuh auf. Sie wird zusammenstehen wie ein Mann.«
Es war kein hohles Versprechen. Man sperrte uns als erstes

---

[1] A. a. O., Band 3, S. 107.

den Rundfunk. Bis dahin war es in Belgien so gewesen, daß die politischen Sendezeiten unter den Parteien je nach ihrer Bedeutung aufgeteilt wurden. Wir hätten also (mit 21 von insgesamt 200 Abgeordneten) mindestens ein Zehntel der gesamten Sendezeit beanspruchen dürfen. Wir bekamen keine einzige Minute. Und keine einzige demokratische Vereinigung (außer uns) protestierte. So ist die parlamentarische Demokratie nun einmal. Sie duldet, ja anerkennt die Opposition, aber nur solange sie ihr nicht gefährlich wird. Und wir wurden dieser demokratischen Regierung gefährlich. Das hatte Spaak selbst öffentlich zugegeben. Deshalb mußten wir bekämpft werden, und zwar mit durchaus undemokratischen Mitteln. Wer hatte denn unsere Bewegung gewählt? War das kein »demos«, kein Volk? Seine Rechte waren mit der Rundfunksperre für uns sogar nach dem Wortlaut der Menschenrechtserklärung, die Belgien unterschrieben hat, flagrant verletzt worden. Wo blieb der Aufschrei der demokratischen Welt?
Die Frage ist rhetorisch. Was ich von der parlamentarischen Demokratie halte, ist hinreichend bekannt. Meines Erachtens kann ein einzelner Mann, wenn er fähig und ehrlich ist, ein ganzes Volk besser vertreten als eine Herde von Hunderten von Abgeordneten und Senatoren, unter denen die Taugenichtse und Schwachköpfe nicht selten sind. Ich hatte den Mechanismus des parlamentarischen Regimes gründlich genug studiert, um zu wissen, wie man in den Rang eines Volksverteters gelangen kann. Ein besonders haarsträubender Fall, mit dem ich einen belgischen Minister stürzen würde, soll später ausführlich geschildert werden. Mir genügte einstweilen, was ich von vielen belgischen Parlamentariern wußte. Wir bekamen ja als gewählte Volksvertreter eine goldene Medaille, die uns identifizie-

ren und gleichzeitig ehren sollte. Manche verstanden diesen Sinn des wertvollen Geschenkes falsch oder gar nicht. Sie verkauften es und forderten eine neue Medaille an. Einer benutzte sie gar, um eine entgegenkommende Dame in einem öffentlichen Haus (es war nicht das Parlamentsgebäude in Brüssel) zu entlohnen, die wiederum ihre Einkünfte dadurch steigerte, daß sie dies goldene Heiligtum unserer Demokratie als einziges Kleidungsstück zwischen ihren nackten Brüsten trug.

Ich betrachtete unser Gastspiel im belgischen Parlament stets nur als Mittel, die Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, als Resonanzboden für unsere Propaganda, die uns an anderer Stelle (wie im Rundfunk) verboten wurde. Ich muß allerdings gestehen, daß auch mit unseren eigenen Volksvertretern nicht allzuviel Staat zu machen war. Wir hatten unter den geschilderten Verhältnissen die erstbesten nehmen müssen. Gewiß, der sehr gebildete, weitgereiste Pierre Daye hätte eines Tages einen hervorragenden Außenminister in meiner Regierung abgeben können, ein anderer Abgeordneter, Gustave Wyns, hatte das Format, Wirtschaftsminister zu werden, Charles Leruitte aus Lüttich hätte sich als Arbeits- und Rechtsanwalt Ursmar Legros als Landwirtschaftsminister geeignet. Wir hätten schon ein Rexisten-Kabinett auf die Beine stellen können. Aber der Durchschnitt unserer Volksvertreter entsprach zweifellos selbst den bescheidenen Anforderungen nicht, die man an ein demokratisches Regierungsmitglied stellen muß.

Ich entzog ihnen daher von vornherein die Erster-Klasse-Freifahrkarte. Sie sollten nicht durch Gewöhnung an bequeme Polster verweichlicht werden, sondern hart wie die Bänke der Dritten Klasse bleiben. Sie sollten sich nicht mit

den Mitreisenden der ihnen zustehenden Polsterklasse anbiedern, sondern die Fühlung mit dem Volk behalten. Außerdem mußten sie 10 Prozent ihrer Abgeordneten-Diäten an unsere Bewegung abführen, die ihnen diese verhältnismäßig mühelose und angenehme Arbeit verschafft hatte. Für uns stand die soziale Frage im Vordergrund (das Nationale verstand sich von selbst). Ich hatte unsere politische Tätigkeit vor allem unter der bisher roten Arbeiterschaft intensiviert. In ihren Hochburgen wie Lüttich und dem Bergbaudistrikt Borinage (Hennegau), wo die soziale Lage der Bergleute jeder Beschreibung spottete, hatten wir unsere größten Erfolge und unsere treuesten Anhänger. Wir wollten es einfach nicht länger zulassen, daß sie unter eindeutig infrahumanen Umständen den Reichtum des Landes einbrachten. Nicht nur, daß sie und ihre meist zahlreichen Familien schlecht bezahlt, schlecht untergebracht und schlecht ernährt, ihre schwere Arbeit in schlechtester Luft verrichten mußten, es wurde ihnen auch vielfach von ihren besser gestellten Mitbürgern die Achtung versagt, auf die sie Anspruch hatten. Bei dieser Grundeinstellung befürworteten wir auch im Gegensatz zu allen bürgerlichen Parteien einschließlich der Katholischen das Streikrecht der Arbeiterschaft. Dem Hyperkapitalismus mit all seinen Auswüchsen mußte Paroli geboten werden, wenn er die eigenen Interessen über diejenigen der Volksgemeinschaft stellte. So brachen wir das Monopol, das bisher die Linke für sich beansprucht hatte: den Streik als gerechte, ja notwendige Waffe zur Erkämpfung verweigerter Grundrechte zu gebrauchen.
Aus dieser Einstellung zog ich die Konsequenzen durch Schaffung eines eigenen Rex-Sozialwerkes. Warum wurden denn damals noch so viele Streiks von den Arbeitern

verloren? Weil man sie mit dem Hunger und mit dem Elend ihrer Kinder in die Knie zwang. Hier sollte unser Sozialwerk Abhilfe schaffen. Mein entsprechender Aufruf an die weibliche Rex-Jugend verhallte nicht ungehört. Im ganzen Land meldeten sich die Freiwilligen. Wo ein Streik zusammenzubrechen drohte, stellten wir unsere Volksküchen auf. Unsere Mädel gingen sogar in die Haushalte, um den Arbeiterfrauen beim Versorgen des Haushalts, besonders der Kinder, zu helfen, wobei sie sich auch nicht vor den einfachsten Arbeiten scheuten. Wir gingen noch weiter und organisierten eine Art Feriendienst nach dem deutschen Vorbild von KdF (Kraft durch Freude). Wir konnten zwar keine Gratisreisen auf Luxusdampfern nach Madeira und in die norwegischen Fjorde bieten, wie sie für den Arbeiter im Dritten Reich eine Selbstverständlichkeit geworden waren, aber wir wandten uns an unsere Anhänger in den lanschaftlich schönsten Gegenden Belgiens, am Meer oder in den Bergen, mit der Aufforderung, ein Arbeiterkind für die Dauer des Streiks wie ein eigenes im Familienkreis aufzunehmen und ihm dazu noch die Hin- und Rückfahrt zu bezahlen. Das Experiment gelang über Erwarten gut. Ich selbst war oft auf den Bahnhöfen dabei, wenn solche Transporte abfuhren. Welch ein Anblick, diese glücklichen Mütter, auch wenn sie ihre Kinder, wie damals in vielen Arbeiterfamilien üblich, mit der geballten Faust verabschiedeten.

Ich hatte mir auch hierbei einen kleinen Trick einfallen lassen: die aufnehmenden Familien mußten sich verpflichten, dafür zu sorgen, daß ihre kleinen Gäste regelmäßig Ansichtspostkarten nach Hause schickten. Die wurden dann von den stolzen Empfängern überall herumgezeigt. Da sah man das Meer mit seinen Wellen und dem weißen

Sand oder die glasklaren Bäche der Ardennen oder auch nur eine grüne Wiese mit bunten Blumen, alles Dinge, die sie noch nie in ihrem jammervollen Leben zu sehen bekommen hatten. Sie kannten ja von ihrem schönen Vaterland nur die trostlose Schattenseite. Und sollten es trotzdem lieben? Wir wollten ihnen das beibringen, wenn wir sie von ihrem sinnlosen und überholten Marxismus zu unserer neuen Weltanschauung der nationalen und sozialen Volksgemeinschaft bekehrten.

Wir hatten Erfolg damit. Das hatten schon die Wahlen vom Mai 1936 bewiesen. Wir waren nicht die einzigen, die das wußten. Im Frühjahr 1937 besprach der angesehene belgische Professor (Historiker) Vicomte Terlinden in Rom mit Außenminister Graf Ciano, wie dieser mir später selber berichtete, die innenpolitische Lage Belgiens. »Wenn heute Wahlen stattfänden«, sagte er wörtlich, »würde Degrelle gewiß achtzig Abgeordnete bekommen.« Das wäre das Vierfache der Zahl gewesen, über die wir derzeit verfügten.

Ich erwartete mehr. Andere befürchteten es. Darum haben sie uns den Krieg erklärt. Die erste Herausforderung war unser Ausschluß aus den politischen Rundfunksendungen gewesen. Gut, sagte ich mir, wir sind auch ohne Radio so weit gekommen. Bleiben wir zunächst bei unseren Rex-Massenveranstaltungen. Ich organisierte eine solche für den 25. Oktober 1936. Sie wurde verboten. Belgiens gesamte Gendarmerie mit einer Kopfstärke von 3000 Mann wurde aufgeboten, um schon den Aufmarsch der Massen zu unterbinden. Brüssel bot den Anblick einer belagerten Stadt. Das Groteske an dieser Situation war, daß die Gendarmerie fast ausnahmslos auf meiner Seite stand. Ähnliches konnte man auch vom Heer sagen. Der populär-

ste General, der ruhmreiche Kommandeur der Ardennen-Jäger-Division, General Chardonne, schrieb mir einen rührenden Brief: »Ich stehe zu Ihrer Verfügung«, hieß es darin. Ein Wort von mir genüge, um ihn mit seinen Männern zu meiner Unterstützung marschieren zu lassen. Er marschierte. Aber erst später, 1944, als er sich in unsere Legion eingliederte, um mit uns gegen Stalins Rote Armee und für ein neues Europa zu kämpfen.

Acht Jahre zuvor hatte ich sein ehrlich gemeintes Anerbieten ablehnen müssen. Ich erklärte ihm und jedem, der es hören wollte: »Ich will die Macht nicht mit Gewalt ergreifen. Ich werde die Macht bekommen, wenn das Volk sie mir gibt.« König Leopold war anderer Ansicht. Er hätte sich, wie er später Pierre Daye selbst gestand, einer gewaltsamen Machtergreifung der Rex-Bewegung nicht widersetzt. »Ich hätte keinen Befehl gegeben«, sagte er wörtlich, »Degrelles Sturm auf das Regierungsviertel Widerstand zu leisten.« Er wäre in diesem Fall dafür eingetreten, daß Van Zeeland und ich bis zur Abhaltung von allgemeinen Wahlen innerhalb von vier Wochen eine Übergangsregierung bildeten. Ich hätte bei diesen Wahlen alle Vorzüge der Propaganda (auch im Rundfunk) wie die anderen Parteien genossen und ohne allen Zweifel einen eindeutigen Sieg errungen. In diesem Augenblick bot sich mir die greifbare Gelegenheit, Belgiens starker Mann zu werden. Aber ich wollte das Ziel – wie Hitler 1933 – nur auf legalem Weg erreichen. Wir hatten 1936 bei unserer Begegnung in der Berliner Reichskanzlei ausführlich darüber gesprochen. Uns verband seit damals nicht nur gegenseitige Sympathie, sondern volles Verständnis. Ich war gerade dreißig Jahre alt.

Im Herbst 1936 war das Klima Europas noch nicht derart

mit Emotionen aufgeladen wie schon wenig später. Ich hielt den legalen Weg zur Macht in Belgien für durchaus begehbar, ja für den einzig möglichen. Die Bahn, die uns zu dem erstrebten Ziel führen sollte, war das Parlament. Die Startlöcher hatten wir uns mit dem Wahlsieg vom Mai 1936 gegraben. Jetzt sollte der Wettlauf um die Macht beginnen. Wir hatten alle Chancen, ihn zu gewinnen. Aber das mußte schnell geschehen. Wir konnten nicht vier Jahre auf den nächsten Wahlgang warten. Das Parlament auflösen konnte nur die Regierung, wie sie das 1936 getan hatte, um durch diese überstürzten Wahlen unseren schon damals befürchteten Sieg zu verhindern. Ich konnte aber eine Art Volksentscheid herbeiführen, indem ich unseren Abgeordneten für die Hauptstadt und seine beiden Stellvertreter zum Rücktritt aufforderte. Das machte die sofortige Abhaltung von Ergänzungswahlen in Brüssel notwendig. Daß wir sie gewinnen würden, stand für mich außer Zweifel. Ich hatte die Flamen und sogar einen Teil der Katholischen Partei auf unsere Seite zu ziehen verstanden. Ministerposten winkten, wenn wir mit einem örtlichen Sieg in der Hauptstadt die Regierung zum Rücktritt und zu landesweiten Neuwahlen zwingen würden.
Den rettenden Einfall, dies zu verhindern, hatten die Kommunisten. Sie wußten seit unserer mit so viel Erfolg durchgeführten Kampagne »Rex oder Moskau«, daß es ihnen als ersten an den Kragen gehen würde. So beschloß das Parlament auf ihren Antrag bei einer eigens zu diesem Zweck einberufenen Sondersitzung die Einigung sämtlicher politischer Parteien gegen den Rexismus auf einen gemeinsamen Kandidaten. Es sollte der Ministerpräsident Van Zeeland sein.
Die Hochfinanz störte der kommunistische Ursprung der

Initiative für Van Zeeland nicht. Er war unverändert ihr Mann. Sie steuerte 18 Millionen Franken dem gemeinsamen Wahlfonds bei. Das entsprach fast einer Million Dollar. Hätten wir nur einen kleinen Teil dieser gewaltigen Summe gehabt! Wir hätten ohne zu schwindeln wie Van Zeeland bei seinen Wahlveranstaltungen, wenn er die Hosentaschen herauszog und sie umkrempelte, beweisen können, daß wir kein Geld hatten. Er hatte die belgisch-internationale Finanzmafia geschlossen hinter sich. Aber das genügte ihm nicht. Sein Geheimdienst hatte ihn noch am Donnerstag vor der Wahl gewarnt, daß nach seinen sorgfältigen Ermittlungen der Sieger Degrelle heißen würde. Meine Erfolge bei den täglichen Massenveranstaltungen waren nicht zu übersehen gewesen.
Was tun? Jetzt mußte die Kirche herhalten. All die Freimaurer und atheistischen Marxisten, die Van Zeeland unterstützten, scheuten sich nicht, den (katholischen) Innenminister Du Bus de Wernaffe zum geistlichen Oberhaupt des katholischen Belgiens, dem Erzbischof von Mecheln, zu schicken, um diesen kniefällig zu bitten, im letzten Augenblick, am Donnerstag vor der Wahl, mit einer Stellungnahme gegen mich in den Wahlkampf einzugreifen. Van Roey sträubte sich anfänglich, weil er sehr wohl wußte, welche Verletzung seiner Amtspflichten die Erfüllung des an ihn gerichteten Ansinnens bedeuten würde. Als ihm aber der Minister Du Bus mit dem Hinweis gedroht hatte: »Wenn Sie nicht eingreifen, gewinnt Degrelle«, hob er seinen Hirtenstab, um mich mit diesem zu zerschmettern. An diesem Freitag, dem 9. April 1937, wurde seinen Schäflein unter Androhung der schweren Kirchenstrafe für eine »Todsünde« verboten, ihre Stimme für mich abzugeben.

Das Ergebnis war unsere unbestreitbare Niederlage. Eine Schlacht zu verlieren, bedeutet nicht, den Krieg zu verlieren, sagte De Gaulle. Goebbels drückte es anders aus, als er am 13. April 1937 in sein Tagebuch[1] kritzelte: »Degrelle ist gegen Van Zeeland haushoch unterlegen ... Der Kardinal von Mecheln hat ihm das eingebrockt. Nun muß er zeigen, ob er auch unterliegen kann. Aber verloren hat er gar nichts, wenn er ein Kerl ist ...« Das sollte ich ihm, dessen kristallklare Intelligenz ich bewunderte, schon bald beweisen.

Die Gelegenheit ergab sich mit dem sogenannten Nationalbank-Skandal, den ich kein Vierteljahr später aufdeckte. Er sollte meinem Gegner Van Zeeland nur politisch das Leben kosten, aber fünf der Mitschuldigen auch physisch, da sie keinen anderen Ausweg als den Selbstmord sahen, nachdem sie in spektakulärer Form von mir und meinen Freunden eindeutig entlarvt worden waren.

Und das kam so: Ehe Van Zeeland Regierungschef wurde, hatte er das wichtige Amt eines Gouverneurs der Zentralbank ausgeübt. Als solcher wußte er, daß nicht nur er selbst gut bezahlt wurde, sondern auch seine engeren Mitarbeiter im Präsidium, die zu jedem Monatsende ansehnliche Gehälter kassierten. Sie brauchten dafür nicht allzu hart zu arbeiten, so daß es im Geschäftsgang der staatlichen Notenbank nicht weiter auffiel, wenn einer von diesen fast durchweg älteren Herren das Zeitliche segnete. Und ihre stattlichen Gehälter? Die ließ man einfach weiterlaufen. Sie landeten in einem Geheimfonds, den Van Zeeland und seine Kumpane humorvoll »La cagnotte«, die Sparbüchse, nannten. Ihr Inhalt wurde zwischen dem

---

[1] A. a. O., Band 3, S. 109.

Präsidenten und einem halben Dutzend Mitwissern geteilt. Einer, der den Schwindel entdeckt, aber offenbar nichts davon abbekommen hatte, verriet mir das Geheimnis. Ich stürzte mich darauf wie ein Raubvogel auf seine Beute. Unsere Zeitung *Le Pays Réel* und ihr flämisches Schwesterblatt *De Nieuwe Staat* veröffentlichten jeden Tag auf der ersten Seite sensationell aufgemachte Artikel mit täglich neuen erschütternden Einzelheiten. Was geschah? Nichts, absolut gar nichts. Alle nicht-rexistischen Nachrichtenmittel hatten sich mit den entsprechenden demokratischen Parteien gegen uns verschworen. Der Skandal sollte mit Schweigen zugedeckt werden.

Aber ich ließ nicht locker. Man mußte den Skandal in die Zentralbank selbst tragen. Wie war das anzustellen? Um an ihrer nächsten Generalversammlung teilnehmen zu können, mußte man im Besitz von mindestens 30 ihrer Aktien sein. Sie wurden an der Börse gehandelt und kosteten mehrere Tausend Francs pro Stück. Die hatten wir nicht. Ich trieb sie auf. Wir konnten ja die Aktien, wenn sie ihren Dienst bei der Generalversammlung geleistet hätten, wieder verkaufen und so das dafür geliehene Geld zurückerstatten.

Es gelang. Auf jeden Fall kreuzten wir Rexisten mit einer soliden Mehrheit bei der Generalversammlung auf. Man konnte mir das Wort nicht verweigern. Ich sprach stundenlang. Und deckte alles auf. Ich hatte Tausende unserer Anhänger vor dem Gebäude, in dem getagt wurde, aufmarschieren lassen. Von Lastwagen wurden massenweise Reiserbesen an sie verteilt, die sie mit entsprechenden Sprechchören schwenkten, um unsere Absicht zu bekunden, in unserem Land für Sauberkeit zu sorgen. Jetzt war der Skandal nicht mehr zu verheimlichen. Finanzminister

Henri de Man mußte mit einer öffentlichen Erklärung die Richtigkeit meiner Enthüllungen bestätigen. Van Zeeland mußte sein Amt als Ministerpräsident niederlegen und erlangte es nie wieder. Fünf seiner Kumpane nahmen sich das Leben. Einer von ihnen (Franck) war Staatsminister und erhielt seiner Würde entsprechend ein Staatsbegräbnis. Wir waren dabei und stimmten das bekannte Liedchen an *Tout va très bien, madame la marquise.* Das war das ruhmlose Ende des »Siegers« (mit kirchlichem Segen) Van Zeeland und seiner »Sparbüchse«.
Dieser politischen Tragikomödie war Ende 1936 eine Hanswurstiade geradezu klassischen Stils vorangegangen. Kardinal Van Roey, der mit seinem geistlichen Veto dem Ehrenmann Van Zeeland zu seinem Wahlsieg vom April 1937 verhalf, versuchte zunächst, den Vatikan zu einer offiziellen Verurteilung meiner Bewegung zu veranlassen. Einer meiner jungen Senatoren, Xavier de Grunne, hatte durch eine Indiskretion davon erfahren und berichtete mir atemlos darüber. Ich rief sofort in Rom bei Mussolini an, wie er mir das für einen eventuellen Notfall gestattet hatte. Mit wenigen Worten schilderte ich ihm die Lage. »Kommen Sie sofort zu mir«, sagte er, »ich erwarte Sie.« Um 9 Uhr morgens saß ich ihm und Ciano in seinem Palast gegenüber. Zehn Minuten später ließ er sich mit dem Kardinalssekretär des Vatikans (damals Eugenio Pacelli) verbinden. Der Duce war sehr kurz. Mit wenigen Worten erklärte er, um was es ging. »Das darf nicht sein«, sagte er. Degrelle sitzt hier neben mir. Ich schicke ihn Ihnen. Die Sache muß geregelt werden!«
So einfach war das also. Die Heilige Kirche schwang zwar wie Van Roey seinen Hirtenstab gegen mich, ihre Hellebarden gegen den Faschismus und seinen Duce. Aber erst

als beide mausetot waren. Damals aber verhielt sie sich gegenüber dem Diktator im Palacio Venecia wie ein zahmes Osterlamm, das gestreichelt werden will. Das ging so weit, daß Mussolinis Geliebte Clara Petacci mit Schwester Pascalina freundschaftlich verkehrte, der wenig bekannten »Beraterin« des Papstes.
Ich wurde sofort empfangen und unterhielt mich zwei Stunden lang mit dem höchsten Würdenträger der katholischen Kirche nach dem Papst. Dann war alles geregelt. Als ich danach die Marmortreppe in den Damasus-Hof hinunterschritt – in bester Stimmung, wie ich gestehen muß –, begegnete mir ein alter Bekannter, der Bischof von Namur, der für mich zuständigen Diözese, Msgr. Tarcisius. Er hatte früher in unserem Elternhaus verkehrt. Wir Kinder amüsierten uns über ihn, weil er das Essen wie ein hungriger Haifisch verschlang und daher einen entsprechend ansehnlichen Bauch vor sich herschob. Er begrüßte mich jetzt auf das herzlichste, der alte Heuchler, denn er war es, wie ich sofort vermutet hatte, und später bestätigt bekam, der im Vatikan den erbetenen Bannfluch des heiligen Vaters gegen mich und meine Bewegung abholen sollte. Nachdem wir uns – wiederum besonders freundschaftlich – voneinander verabschiedet hatten, machte ich mir im Hof des Kardinalstaatssekretärs noch ein wenig zu schaffen, um vielleicht etwas über den Erfolg meines Landsmannes bei seiner Mission zu erfahren. Ich brauchte nicht lange zu warten, da torkelte er fast mit seinem Schmerbauch die Treppen wieder hinunter, die er eben erst keuchend erklommen hatte. Er war nicht gerade hinausgeworfen, aber doch sehr kurz abschlägig beschieden worden. Ich hätte ihm am liebsten das Goebbelswort nachgerufen, das ich über dieses Kapitel gesetzt habe.

18. KAPITEL

Als wir die Deutschen haßten

Ich stamme aus einer zutiefst christlichen Familie. Wir sind gläubig bis ins Mark. Das ewig Göttliche ist mir von kleinauf vertraut. Es bildet den Hintergrund meines ganzen Daseins. Das Irdische ist nur seine Ergänzung. So ist und denkt der wahre Degrelle trotz allen scheinbaren Widersprüchen, die es in jedem Dasein gibt. Ich bin ganz und gar von Gott durchdrungen. Er lebt in mir. Meine ganze Familie war so und ist es noch heute. Viele Verwandte wählten den geistlichen Beruf, der ursprünglich auch mir zugedacht war. Meine ältere Schwester war Klausur-Nonne im Kloster Mariä Heimsuchung von Metz.

Wir waren acht Geschwister. Ich selbst brachte es nur auf sechs Kinder. Acht war die durchschnittliche Kinderzahl in jeder Generation unserer Familie. Meine Großeltern hatten auf der einen Seite neun, auf der anderen dreizehn Kinder. Das hätte zwei komplette Fußballmannschaften ergeben.

Wir waren nicht nur zahlreich und fromm, sondern auch spartanisch erzogen. Unser Geld wurde nicht zum Fenster hinausgeworfen. Jeder hatte seine kleinen Pflichten. Ich entsinne mich, daß ich schon als Achtjähriger auch im Winter um fünf Uhr morgens aufstand und im Stockdunkeln, manchmal bei dichtem Schnee oder Unwetter, mutterseelenallein durch das Semois-Tal zum alten Kirchlein

unserer Gemeinde stapfte und die wacklige Treppe zum Glockengebälk erklomm, um die Gläubigen zur Frühmesse zu rufen. Meine Eltern wußten, warum sie mich diese und andere harte Pflichten erfüllen ließen. Sie wollten mich rechtzeitig an ein Leben voller Gefahren und Kampf gewöhnen, wie es unsere bis auf das Jahr 1590 urkundlich zu verfolgende Familie nicht anders kannte.
Väterlicherseits stammten die Degrelles aus Nordfrankreich, genau aus Solre-le-Chateau in der Nähe von Maubeuge. Mein Vater war gebürtiger Franzose. Aber das Land, wo er und viele Generationen seiner Vorfahren das Licht der Welt erblickt hatten, war jahrhundertelang Bestandteil der alten Niederlande, bis es im 18. Jahrhundert von Frankreich annektiert wurde. Meine Mutter stammte aus dem deutschen Städtchen Grevenmacher an der Mosel im heutigen Großherzogtum Luxemburg, das erst 1866 aus dem Deutschen Bund ausschied und dessen Selbständigkeit noch keine 100 Jahre alt ist. Wenn ich mich heute weder als Franzose noch als Deutscher und schon gar nicht als Belgier betrachte, sondern ganz schlicht als Europäer, so hat das seine aus der jahrtausendealten Geschichte unseres Kontinents verständlichen Gründe.
Mit der Politik kam ich schon früh in Berührung. Es war nicht die große Politik, in der ich mich später bewegte. Es war Lokalpolitik. Mein Vater war ständiger Abgeordneter unserer belgischen Provinz Luxemburg. Schon mein Großvater hatte sich aktiv – natürlich auf rechter Seite – in der örtlichen Politik betätigt. Ich wuchs in sie hinein. Ich war immer stolz auf meine Heimat, Bouillon (Beulen) im Arrondissement Neufchateau der belgischen Provinz Luxemburg. Als ich (am 15. Juni 1906) geboren wurde, hatte das Städtchen 2796 Einwohner. So gering seine Bevölke-

rung, so groß war seine geschichtliche Vergangenheit. Von hier aus war der berühmte Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, zum ersten Kreuzzug (1096–1099) aufgebrochen, bei dem er Jerusalem eroberte und zu dessen König gemacht wurde. Unser Haus lag seinem gewaltigen Schloß aus der Feudalzeit am Ufer des Semois gegenüber. War es Zufall, daß auch ich von hier aus – fast ein Jahrtausend später – in einen Kreuzzug zog, nicht gegen die Seldschuken, sondern gegen die Bolschewisten?
Aber so weit war es noch lange nicht. Wir hatten erst einmal den Ersten Weltkrieg mit seiner deutschen Besatzung für Belgien zu erleiden und zu überleben. Mein Vater, der einen örtlichen Informationsdienst für Frankreich organisiert und geleitet hatte, verdankte sein Überleben seiner Klugheit und Geschicklichkeit. Ich überlebte die Besatzungszeit nur dank meiner robusten Gesundheit und Zähigkeit. Unser Haus war für deutsche Offiziere requiriert worden, so daß wir uns in die Keller- und Mansardenräume zurückziehen mußten. In meinem nicht heizbaren Dachstübchen zog ich mir im März 1918 eine schwere Lungenentzündung zu, die ich nur wie durch ein Wunder überlebte.
Vorher hatte ich das vielleicht eindrucksvollste Erlebnis meiner Kindheit, als ich, eben erst zehn Jahre alt geworden, an der Hand des *sagenhaften* Marschalls Pétain durch die Straßen unseres Städtchens gehen durfte. Er war als Sieger der Schlacht um Verdun eigens nach Bouillon gekommen, um meinem Vater das diesem verliehene Kreuz der Ehrenlegion für seinen Anteil an diesem Sieg zu überreichen. Mein Vater hatte nämlich Anfang 1916 die französische Heeresleitung als erster von den gewaltigen Militärtransporten der Deutschen für ihren Aufmarsch gegen

Verdun unterrichtet und so mit dazu beigetragen, daß rechtzeitig Gegenmaßnahmen ergriffen werden konnten.
Welcher Seite die Sympathien unserer ganzen Familie in diesem Krieg gehörten, war also nicht zweifelhaft. Eine fremde Besatzung ist – ich sagte es schon – für keine Nation zu ertragen, es sei denn, man hätte sie in eine Wohlstandsnarkose versetzt wie die deutsche nach dem Zweiten Weltkrieg. Wir Belgier jedenfalls konnten die deutsche Besatzung in zwei Weltkriegen so wenig vertragen wie die Deutschen die belgische danach. Ich wuchs also in einer Atmosphäre des durch die gewissenlose Hetze der Alliierten geschürten fanatischen, ja geradezu irrationalen Deutschenhasses auf, der 1939 Europa wiederum in einen furchtbaren Bürgerkrieg stürzen sollte.
Daß es neben unserem zauberhaften, aber entlegenen und unbedeutenden Semois-Tal in den Ardennen noch eine große, weite Welt und darin ein Nachbarland gab, das schön und trotz seiner Niederlage von 1918 immer noch potentiell stark und vor allem nicht nur von menschenfresserähnlichen Barbaren bewohnt war, die sich ein Vergnügen daraus machten, unseren Kindern die Hände abzuhakken, entdeckte ich erst, als ich einmal einen längeren Ausflug gemacht hatte und bis ans Ende unseres schönen Tales gelangt war, von wo man weit nach Osten blicken konnte. Ich wurde zwar aus dieser Fernsicht und den mit ihr verbundenen Träumen durch ein paar kräftige Ohrfeigen meiner älteren Schwester gerissen, die mich bei unseren gemeinsamen häuslichen Obliegenheiten vermißt hatte, aber ich wurde dadurch nicht von dem einmal geweckten Fernweh geheilt.
So borgte ich mir denn – ich war inzwischen vierzehn

Jahre alt geworden – ein Fahrrad und fuhr los in Richtung Osten. Es war zunächst nicht viel mehr als ein Spähtruppunternehmen. Am 10. Januar diesen Jahres war der Versailler »Friedensvertrag« in Kraft getreten. Deutschland war noch sehr weit vom Frieden entfernt. Kommunistische Gewalttäter beunruhigten Bayern, Mitteldeutschland und das Ruhrgebiet, Polen drohte, in Schlesien einzufallen, in Berlin scheiterte der Kapp-Putsch. Und in München wurde die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP) gegründet, in die auch ein gewisser Adolf Hitler eintrat. Er hatte 31 Jahre zuvor in Braunau das Licht der Welt erblickt, politisch aber war er in Versailles geboren worden.

Dieses brodelnde, in vollem Umbruch befindliche Deutschland interessierte mich. Ich fuhr bald wieder dorthin, am Rhein entlang, durch den Schwarzwald, zur Ruhr. Ich fuhr auch manchmal nach Frankreich, an die Loire und in den Norden, wo wir noch Verwandte hatten. Insgesamt legte ich damals 10 000 km mit dem Fahrrad zurück, das nicht das modernste und bequemste war und dessen mitgenommene Bereifung mir viel Ärger machte. Aber ich genoß so viele verschiedene Landschaften, von denen eine immer schöner war als die andere. Und ich lernte Menschen kennen, Menschen aller Schichten und Berufe und mehrerer europäischer Nationen.

Nach Übersee kam ich erst, als ich schon Student war. Zusammen mit einigen Studienfreunden wollte ich unseren katholischen Glaubensbrüdern in Mexiko zu Hilfe kommen, die dort verfolgt wurden. Es war eine recht abenteuerliche Reise, die für uns im November 1929 im Ma-

schinenraum des Frachters *Rio Panuco* im Hamburger Hafen begann. Ich habe sie in meinem Buch *Mes aventures au Mexique*[1] (Abenteuer in Mexiko) ausführlich geschildert. Wir gelangten erst auf die Antillen, vor allem nach Kuba. In Mexiko ging ich von Bord und verbrachte mehrere Monate in diesem schönen und interessanten, aber politisch so unruhigen Land. Über Kalifornien und Texas kam ich in die USA und weiter nach Kanada. Bei meiner Rückkehr wurde ich von den Kommilitonen wie eine Art Kolumbus von Bouillon begrüßt. Ich hatte zwar nicht Amerika entdeckt, aber doch einen Blick in die große, weite Welt getan, der mir, dem kleinen belgischen Studenten, vielleicht das Verständnis für die große Europa-Idee öffnete, für die ich mich später mit Leib und Seele einsetzte.

Einstweilen galt es erst einmal, meine Studien zu beenden. Die Jesuiten, denen meine Erziehung anvertraut war, hatten es damit nicht eilig. Bis einer von ihnen sein Hochschulstudium für abgeschlossen hält, kann er dreißig Jahre und älter werden. Ich war schon im Elternhaus in die griechisch-lateinische Welt des Humanismus hineingewachsen. Mein Vater liebte es, sich bei Tisch der lateinischen Sprache zu bedienen. Und wenn seine Jesuitenbrüder zu Besuch kamen, wurde sogar griechisch gesprochen. Das brachte mich anfänglich zur Verzweiflung. Aber ich gewöhnte mich daran. Es half mir sehr, als ich später in eine Jesuitenschule aufgenommen wurde. Seit der Orden (1534) als Societas Jesu gegründet worden war, haben wir Degrelles ihm in jeder Generation einige Mitglieder unserer Familie gestellt und sind alle bei ihm in die Schule gegan-

---

[1] Löwen, Paris 1933.

gen. Ich bin dem Himmel dafür dankbar. Es gibt auf der ganzen Welt keine besseren Erzieher.
Gelesen habe ich immer viel, ja die Bücher manchmal verschlungen. Dazu mag schon der Spiritus loci beigetragen haben. Bouillon war eine Stadt, in der sich die Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts gern aufhielten und ihr Riesenwerk *Encyclopédie ou Dictionaire raisonné des sciences des arts et des métiers* herausbrachten. Ich las viel in einer Edition dieses Standardwerkes der französischen Aufklärung (Diderot, D'Alembert, Voltaire u.v.a.). Aber ich las als Junge auch mit Begeisterung Robinson Crusoe und Jules Verne. Später entdeckte ich Cervantes, Lamartine, Musset und sogar Emile Zola. Ich verschlang alles, ein üppig gemischtes intellektuelles Menu.
So stieß ich auch auf die *Action Française* des Charles Maurras. Ich halte diesen bestechenden Dialektiker und blendenden Mann der Feder, der mit vollem Recht 1938 in die Académie Française aufgenommen wurde und dessen der Marschall Pétain sich in seiner Regierung zu bedienen wußte, für einen der überragenden politischen Denker unseres Jahrhunderts. Ich hatte in unserem Kolleg einen Professor, der mir jeden Abend die neueste Ausgabe der *Action Française* zugänglich machte. An ihr bildeten sich mein Stil und das Gerippe meines politischen Denkens. Freilich vermißte ich in Maurras' politischer Konzeption die soziale Komponente, die ich auch bei Léon Daudet nicht fand, so sehr ich auch seine überzeugende Kritik an Demokratie und Judentum begrüßte. Ich war schon damals davon überzeugt, daß das, was die überwältigende Masse der Menschheit von diesem 20. Jahrhundert erwartete, mehr soziale Gerechtigkeit, mehr Verständnis für den arbeitenden Mitmenschen und mehr

Verbundenheit mit ihm waren. Das hatte unsere bürgerliche Elite in meiner Jugendzeit noch nicht begriffen. Und ich war durch meine katholische Erziehung diesem Besitzbürgertum so stark verbunden, daß ich wertvolle Jahre verlor.
Maurras wurde, natürlich ohne es zu wollen oder auch nur das geringste davon zu wissen, der Stein, über den ich in meiner akademischen Laufbahn stolperte und fast gestürzt wäre. Ich hatte mein Studium der Philosophie am Jesuitenkolleg von Namur begonnen. Einer meiner Professoren, ein Pater Lemaire, gehörte zu den erbittertsten Kritikern und unversöhnlichen Gegnern Maurras', ohne daß ich mir darüber recht klar war, als die angesehene Zeitschrift *Cahiers de la Jeunesse Catholique* (Katholische Jugendhefte) eine Leserumfrage unter dem Motto »Wer ist euer Lehrmeister?« veranstaltete. Für mich gab es da überhaupt keinen Zweifel: nur Maurras. Was für mich galt, sollten auch andere für richtig halten. Ich führte eine Kampagne durch, die so intensiv und erfolgreich war wie später meine Wahlfeldzüge: 70 Prozent der Befragten entschieden sich für Maurras. Es wurde also von den *Katholischen Jugendheften* zum »Lehrmeister der katholischen Jugend Belgiens« erklärt.
Das gab einen Skandal, der immer weitere Kreise und schließlich sogar den Papst mit in seinen Wirbel zog. *La Libre Belgique* empörte sich über das Ergebnis der Umfrage. Der Erzbischof von Bordeaux beglückwünschte das Blatt zu seiner Entrüstung. Léon Daudet antwortete dem Kirchenfürsten mit scharfer Feder. Und der Papst nahm schließlich für seinen Erzbischof und gegen die beiden französischen Freidenker Stellung. Maurras und Daudet wurden exkommuniziert. Und ich, der kleine Studiosus in

Namur, der das alles ins Rollen gebracht hatte, fiel beim ersten Jahresabschlußexamen in Philosophie durch.
Ich mußte die Universität wechseln. Ich versuchte es in Löwen. Das wurde eine harte Schule für mich. Der Pater Lemaire hatte mich regelrecht fertiggemacht. Ein erstes Studienjahr mit einem derartigen Mißerfolg, wie er ihn mir eingebrockt hatte, war in unserer Familie noch nicht vorgekommen. Hier galt es viel wiedergutzumachen. Acht Monate lang stand ich jeden Morgen um 4.30 Uhr auf, um das mir selbst gestellte Pensum zu schaffen: ein komplettes Studienjahr an zwei verschiedenen Fakultäten, der philosophischen und der für Kunst und Archäologie. Wenn ich mittags um 12.30 Uhr das Restaurant Le Cornet, unser Bratkartoffel-Heiligtum in Löwen, betrat, hatte ich schon fast acht Stunden Büffeln hinter mir.
Mein Glanzstück in Latein wurde die Verteidigungsrede, die Cicero für den römischen Volkstribun Publius Sestius gehalten hatte. Ich beherrschte sie so perfekt, daß ich darauf ähnlich stolz wie dieser Geistesheros des Altertums auf seinen juristischen und oratorischen Erfolg sein konnte, der dem Angeklagten im Jahre 56 seinen Freispruch eintrug. Als ich dann meinerseits bei der Jahresabschlußfeier zwei Ehrendiplome für meine Erfolge bekommen hatte, ging ich als erstes zum Telegrafenamt und schickte dem Pater Lemaire in Namur, der mich dort bei meinem wahrlich unrühmlichen Abgang einen »Papagei« geschimpft hatte, ein Telegramm dieses kurzen Wortlautes: »Ehrendiplome erhalten, Papagei Degrelle.« Rache ist süß.
Mein Studium der Rechts-, Sozial- und politischen Wissenschaften, in Kunst und Archäologie und ein ganzes Jahr in Thomistischer Philosophie, der Spezialität der Universi-

tät Löwen, wurde nur durch meinen bereits erwähnten Ausflug in die Neue Welt unterbrochen. Aber ich hatte mich damals schon entschlossen, niemals das Ornat des Priesters oder die Richterrobe zu tragen. Was ich genau werden wollte, war mir noch nicht ganz klar. Man meistert das Leben nur, wenn man nicht zögert, die sich bietende Gelegenheit zu ergreifen. Wenn man den Mantel des Schicksals rauschen hört, muß man sich beeilen, einen Zipfel seines Saumes zu erhaschen. Diese Gelegenheit bot sich mir schon im zweiten Jahr meines Studiums in Löwen.

Ich hatte früh angefangen zu schreiben. Schon als Schüler von zwölf oder dreizehn Jahren in Bouillon machte ich heimlich Gedichte. Gleichzeitig entstand mein erster kleiner Roman, der – unter dem Titel *Le vieux Pont* im Stil, wie ihn später Jean Herré Bazin vertrat, das Land pries und die Industrialisierung verurteilte. Hätte es damals schon die heutigen »Grünen« gegeben, so wäre ich gewiß als einer der ihren betrachtet worden. Das erste, was von mir gedruckt wurde, waren Erzählungen, die eine Zeitschrift, *Notre jeunesse,* wenn ich mich recht erinnere, veröffentlichte. Sie erschienen unter dem Pseudonym Noel d'Auclin. Auclin heißt das Bouillon beherrschende Gebirge, und Noel ist die Umkehrung meines Vornamens Léon.

Unter vollem Namen schrieb ich zuerst in unserem Provinzblättchen *L'Avenir du Luxembourg* (Die Zukunft Luxemburgs). Da war ich sechzehn Jahre alt. Es handelte sich um romantische, zuweilen leicht sentimentale Prosa. Eine dieser Betrachtungen hieß: »Beim Anblick fallender Blätter«. Mein erstes Buch trug den etwas pompösen Titel *An den Ufern der glitzernden Loire.* Ich erwähne es, weil ich hier erstmals auch politische Gedanken miteinfließen ließ.

Meine Mutter vervielfältigte die Schrift mit rührender Sorgfalt und prächtigen, von ihr handgemalten Initialen. Mein erstes, durchaus schon als politisches Bekenntnis zu wertendes Buch war dem wenig bekannten Heimatschriftsteller Louis Boumal gewidmet, den ich in einen heimlichen Léon Degrelle verwandelte, indem ich ihm allerlei Überlegungen in den Mund legte, von denen ich nicht wußte, daß er sie je geäußert hätte. Das Buch erschien erst 1937, aber in mehreren Auflagen bei den *Editions de la Jeunesse Catholique*. Ich hatte damals – wohlgemerkt! – noch nie auch nur ein einziges Wort öffentlich gesprochen.

Das kam erst später, nachdem ich die vorhin erwähnte Gelegenheit einer *Presseschule* in Gestalt einer eigenen, von mir geschriebenen und herausgegebenen Studentenzeitschrift genutzt hatte. Sie hieß *L'Avant Garde* und war an Leserschwund eingegangen. Ich übernahm sie praktisch kostenlos, aber unter der Inkaufnahme von beträchtlichen Risiken. Wenn es mir nicht gelänge, ihre Abonnentenzahl wieder auf ein rentables Minimum zu bringen, konnte mich das Kopf und Kragen kosten.

Ich wußte damals schon, daß eine Zeitschrift nur dann ein Erfolg wird, wenn man den Lesern in jeder Ausgabe etwas Sensationelles bietet. Ob es gefällt oder nicht, ist weniger wichtig als die Aufregung, die es verschafft. Die Leser müssen bei jeder Ausgabe mit Spannung darauf warten, was sie wohl diesmal bringt. Diese knallige Überraschung fabrizierte ich meist am späten Nachmittag in unserem Eckcafé. Ich bestellte mir einen Stiefel (2 Liter) Bier. Papier und Bleistift brachte ich selber mit. Die Idee kam mir dann ganz von alleine, beim Schreiben oder Trinken. Und sie kam jede Woche. Später wurden diese extravaganten Ge-

schichten gesammelt als Buch herausgegeben. Es bekam den Titel *Les grandes farces de Louvain*[1] und ein Vorwort vom Generalsekretär unserer Universität, Prof. Léon van der Essen, womit es praktisch offiziösen Charakter erhielt.

Der tollste dieser Späße von Löwen war es, daß ich einen neuen Alexandre Dumas erfand. Der erste von ihnen (1802–1870) hatte die zur Weltliteratur gehörenden Abenteuerromane *Die drei Musketiere* (8 Bände) und *Der Graf von Monte Christo* (18 Bände) geschrieben. Sein gleichnamiger Sohn (1824–1895) wurde durch seine romantische *Kameliendame* ähnlich berühmt. Und nun hatte dieser Teufel von Degrelle noch einen dritten Alexandre Dumas (Enkel) ausfindig gemacht und als Mitarbeiter seiner Zeitschrift verpflichtet! Das war nun wirklich eine literarische Sensation. Unsere Auflage stieg sprunghaft. Ich hatte dem – natürlich von mir geschriebenen – und in *L'Avant Garde* in Fortsetzungen erscheinenden Roman dieses jüngsten Dumas den anziehenden Titel *Der blutbefleckte Bart* (La barbe ensanglantée) gegeben. Schließlich erfanden wir noch einen Prozeß der Familie Dumas gegen mich wegen Mißbrauchs ihres Namens und führten ihn sogar durch, was leicht hätte schiefgehen können, aber dann doch mit allgemeinem Gelächter endete, das weit über die Grenzen Belgiens hinaus zu hören war.

Ich wußte von nun an nicht nur, wie man ein Periodikum macht, sondern auch, wie man mit einem solchen Geld verdienen kann. Als ich dann anfing, ernsthafte Bücher zu schreiben, diente mir meine Zeitschrift auch als Werbein-

---

[1] Löwen, Edition Rex, 1930.

strument für dieselben. Mein 1928 in Löwen erschienenes *Jeunes plumes et vieilles barbes de Belgique* (Belgiens junge Federn und alte Bärte) trug mir eine Einladung nach Brüssel ein, wo mir der Chefredakteur der zweitgrößten katholischen Tageszeitung Belgiens, Pater Wallez, eine feste Anstellung (bei ganz schönem Gehalt) als ständiger Mitarbeiter von *Vingtième Siècle* (Zwanzigstes Jahrhundert) anbot. Ich nahm gerne an. Ich hatte jetzt nicht nur meine eigene kleine, aber gutgehende Zeitschrift, sondern auch eine publizistische Plattform in der (wie man heute sagen würde) »ernsthaften demokratischen« Presse.

Ich machte mich sofort daran, die gebotenen Möglichkeiten voll auszuschöpfen. Schon während meiner »Wanderjahre« hatte mich die soziale Frage gepackt. Ich war über das Thema Umweltverschmutzung mit ihr in engere Berührung gekommen. Die »Grünen« von heute und besonders die Grünschnäbel unter ihnen glauben wunder was für ein aktuelles Thema sie da gefunden haben. Die Umweltverschmutzung hat es aber in unserem Industriezeitalter schon immer gegeben. Nur interessierte sich die bürgerliche Welt nicht dafür, solange ihre eigenen sauberen Straßen und gemütlichen Heime davon nicht berührt wurden.

Aber die Arbeiter und ihre Kinder starben auch in meiner Jugend schon früh an den giftigen Dämpfen, die aus den Schloten ihrer Arbeitsstellen stiegen, an dem Schmutz und den unerträglichen hygienischen Verhältnissen in ihren Elendsquartieren und Mietskasernen. Ich hatte sie mir auf meinen jugendlichen Wanderfahrten mit dem Rad im Meuse-Tal, in den Bergbaudistrikten der Borinage, in Brüssel und in den flämischen Elendsvierteln gründlich

angesehen. Ich war erschüttert, ja ergriffen. Diese Zustände schrien nach Wandel. Hätte ich nicht meine bürgerliche Vergangenheit und Umwelt (die noch nicht verschmutzt, sondern blitzblank war) mit mir herumgeschleppt, wäre ich damals ein Roter und kein Rechter geworden. Tatsächlich habe ich mich nie als Rechter gefühlt. Rechts und links sind für mich überholt. Ich wollte die Einheit der Nation, die Überbrückung der Klassengegensätze, die Volksgemeinschaft.

So formte sich allmählich mein politisch-weltanschauliches Fundament: einerseits das Streben nach einem machtvollen, gutorganisierten Staat der Ordnung, der Autorität und der Verantwortung, wie ihn Maurras gepredigt hatte, andererseits die soziale Leidenschaft, das Bedürfnis, den Menschen Gerechtigkeit zu bringen und sie auf ein großes gemeinsames Ziel auszurichten. Jetzt machte ich auf diesem Hintergrund für *Vingtième Siècle* eine ausführliche Reise durch unsere Industriegebiete: Lüttich, Brüssel, Mons, Charleroi und Gent. Ich ließ kein Elendsviertel aus. Ich brachte Dutzende erschütternder Fotos mit. Das war ein schwerer Stein, den ich in die ruhigen Gewässer des saturierten Bürgertums warf.

Den ersten Artikel meiner Fortsetzungsreihe hatte der Chefredakteur, von der Brisanz des Themas und der Aggressivität meines Stils erschreckt, ganz klein und unauffällig in einer unteren Ecke der ersten Seite anfangen lassen, damit seine Fortsetzung im Gewirr der Innenseiten untergehe. Am nächsten Tag kam meine Reportage ganz und zweispaltig auf die erste Seite. Tags darauf waren es drei Spalten, und so blieb es bis zum Schluß. Sämtliche Fortsetzungen erschienen gesammelt als Buch unter dem provo-

zierenden Titel *Les Taudis* (Die Drecklöcher)[1]. Der damalige Arbeitsminister, der mutige Paul Heymans, schrieb das Vorwort dazu. Er hatte wohl erkannt, daß wir, die künftigen Rexisten, viel sozialer dachten als die meisten Funktionäre der Sozialistischen Partei, die schon längst verbürgerlicht und bürokratisiert, korrupt und für ihre einst große Idee nicht mehr zu gebrauchen waren. Aber noch mehr Übelkeit verursachten mir die Betbrüder und Unglücksvögel der sogenannten Christdemokraten, die sich heuchlerisch und speichelleckend vor den marxistischen Funktionären duckten und froh waren, wenn man sie bei der sogenannten Linken duldete.
Das änderte nichts an meiner uneingeschränkten Hochachtung für Gottesmänner wie Msgr. Picard von der Katholischen Aktion, der mich, wie bereits erwähnt, damals in sein Haus aufnahm und mir eng verbunden blieb, bis er sich auf Geheiß seiner kirchlichen Obrigkeit von mir trennen mußte. Ein Priester, der sich, wie das heute fast schon zum guten Ton gehört, für Kommunisten, Gewalttäter, Homosexuelle, Abtreibung und Drogengenuß einsetzt, ist für mich kein Geistlicher, sondern bestenfalls ein geistlicher Quacksalber. Msgr. Picard dagegen war ein richtiger Heiliger. Ich half ihm jeden Morgen um sechs beim Zelebrieren der Messe. Wir fuhren kreuz und quer durchs Land (per Holzklasse, versteht sich), von einer Versammlung zur anderen.
Ich gelangte dabei im Kontakt mit vielen einfachen Menschen zu der Überzeugung, daß unsere Religion nichts mit der Katholischen Partei zu tun haben dürfe, daß sie gesäubert und ganz auf ihre göttliche Mission beschränkt wer-

[1] Löwen 1930.

den müsse. Für mich ist Gott alles, die Kirche und der Klerus nichts oder nur der Treibriemen oder die – oft wacklige – Treppe zu Gott. Gott ist nicht nur die ewige Macht, sondern vor allem Liebe. Die Liebe, das Mysterium, die Güte Gottes haben mich stets geleitet. Diesen Glauben besaß ich und war glücklich dabei. Und dieses Glück wollte ich an andere weitergeben. Ich wollte die menschliche Gemeinschaft in Gerechtigkeit und Brüderlichkeit wiederherstellen. Deswegen gründete ich die Rex-Bewegung.
Bald würden wir die jungen Revolutionäre des entstehenden neuen Europas sein, die Träger eines echten Sozialismus, der die unerläßliche Ordnung des Staates mit der sozialen Gerechtigkeit in Einklang brächte und die Klassen der Gesellschaft wiederversöhnte, die von Marxismus und Superkapitalismus so kriminell gegeneinander aufgehetzt worden waren wie die alliierten Massen im Krieg gegen die »bösen Deutschen«. So wurde ich vom belgischen Deutschenfresser des Ersten Weltkrieges zum deutschfreundlichen Rexisten des Zweiten. So betrachtete ich bald gemeinsam mit 600 000 nichtdeutschen Freiwilligen der Waffen-SS das einst so verhaßte Feldgrau als unser Ehrenkleid.



19. KAPITEL

Eichenlaub für die »Ardennen-Eiche«

Wenige werden es mir glauben, aber es muß selbst heute noch Polen meines Alters in Lublin geben, die bezeugen können, daß wir wallonischen Freiwilligen in der feldgrauen Uniform der Waffen-SS häufig an den Gottesdiensten in dieser polnischen Großstadt, etwa 200 km südöstlich von Warschau, teilnahmen. Ich kniete, das frisch verliehene Ritterkreuz am schwarz-weißen-roten Halsband, neben den einfachen Bürgern der Stadt vor dem Altar nieder, um das Abendmahl mit ihnen zusammen einzunehmen. Ich kann versichern, daß mich und meine wallonischen SS-Kameraden niemals und nirgends auch nur ein einziger feindseliger Blick aus der einheimischen Bevölkerung traf. Wir Freiwilligen der Waffen-SS fühlten uns mit den von uns besetzten polnischen Glaubensbrüdern in der Liebe des gleichen Gottes so verbunden wie sie mit uns.

Polen war für unsere wallonische Legion der Bereitstellungsraum, in dem wir uns aus der 5. SS-Sturmbrigade in die 28. SS-Panzer-Grenadier-Division *Wallonien* verwandeln sollten. Nach unserer ersten Bewährung im Kaukasus und bei Tscherkassy und unserem triumphalen Empfang in der Heimat waren unsere Einheiten hier mit neuen Freiwilligen aufgefüllt und Waffen und Material ergänzt worden. Ich selbst war in diesem Frühjahr 1944 in Belgien. Eine Schreckensbotschaft hatte mich dorthin zurückgerufen,

die erste von vielen weiteren im engsten Familienkreis, die dieser Krieg noch für mich bereithielt: Mein Bruder Eduard war von Terroristen ermordet worden.
Meine Anwesenheit war dort notwendiger als bei der Neuaufstellung unserer Truppe in Debica, dem großen ehemals polnischen Truppenübungsplatz, 100 km östlich von Krakau. Kaum waren wir von Belgien aus dort eingetroffen, hatte es eine Überraschung für uns gegeben. Eine durchaus unangenehme. Wir glaubten ja, hier in Polen, über das die Kriegsfurie in wenigen Tagen hinweggegangen war, ohne irgendwelche heute noch sichtbaren Spuren zu hinterlassen, im tiefsten Frieden zu leben. Wir wurden eines Besseren belehrt, als uns ein nicht zu verkennendes, aber doch irgendwie neuartiges Explosionsgeräusch zwang, die Nasen blitzartig in den Sand zu stecken. Als wir aus der vollen Deckung wieder auftauchten, bot sich uns ein ungewohnter und mir bis heute unvergeßlicher Anblick: da hob sich unter donnerndem Getöse eine riesige Rakete von – wie wir heute wissen – 17 Metern Länge wie eine überdimensionale Zigarre in die Luft, ganz langsam anfangs, immer schneller werdend und den Blicken entschwindend, als sie aus der vertikalen in die horizontale Laufbahn übergegangen war, um im Osten, irgendwo in den Pripjet-Sümpfen, wo sie kein Unheil anrichten konnte, zu explodieren. Es war die V2, die zweite noch im Zustand der Erprobung befindliche und daher supergeheime deutsche Vergeltungswaffe, von der so viel gesprochen wurde, ohne daß allzu viele ernstlich an ihr Vorhandensein glaubten.
Das unglaubliche Schauspiel, das sich für uns in diesem entlegenen Winkel Polens von nun an täglich, sehr oft mehrmals wiederholte, war Gegenstand eines Farbfilms,

den der zuständе Fachminister, Albert Speer, hatte herstellen lassen. Er war so ultrageheim wie die Wunderwaffe selbst. Aber ich konnte mir jetzt auch die ruhige Siegeszuversicht erklären, mit der Hitler bei meinem wenige Monate zuvor gemachten Besuch im Führerhauptquartier die Kriegslage beurteilt hatte, die uns einfachen Ostfrontkämpfern damals gar nicht so rosig erschien. Was viele für hohle Propaganda gehalten hatten, die märchenhaften Wunderwaffen, von denen die V2 nur eine war, existierten also wirklich. Wir hatten sie gesehen, mit unseren eigenen Augen und nicht nur im Film wie Hitler, Goebbels und andere Verantwortliche in der obersten Führung, sondern wirklich und wahrhaftig.

Es war also nicht so sinnlos, weiterzukämpfen, wie mancher Defaitist damals behauptete, als Ende Juni 1944, vom Mittelabschnitt ausgehend, »die mit starken Infanterie-, Panzer- und Luftstreitkräften geführte Offensive der Sowjets« begann, wie der Wehrmachtbericht vom 25. Juni 1944 mit vorbildlicher Sachlichkeit meldete. Meine Darstellung war dramatischer. In vierzehn Tagen ergoß sich eine gewaltige Sturmflut über die deutschen Frontlinien, begrub alles unter sich und brandete 800 km weit vor. Im gleichen Monat (Juli 1944) gelangten die sowjetischen Armeen bis an die Grenzen Litauens und Ostpreußens und überrannten die Hälfte von Polen. Sie standen in den Vororten von Warschau. Der Weg nach Berlin war frei.

Nicht nur der nach Berlin. Am französischen Nationalfeiertag, dem 14. Juli 1944, hätte im Bett des Marschalls Pétain im trauten Vichy ein anderer Marschall schlafen können: Stalin, »Uncle Joe«, wie ihn die Angloamerikaner damals zärtlich nannten, nachdem USA-Präsident Roose-

velt schon im Herbst 1942 über Persien die ersten 750 schweren Sherman-Panzer geliefert hatte, mit deren Hilfe der sowjetische Gewaltherrscher wenig später die Schlacht um die nach ihm benannte Stadt gewinnen konnte. Der bescheidene englische König Georg VI. mußte sich mit einem mehr symbolischen Geschenk für den Mörder der dem englischen Königshaus verwandtschaftlich verbundenen Zarenfamilie begnügen: einem goldenen Schwert. Es sollte dem abscheulichsten Massenmörder, der je ein Volk beherrscht hat und der heute im Zeichen von »Glasnost« als solcher sogar in seiner eigenen sowjetischen Heimat erkannt wird, wenigstens die Bewunderung eines der gekrönten Häupter unserer westlich-demokratischen Welt ausdrücken und ihm in seinem Kampf gegen die »Nazi-Diktatur« das moralische Rückgrat stärken. Auch diese sowjetische Großoffensive vom Sommer 1944 wäre ohne die gewaltige Waffen- und Wirtschaftshilfe der USA unmöglich, ja undenkbar gewesen.

Und wir wenigen europäischen Idealisten wollten sie aufhalten? Stalins Rote Armee rollte auf 490 000 Lastkraftwagen, die Roosevelt seinem bolschewistischen Verbündeten geschenkt hatte (während für die gleichzeitige westliche Invasion des europäischen Festlandes nur 420 000 zur Verfügung standen), dazu 23 000 Flugzeuge, 10 000 Panzer, 2 000 Lokomotiven, 11 000 Waggons usw. usf. Und trotzdem kamen sie nicht in vierzehn Tagen nach Paris. Sie kamen überhaupt nicht dorthin, weil sich ihnen Hitlers einzigartige Wehrmacht mit ihren 600 000 europäischen Freiwilligen aus fast sämtlichen Ländern des alten Kontinents 900 Tage lang zwischen *Stalingrad* und Berlin in erbitterten Kämpfen entgegenwarf.

Dort, bei Sommeranfang 1944 in Polen, wußten wir, daß

Europa noch nicht verloren war. Der Irrsinn der westlichen Kriegspolitik und die urwüchsige Kraft, die durch diese bei den Ostvölkern geweckt, angefacht und nutzbar gemacht wurde, konnten uns damals und bis zum letzten Schuß dieses Krieges nicht in unserem Glauben an Europa erschüttern. Wir hatten auf dem Truppenübungsplatz von Debica mit eigenen Augen die deutschen Wunderwaffen gesehen, die erst Jahrzehnte später von den anderen nachgemacht wurden. Wir wußten seit damals, daß unser Glaube an Europa einen realen Hintergrund hatte.
Die aktuellen Kriegsereignisse freilich waren niederschmetternd. Im Norden der Ostfront war unsere Verteidigung Estlands zwischen dem Finnischen Meerbusen und dem Peipussee ins Wanken gebracht worden. Unsere SS-Schwester-Division *Wiking*, mit der zusammen wir nicht nur im Kaukasus gekämpft hatten, sondern auch auf demselben polnischen Truppenübungsplatz aufgefrischt worden waren, hatte Hals über Kopf mit ihren neuen, aber noch nicht eingefahrenen Panzern nach Warschau geworfen werden müssen. Wir Wallonen waren noch lange nicht wieder einsatzbereit. Zwar hatten wir 800 neue Freiwillige bekommen, die sich – noch nach der leider gelungenen angloamerikanischen Landung in der Normandie vom 6. Juni 1944 – gemeldet hatten. Aber sie mußten ja erst ausgebildet werden. Und zwar so gründlich wie möglich. Rund 500 waren mehr oder weniger soweit. Von dem Rest hatten etwa 200 seit knapp 14 Tagen eine höchst unzureichende Ausbildung am Gewehr hinter sich. Die anderen standen überhaupt erst drei oder vier Tage unter Waffen. Kein einziger konnte mit einem Maschinengewehr umgehen. Und wer das – wie ich monatelang – als MG-Schütze 1 oder 2 getan hat, weiß, wie schwer das ist (besonders die

blechernen Munitionskästen mit ihren scharfen Ecken, deren eine mir mal im Gefecht auf den Fuß fiel und meine erste Verwundung verursachte).
Und all diese jungen wallonischen Freiwilligen hatte man in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen Hals über Kopf nach Estland geworfen. Dort waren sie, die unseren bewährten Kampfverband wieder auf seine alte Stärke und Schlagkraft bringen sollten, zu nichts anderem nutze, als sinnlos verheizt zu werden. Das konnte, das durfte nicht sein. Meine Landsleute mußten mich ja für einen Schwindler, für einen Verräter an unserer gemeinsamen Sache halten. Ich hatte ihnen eine gründliche militärische Ausbildung und einen ehrenvollen Einsatz für unsere europäischen Ideale versprochen. Und nun die Realität: Kanonenfutter!
Als ich in Belgien davon erfuhr – Ähnliches war auch den flämischen Freiwilligen widerfahren – wandte ich mich protestierend nach Berlin. Meine Situation wurde noch dadurch kompliziert, daß mir Hitler bei unserer letzten Begegnung – aus welchen Gründen auch immer – das Versprechen abgenommen hatte, einstweilen nicht an die Front zurückzukehren. Eine solche Notwendigkeit hätte bis zum Abschluß unserer Neuaufstellung nicht bestanden. Als ich auf meinen empörten Protest bei Himmlers Generalstab und auf das Verlangen, den Irrsinnsbefehl zurückzunehmen und meine Jungen unverzüglich zu ihrer Ausbildung nach Polen zurückzuschicken, nach drei Tagen keine Antwort bekommen hatte, telegrafierte ich erneut: »Mit oder ohne Genehmigung gehe ich morgen an die Front nach Estland.« Unmittelbare Antwort: »Das ist ein Fall fürs Kriegsgericht.« Den Abschluß dieses bemerkenswerten Telegrammwechsels bildete mein Bescheid:

»Vors Kriegsgericht gehört auch, wer Rekruten nach vier Tagen Kaserne in den Kampf schickt.« Eine solche Antwort ist Himmler wohl in seiner Amtszeit als Reichsführer SS nie vorgelegt worden. Er ließ mir mitteilen: »Machen Sie, was Sie wollen.«
Ich tat's. Am nächsten Morgen schon fuhr ich nach Berlin und – ohne mich vorsichtshalber bei irgendeiner SS-Dienststelle zu melden – weiter nach Osten. Hier hatte sich die Lage inzwischen bedenklich zugespitzt. Die entscheidende Stellung auf der Landenge von Narwa, also zwischen Peipussee und Finnischem Meerbusen, wurde von Felix Steiner und seinem einzigartig bewährten III. (Germanischen) SS-Panzerkorps verteidigt. Seine Männer – Norweger, Schweden, Dänen, Flamen, Holländer, Esten und Letten – kämpften wie die Löwen. Sie wußten, um was es hier bei der alten Deutsch-Ordensstadt an der russischen Grenze ging: um ihrer aller Heimat, um Europa. Immer neue Wellen der unerschöpflich scheinenden Sowjetpanzer zerschellten an dieser harten Abwehr. Aber auch Steiner hatte schwere Verluste. Sein Korps bedurfte dringend der Auffrischung. Seine entsprechenden Hilferufe hatten anscheinend in Berlin den Irrsinnsbefehl ausgelöst, dessen katastrophale Folgen ich jetzt zu verhindern vermochte.
Mein Ziel war nicht leicht zu erreichen. In Danzig erfuhr ich, daß es keine Landverbindung mit dem Norden des Baltikums mehr gab. An einen Platz im Flugzeug – und wäre er auf irgendeiner dringend benötigten Munitionskiste noch so bescheiden gewesen – war nicht zu denken. Ich versuchte es per Schiff. Ich erwischte eines der letzten deutschen Schiffe, die nach Finnland fuhren, ehe dieses (am 17. August 1944) kapitulierte. Unterwegs erhielt unser biederer alter Bananendampfer Befehl, Finnland nicht

mehr anzulaufen, sondern in Reval so viele Verwundete wie möglich an Bord zu nehmen und uns etwa 1000 Soldaten aller Waffengattungen auszuladen.
In der estnischen Hauptstadt, die mich mit ihrer Architektur und Atmosphäre lebhaft an andere alte Hansestädte wie Lübeck, Bremen oder Brügge erinnerte, erfuhr ich, daß sich meine Truppe irgendwo vor Narwa befand.
Zehn Kilometer hinter der vordersten Linie fand ich sie endlich. Der junge Offizier, dem sie anvertraut worden waren, hatte General Steiner wahrheitsgemäß gemeldet, daß die wallonischen Freiwilligen praktisch keine Ausbildung hätten, also an der Front nicht zu gebrauchen seien, sich aber auch gewiß weigern würden, in Abwesenheit ihres Chefs einen Einsatzbefehl auszuführen. Degrelle, so bemerkte er abschließend tröstlich, werde gewiß jeden Augenblick auftauchen.
Er behielt recht. Ich meldete mich beim Kommandierenden General. Er war noch ganz der alte Steiner, wie ich ihn im Kaukasus kennengelernt hatte, mit seiner weißen Krawatte und immer wie aus dem Ei gepellt. Er begrüßte mich mit alter Herzlichkeit, so schwer, ja beinahe schon hoffnungslos seine Lage in dieser Schlüsselstellung der Ostfront auch war. In den ersten Augusttagen 1944 war im Wehrmachtsbericht immer wieder von »starken feindlichen Angriffen« und »wechselvollen Kämpfen« auf der Landenge von Narwa die Rede. Einzelheiten sparte sich dieser Tatsachenbericht von den deutschen Fronten in seiner bekannten Sachlichkeit. Wir aber wußten, daß bei diesen »wechselvollen Kämpfen« die Sowjets zwar zurückgeschlagen wurden, daß das aber nur unter schrecklichen Verlusten möglich war und daß beispielsweise die beiden holländischen Regimenter seines Korps von 3000 auf 20

Mann zusammengeschmolzen waren. Steiner brauchte also jetzt jeden einzelnen Mann. Aber er wußte wie ich, daß ein Einsatz meiner Freiwilligen nur bei bester und gründlicher Ausbildung sinnvoll war. So genehmigte er mir die erbetenen drei Wochen Aufschub und dazu hervorragende Ausbilder, mit denen zusammen wir auf einem hoch über den Klippen des Finnischen Meerbusens improvisierten Gelände unsere Felddienst- und Gefechtsübungen abhielten.

Mitte August waren wir einsatzbereit und wurden der Kampfgruppe Wagner unterstellt. Das Gerippe seiner Panzer, Schützenpanzer und Panzerspähwagen wurde mit einer teils abenteuerlich bunten Truppe aufgefüllt. Reste der verschiedenen Einheiten waren mit estnischer Zivilgarde zusammengewürfelt, die nur an ihren Armbinden als Kombattanten zu erkennen waren und außer ihren uralten Flinten teils auch ihre Frauen mitgebracht hatten. General Wagner, einer jener Riesen mit dem Ritterkreuz, wie sie die Eliteverbände der Waffen-SS häufig kennzeichneten, hatte die Aufgabe, eine neue Offensive der Sowjets im Raum Dorpat abzuwehren. Da der Vorstoß über die Landenge von Narwa von Steiner abgewehrt worden war, hatte das sowjetische Oberkommando seine Kräfte umgruppiert und versuchte nun, unter südlicher Umgehung der Seenkette in den Rücken der altehrwürdigen Hansestadt Dorpat zu gelangen, deren berühmte Universität schon 1632 von Gustav Adolf gestiftet worden war.

Am 19. August war dem Feind auf unserem linken Flügel ein acht Kilometer tiefer Einbruch gelungen. Wir erhielten den Befehl zum Gegenangriff. Unsere eben erst ausgebildeten Rekruten zeigten, was sie gelernt hatten. Am nächsten Tag verzeichnete der Wehrmachtsbericht starken

sowjetischen Druck westlich des Pleskauer Sees, »ohne daß es dem Feind gelang, größeren Geländegewinn zu erzielen“. Auch am 22. August noch hieß es ganz sachlich: »Westlich des Pleskauer Sees setzten die Sowjets ihre heftigen Angriffe fort. In den wenigen Einbruchstellen wird noch gekämpt.« Aber in der Ergänzung zum Wehrmachtsbericht, die aus besonderem Anlaß gelegentlich angefügt wurde, hieß es an diesem Tage wörtlich: »Westlich des Pleskauer Sees bewährte sich eine Kampfgruppe der SS-Sturmbrigade *Wallonien* unter Führung des SS-Sturmbannführers Léon Degrelle durch Zähigkeit und Angriffsschwung in besonderem Maße.«
Am 25. August 1944 gelangte die Schlacht um Dorpat auf ihren Höhepunkt. Vorübergehend nahmen die Sowjets die Stadt in Besitz und steckten sie in Brand, dem auch die unersetzliche Universitätsbibliothek mit ihren 250 000 Bänden zum Opfer fiel. Aber sie erreichten ihr operatives Ziel nicht: die Narwa-Front zu umgehen, Reval zu nehmen und die in Estland kämpfenden Armeen ins Meer zu treiben oder zur Kapitulation zu zwingen. Jetzt war Estland gerettet. Später wurde es auf Hitlers Befehl geräumt, um die Front im Norden zu verkürzen. Aber der Rückzug vollzog sich in aller Ruhe und Ordnung mit allen, auch den schweren Waffen. Ein neues Stalingrad war hier vermieden worden.
General Steiner hatte uns Wallonen dreimal im Tagesbefehl des Armeekorps lobend erwähnt. Unsere 450 Freiwilligen hatten in der Tat Unglaubliches geleistet. 32 von ihnen, die eine Höhenstellung tage- und nächtelang verteidigt hatten, ohne einen einzigen Meter Boden preiszugeben, wurden vom Kommandierenden General geschlossen mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, ein in der Heeresgeschichte

meines Wissens einzigartiger Vorgang. Als ich die 32 Auszeichnungen bekommen hatte, kroch ich in der regnerischen Nacht auf den Hügel, um jedem einzelnen in seinem Schützenloch das schwarz-weiß-rote Band an die Uniform zu heften, einen Kuß auf die stachligen Backen der Dekorierten zu drücken und die Versicherung mitzunehmen: Hier kommt keiner durch!
Mir selbst wurde für unseren Einsatz in der Schlacht um Dorpat das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen, die höchste deutsche Kriegsauszeichnung, die jemals ein Freiwilliger nichtdeutscher Nationalität erhielt. Hitler hatte, wie mir Feldmarschall Keitel später selbst erzählte, in seinem Hauptquartier die Schlacht Minute für Minute per Funk und Telefon verfolgt. Einer dieser Funksprüche kam von dem damaligen Oberbefehlshaber der Herresgruppe Nord, Generaloberst Ferdinand Schoerner, einem der bewunderungswürdigsten und vor allem bei Kriegsende standhaftesten deutschen Heerführer. Der Funkspruch wurde am 25. 8. 1944 um 20.30 Uhr aufgegeben, ging nachrichtlich an den Reichsführer SS und betraf: Vorschlag zur Verleihung des Eichenlaubes zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an SS-Sturmbannführer Degrelle, 5. SS-Pz.-Brig. *Wallonien*. Es hatte folgenden Wortlaut: »Feindangriff 23. 8. 1944 an der Front südwestl. Dorpat mit Schwerpunkt gegen estnische Verbände führte zu deren völliger Auflösung. Gesamte Südwest- und Westflanke Dorpat war offen und nur durch Alarmeinheiten von geringem Kampfwert besetzt. SS-Stubaf. Degrelle, der sich in den Morgenstunden des 23. 8. 1944 auf der Fahrt zu weiter südwestlich eingesetzten Kompanien befand, raffte die aus Dorpat zurückflutenden Verbände in Höhe beiderseits Lemmatsi zusammen und formierte sie

mit schwachen deutschen Teilen zu einer Kampfgruppe, baute an diesem Schwerpunkt der feindl. Stoßrichtung eine neue, den ganzen Tag über festbleibende Sicherungslinie auf.
Sein persönlicher Einsatz ist dadurch gekennzeichnet, daß er die wenigen standfesten Esten dadurch zum Ausharren bewegte, daß er aufrecht auf dem Grabenrand stehend, seine Befehle erteilt. Nur seinem höchsten persönlichen Einsatz ist es zu verdanken, daß ein Vordringen des Feindes in Richtung Stadt Dorpat und damit ein Abschneiden der noch südlich Dorpat eingesetzten Teile verhindert wurde. Personalien folgen.
Gez. Grasser, General der Infanterie, beauftragt mit der Führung der Armee-Abt. Narwa.
Degrelle, oftmals schon als Führer und Soldat in harter Lage hoch bewährt, hat er entscheidendes Verdienst daran, daß am 23. 8. die äußerst wichtige Stadt Dorpat nicht in Feindeshand fiel. Seine auch für die weitere Kampfführung entscheidende Tat war getragen von einzigartig hoher Einsatzbereitschaft.
Die Verleihung des Eichenlaubes an SS-Stubaf. Degrelle wird von mir wärmstens befürwortet.
gez. Schoerner, Generaloberst u. Oberbefehlshaber H. Gr. Nord.«
Das war die Krönung meiner militärischen Laufbahn in einer Elitetruppe der ruhmreichen deutschen Armee. Daß die Begründung von Ferdinand Schoerner formuliert und unterschrieben war, dem meine ganze Bewunderung galt, war für mich die größte Genugtuung. Wenige Monate später geriet er in amerikanische Kriegsgefangenschaft. Die Yankees lieferten ihn den Russen aus in der Hoffnung, diese würden ihn aufhängen wie so viele andere. Sie sperr-

ten ihn aber nur zehn Jahre ein. Dann wurde er in die inzwischen unter westlichem Protektorat entstandene BRD entlassen. Sie gab ihm noch einen *Eselstritt* von 4 ½ Jahren Gefängnis. Er starb am 6. Juli 1973 in München.
Das »Eichenlaub«, das ich aufgrund des von ihm »wärmstens befürworteten« Vorschlages von Adolf Hitler bekam, ist meine auch heute noch im spanischen Exil wertvollste Erinnerung an diesen Krieg, den wir Europäer nur scheinbar verloren haben.

20. KAPITEL

Sturzflug in die Freiheit

Es war wieder ein Fieseler Storch, der mich – wie schon bei der Verleihung des Ritterkreuzes – jetzt erneut von der Front zu Hitler brachte. Ich traf den Führer über Erwartung gut an. Ich hatte Schlimmeres befürchtet, nachdem man ja erst vor wenigen Wochen in seiner unmittelbaren Nähe eine englische Plastikbombe hatte explodieren lassen. Die Behauptung so vieler »Zeitgeschichtler« über den Gesundheitszustand Hitlers, den sie weder damals noch vorher oder später je gesehen haben, sind teilweise fast grotesk. Sie stellen ihn als vollkommen senil dar, mit gläsernem Blick und triefendem Speichel, zitternden Knien und kaum mehr funktionierendem Gehirn. In Wirklichkeit war Hitler in diesem Herbst 1944 – und das nicht nur einen kurzen Augenblick, sondern stundenlang – überraschend kraftvoll, ja gut gelaunt. Er arbeitete Nacht für Nacht bis zum Morgengrauen. Er kam mit wenigen Stunden Schlaf aus. Natürlich hatte er auch einige körperliche Beschwerden. Wer hätte die in diesem Alter und unter diesen Umständen nicht haben sollen! Roosevelt beispielsweise, der nur sieben Jahre älter war als Hitler, war so krank, daß das schändliche Ergebnis der nur wenige Monate später stattfindenden Jaltakonferenz heute selbst von wohlmeinenden Historikern mit dem beklagenswerten Geisteszustand des USA-Präsidenten zu erklären versucht wird, daß er den

Verhandlungen in seinem Zustand nicht mehr folgen konnte.
Hitler war natürlich nicht mehr der strahlende Sieger von 1933 und auch nicht der mächtige und seiner Macht bewußte Imperator, als dem ich ihm 1936 gegenübergestanden hatte. Jetzt war er schon von der Last des Krieges, der Verantwortung und der Enttäuschung gezeichnet. Das gelegentliche Zittern seiner Hände belästigte ihn sichtlich. Insgesamt aber erschien er mir von ansteckender Natürlichkeit und Lebhaftigkeit, ja ich fand ihn manchmal geradezu ausgelassen, etwa wenn er im Gespräch nach einem Bleistift griff und auf irgendein Stück Papier zu kritzeln begann – keinen Schlachtplan, sondern eine Karikatur von irgendjemandem, über die er sich köstlich amüsierte.
Der eigentliche Anlaß des mir gewährten Empfanges war in wenigen Augenblicken erledigt. Hitler überreichte mir das kleine Eichenlaub zum Ritterkreuz, dessen Nachbildung ich noch heute ständig im Knopfloch meines Rockaufschlages trage, dann heftete er mir die goldene Nahkampfspange auf die linke Brustseite meiner Uniform. Es war die erste dieser für jeden Infanteristen wertvollsten Auszeichnung, die im ganzen Krieg nur elfmal verliehen wurde, und zwar für mehr als 50 Nahkämpfe, bei denen man das Weiße im Auge des Gegners gesehen haben mußte. Dazu erhielt ich für meine insgesamt sieben Verwundungen das Goldene Verwundetenabzeichen und, »um das Gleichgewicht nicht zu verlieren«, wie jemand scherzend bemerkte, auf die rechte Brust das Deutsche Kreuz in Gold, das den Wert von fünf Eisernen Kreuzen erster Klasse hatte. Ich kam mir vor wie ein frischgeschmückter Weihnachtsbaum.
Ein kurzer, aber sehr herzlicher Händedruck Hitlers, dann

ging er mit mir zu einem runden Tischchen, an dem wir Tee trinken sollten. Sein Gang war sicher, seine Bewegungen erschienen gemessen, obwohl sein Rücken gebeugt war. Mir fiel auf, daß sein Haar in den wenigen Monaten beträchtlich grauer geworden war. Natürlich wurde zunächst von den militärischen Ereignissen gesprochen, die mich ja hierher gebracht hatten. Hitler erörterte sie mit der bei ihm stets frappierenden Kenntnis auch der geringsten Einzelheiten. Er machte nicht den Eindruck, als ob ihn im Osten, wo ich den Ernst der Lage ja aus erster Hand kannte, oder im Westen, wo sich die Alliierten der Reichsgrenze bedenklich näherten, irgend etwas erschüttern oder gar an unserem Endsieg zweifeln lassen konnte. Sollte das wirklich nur gespielt sein, um einen Bundesgenossen, und sei er so unbedeutend wie wir Wallonen, bei der Stange zu halten? Wohl kaum.

Als ich noch diese Überlegung anstellte, war Hitler schon bei einem ganz anderen Thema, einem politischen, versteht sich. Der bürgerliche Liberalismus müsse verschwinden, meinte er. Wir gingen dem Zeitalter des Sozialismus entgegen, eines nationalen natürlich, der das in diesem Krieg zusammenwachsende Europa glücklich machen werde.

Da waren wir schon wieder bei einem anderen Thema, einem ultrageheimen der Zukunft. Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen, als er mir Gerüchte bestätigte, die mir bereits im Kasino von Kameraden unter dem Siegel der Verschwiegenheit zugeflüstert worden waren. »Beunruhigen Sie sich nicht«, sagte er, »daß wir Ihr Land erneut besetzen werden. In etwa drei Monaten werden Sie dorthin zurückkehren.« Er hatte eben erst das Gelingen der alliierten Invasion in der Normandie hinnehmen müssen, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht hatte zurückge-

schlagen werden können. Und schon reifte in diesem unermüdlichen Kopf der Plan zum Gegenschlag. Ich glaube, daß ich in diesem Augenblick Zeuge dieses außerordentlichen Vorganges wurde. Und ich gestehe freimütig, daß ich von dem aus Hitlers Mund Gehörten nicht ganz überzeugt wurde. Das war wie ein Finger voll Honig, den man dem schreienden Säugling in den Mund steckt, um ihn zu beruhigen. Wo wollte er denn die Divisionen hernehmen, um wieder offensiv werden zu können wie im Mai 1940? Aber er schaffte es, dieser Kerl aus Stahl, und Weihnachten 1944 standen seine Panzerdivisionen tatsächlich wieder wie viereinhalb Jahre zuvor mitten in den Ardennen, meiner Heimat. Doch vermochten sie nicht, die militärische Wende herbeizuführen.
Der Abschied von Hitler nach diesem Gespräch, das ich mein Leben lang nicht vergessen werde, war ergreifend. Er trat nach meiner vorschirftsmäßigen Ehrenbezeigung auf mich zu, nahm meine Hand fest in seine beiden und sagte mit diesem zündenden Blick aus seinen strahlendblauen Augen die klassischen und inzwischen so oft zitierten Worte: »Wenn ich einen Sohn hätte, wünschte ich, daß er so wäre wie Sie.« Damit hatte er mich zu seinem Wunschsohn erklärt, vielleicht sogar zu mehr.
Dieser Augenblick war ganz fraglos der absolute Höhepunkt meines bisherigen politischen und militärischen, ja vielleicht überhaupt meines ganzen Lebens. Hitler hatte sich in diesen harten Kriegsjahren mit ihren einzigartigen Erfolgen, aber auch Rückschlägen vom Führer seines eigenen Volkes in eine der führenden Gestalten Europas verwandelt. Der beste Beweis dafür war die in der Militärgeschichte einzigartige Waffen-SS, eine Million politischer Soldaten, zum großen Teil Freiwillige, nach strengen Maß-

stäben ausgewählt, hervorragend geschult und ausgebildet, in harten Einsätzen erprobt und hervorragend bewährt. Und 60 Prozent dieser Elitetruppe waren keine Deutschen. Ich bin unendlich stolz darauf, unter ihnen derjenige zu sein, den Hitler mit der höchsten Auszeichnung bedachte. Und dieser Mann, der mit seiner Macht und auf den von ihm errichteten materiellen und geistig-weltanschaulichen Grundlagen ein ganz neues Europa plante, war entschlossen, mir, dem Nicht-Deutschen, eine bevorzugte Rolle dieses sich erst in Umrissen abzeichnenden Europas zuzuteilen. Wir wollten ja kein deutsches, ja nicht einmal ein bloß germanisches, sondern ein viel größeres und bedeutenderes Europa von der Weichsel bis zur Gironde, dessen Völker sich als gleichberechtigte Partner zusammenschließen sollten. Das wurde mir in unseren ausgiebigen Erörterungen des Themas von Hitler zugesichert. Ja, ich ging noch weiter, indem ich bei unserer Diskussion nicht nur die Völker des Westens, sondern auch die der östlichen Weiten verteidigte und in unser Groß-Europa der Zukunft einzubeziehen vorschlug. Ich war schon damals und bin heute erst recht von einem Zusammenbruch des sowjetischen Regimes überzeugt. Nicht nur, weil es sitten-, sondern auch weil es ganz einfach vernunftswidrig ist, wie Gorbatschow mit seiner Perestroika selbst zugegeben hat. Wer weiß, vielleicht steht eines Tages in Moskau oder Kiew ein junger Russe oder Ukrainer auf, fegt die kommunistische Tyrannei hinweg, überwindet den engstirnigen Panslawismus und macht den Traum von Groß-Europa zur Wirklichkeit.

In Hitlers Konstruktionsplänen für das Haus Europa spielte die Zusammenfassung aller westeuropäischen Einheiten der Waffen-SS zu einem Armeekorps »Westen« eine

wichtige Rolle. In diesem militärischen Verband sollten alle bisher schon existierenden Formationen westeuropäischer Freiwilliger unter einem gemeinsamen Oberbefehl vereinigt werden, also die flämische, die wallonische, die französische Division und das spanische Bataillon der Waffen-SS. Als Kommandierenden General dieses Armeekorps hatte Hitler mich vorgesehen, dem er volles Vertrauen schenkte.

Natürlich hätte diese wichtige Stellung eigentlich mit einem Franzosen als Angehörigem der neben Deutschland wichtigsten europäischen Nation besetzt werden müssen. Aber obwohl die Division *Charlemagne* hervorragende Soldaten in ihren Reihen hatte und bei der Verteidigung der Reichshauptstadt in den letzten Kriegstagen noch unvergänglichen Ruhm an ihre Fahne heftete, hatte sie – wie die Vichy-Regierung auf politischem Gebiet – keine überragende Führerpersönlichkeit. Hitler brachte zwar Pétain die diesem als Feldherrn gebührende Hochachtung entgegen, konnte aber mit ihm nie recht warm werden, was schon seine Gründe hatte. Unter Pétains engeren Mitarbeitern befanden sich einige wenige hervorragende Persönlichkeiten wie der Historiker Benoit-Méchin, die aber nie recht zum Zuge gelangten, während keiner der sich um Ministersessel drängenden »Kollaborateure«, von denen einer immer den anderen bekämpfte, wirkliches Format besaß. Hitler hatte sie sich in diesem September 1944 alle angesehen, ehe er mich zu sich kommen ließ: Brinon, Doriot, Déat und einige mehr. Keiner von ihnen hatte ihn beeindruckt, wie er mir wenige Tage später sagte.

In diesen Intrigen und Eifersüchteleien, von Vichy und zuletzt Sigmaringen ging ein so hervorragender Soldat und geborener Haudegen wie Joseph Darnand unter, der nie

einen Kommandoposten in der Division *Charlemagne* bekleidete, sondern als Pétains Sicherheitsminister regelrecht verheizt und schließlich umgebracht wurde. Ich habe diesen Tapfersten der Tapferen stets mit dem Marschall Ney verglichen. Was dieser für Napoleon, war jener für Hitler. Beide büßten ihre bedingungslose Treue mit dem Tod vor den Läufen eines Erschießungs-Peletons der Sieger.

In Hitlers Europa hätte, dessen bin ich gewiß, Frankreich stets eine maßgebliche Rolle gespielt, ähnlich wie Griechenland im Römischen Reich. Der französische Geist hätte unser neues Europa zutiefst geprägt und wäre mit seiner Anmut, seiner Ausgeglichenheit und Feinheit die notwendige Ergänzung zu Deutschlands Ordnung, Genauigkeit und Tüchtigkeit gewesen. Aber im Augenblick hatte Hitler in Frankreich niemanden, mit dem er sich voll identifizieren konnte.

Als Ergänzung der mir zugedachten Rolle an der Spitze des vorgesehenen SS-Armee-Korps *Westen* sollte auf politischer Ebene meine Bestätigung als »Volksführer« dienen, die sogar im Berliner *Amtsblatt* als verbindliche offizielle Bekanntmachung veröffentlicht und von der ganzen Presse des Reiches übernommen wurde. Ich spreche bewußt und ausdrücklich von einer »Bestätigung« und nicht von einer Ernennung als »Volksführer«. Mich hatte mein Volk dazu gemacht. Hitler bestätigte mich jetzt. Als dann die Ardennenoffensive ihre erfreulichen Anfangserfolge hatte und meine Heimat von den sogenannten »Befreiern« – wenn auch nur vorübergehend – befreit werden konnte, übertrug Hitler mir »alle politischen, zivilen und militärischen Vollmachten«, in den befreiten Gebieten des Westens. Ein entsprechender, schriftlich festgelegter Führerbefehl

wurde mir in Sepp Dietrichs Hauptquartier durch den eigens damit beauftragten Feldmarschall Model überreicht. Die Kabinettssitzung in Berlin dagegen, die Lammers zum 21. Dezember 1944 einberufen hatte und auf der in meiner Anwesenheit ein Beschluß über die Bildung einer neuen belgischen Regierung unter meinem Vorsitz gefaßt werden sollte, fand nicht mehr statt.[1]

Ich kam nicht dazu, in meiner nur so kurzfristig wieder befreiten Heimat auch nur eine einzige der mir zugedachten zivilen Amtshandlungen zu vollziehen, geschweige denn, eine Regierung zu bilden. Das einzige, was ich tun konnte, war, den Bewohnern der Dörfer Limerlé und Steinbach, die von allen Repräsentanten der weltlichen und geistigen Macht im Stich gelassen worden waren, zu einem Gottesdienst zu verhelfen, den unser Feldgeistlicher, ein braver Trappistenpater, trotz der anglo-amerikanischen Tiefflieger abhielt.

Unsere letzte große Offensive im Westen, die mit ihren 300 000 Mann und bloß 900 Panzern so herrliche Anfangserfolge gehabt hatte, wurde durch zehn Tage strahlenden Sonnenschein, die zu dieser Jahreszeit gar nicht in unsere neblige Ardennenlandschaft paßten, erst zum Stehen und schließlich zum Scheitern gebracht. Die Angloamerikaner konnten so ihre erdrückende Luftüberlegenheit voll entfalten und unsere kämpfende Truppe von ihren rückwärtigen Verbindungen abschneiden, indem sie die Ardennen mit ihren Bomben und Bordwaffen buchstäblich umpflügten. Auch die tüchtigste und tapferste Truppe ist ohne Nachschub verloren.

Wir wallonischen Freiwilligen hatten den strikten Befehl

---

[1] Rudolf Semmler, *Goebbels – the man next to Hitler*, London 1947.

von höchster Stelle erhalten, uns im Westen nur für die weitere, hoffnungsvoll beurteilte Entwicklung der militärisch-politischen Lage bereitzuhalten, aber auf gar keinen Fall an irgendwelchen Kampfhandlungen teilzunehmen, um zu vermeiden, daß Belgier auf ihre Landsleute schössen. Wir hielten uns daran. Wir gaben keinen Schuß ab. Wir sparten Tote und Verwundete. Aber uns blutete das Herz, als wir die endlich erreichte Heimat, die wir fern im Kaukasus und bei Tscherkassy verteidigt hatten, wieder verlassen mußten. Unsere Front war und blieb der Osten. Wir hatten es nicht mehr allzuweit bis dorthin. Am 12. Januar 1945 hatte die langerwartete und in ihrem Aufmarsch beobachtete sowjetische Winteroffensive aus dem Baranow-Brückenkopf unweit der schlesischen Grenze begonnen. Wie eine Sturzflut ergossen sich die Millionenmassen der Sowjets mit ihrem unerschöpflichen Kriegsmaterial, das ihnen Roosevelt, geliefert hatte, über die deutschen Grenzen, wo die ausgebluteten deutschen Armeen, von den wenigen der ihnen verbliebenen Verbündeten, darunter uns Wallonen, unterstützt, sich ihnen vergebens entgegenwarfen. Bei Stargard wurden wir zum letzten Mal im Wehrmachtsbericht erwähnt. Am 27. Februar 1945 meldete er: »In Pommern hat sich eine ... Kampfgruppe der SS-Freiwilligen-Grenadier-Division *Wallonien* unter Führung von SS-Obersturmführer Capelle mit vorbindlicher Standhaftigkeit und fanatischem Kampfwillen geschlagen.«
Oberleutnant Capelle hatte mit anderen 77 wallonischen Freiwilligen die Anhöhe Lindenberg bei Stargard befehlsgemäß bis zum letzten Blutstropfen gegen die immer wieder anstürmenden Rotarmisten verteidigt. Er war selber schwer verwundet, als sie bis auf zwei Meter an seinen

Gefechtsstand vordringen konnten. Da verließ er die Dekkung, richtete sich auf und schoß sich die letzte Kugel aus seiner Pistole in den Kopf. Nur zwei Überlebende wurden halbtot von eimem Spähtrupp gefunden und aus dem Sumpf gezogen.
Was befähigte diese jungen europäischen Freiwilligen zu ihren wie ein Stück aus alten Heldensagen anmutenden Taten? Ich hatte sie noch wenige Wochen vor dem Ende an der Elbe zusammengerufen und ihnen gesagt: »Wir haben den Krieg verloren. Aber ich glaube, daß wir trotz allem weiterkämpfen müssen. Je länger wir aushalten, um so weniger kann der Feind in unsere Heimat gelangen.« Wir hielten aus, und die Sowjets kamen nie bis in unsere geliebten Ardennen. Damit ersparten wir unseren Landsleuten all das unermeßliche Elend der Millionen Ostdeutschen, das wir auf deren furchtbarer Flucht hatten miterleben müssen. »Wer diese unsere letzte Opferbereitschaft für sinnlos hält«, hatte ich meinen Männern gesagt, »und sein Leben nicht weiter einsetzen will, hat jede Freiheit, zu gehen.« Es waren insgesamt bloß etwa hundert Mann, die das taten. Wir anderen wußten, daß jeder Kilometer, auf dem wir die Sowjets aufhalten konnten, dem Herzen des Westens die Freiheit, ja das Leben retten konnte. Deswegen kämpften wir auch in aussichtsloser Lage weiter wie unser am 26. Februar gefallener Kamerad Capelle. Er wurde noch nach seinem Heldentode zur Verleihung des Ritterkreuzes eingereicht.
Die Sorge um das Schicksal meiner Freiwilligen nach dem jetzt nur hinauszuzögernden, aber nicht mehr abwendbaren Zusammenbruch veranlaßte mich, eine Kampfpause an der Oderfront zu einem Spähtruppunternehmen ins nahe Berlin auszunützen. Ich wollte über Ribbentrops Auswär-

tiges Amt vom Internationalen Roten Kreuz oder einer sonstigen neutralen Instanz erfahren, welches Schicksal die Angehörigen meiner Division zu erwarten hätten, sollten sie in angloamerikanische Kriegsgefangenschaft geraten. Die Antwort war befriedigend: dasjenige jedes anderen Kriegsgefangenen, der nicht gegen die Haager Landkriegsordnung verstoßen habe. Das Gegenteil war leider richtig. Wer sich auf die von mir eingeholte Auskunft verlassen hatte, mußte ein schreckliches Schicksal erleiden. Die Alliierten lieferten diese Gefangenen der belgischen politischen Polizei aus, die sie furchtbar mißhandelte und wie gemeine Verbrecher in Gefängnisse und Konzentrationslager sperrte oder sie, was noch schlimmer war, den Sondergerichten überantwortete. Diese fällten Hunderte von Todesurteilen und steckten mehrere Tausend zehn Jahre und länger hinter Gitter.
Ich hätte mich eigentlich durch die über Ribbentrop eingeholten internationalen Auskünfte nicht täuschen lassen dürfen, denn mein eigener Bruder Eduard war ja, wie bereits erwähnt, am 8. Juli 1944 von den gleichen »Patrioten« des belgischen »Widerstandes« ermordet worden, die die Sieger ein Jahr später als Richter und Kerkermeister für ihre unterlegenen Landsleute einsetzten. Man hatte ihm, einem friedlichen und völlig unpolitischen Apotheker in unserer Heimatstadt Bouillon, im Beisein seiner beiden kleinen Töchter fünf Kugeln heimtückisch in Rücken und Genick gejagt.
Die gleichen Verbrecher fielen nach dem alliierten Sieg über meine damals siebenundsiebzigjährige Mutter her, mißhandelten sie und sperrten sie unter erniedrigenden Umständen mit Huren und anderem Gesindel in die gleiche Zelle. Sie starb zwei Jahre später in demselben schreck-

lichen Kerker, ohne jemals einem Richter vorgeführt worden zu sein. Ihr einziges Verbrechen war es gewesen, mir das Leben geschenkt zu haben. Dabei war sie es, der 50 belgische Partisanen ihr Leben verdankten. Die deutsche Militärpolizei hatte die Terroristen, unter denen sich sehr wahrscheinlich auch die Mörder meines Bruders befanden, ohne das geringste Zutun unserer Familie ergriffen und dem Militärbefehlshaber zwecks Vollzugs geeigneter Vergeltungsmaßnahmen überstellt. Als meine herzensgute und tief gläubige Mutter davon erfuhr, beschwor sie mich, die Geiseln zu retten. Ich setzte mich für sie zunächst bei General v. Falkenhausen und dann bei Hitler selbst ein, bis alle 50 Geiseln frei waren. Trotzdem mußte meine Mutter im Gefängnis sterben. Mein Vater, dem man das gleiche Schicksal bereitet hatte, überlebte sie nur um zwei Monate. Meine Frau, Mutter unserer sechs Kinder, die sich mit dem jüngsten auf dem Arm in die Schweiz hatte retten können, wurde gefangengenommen, ausgeliefert und von den »Rächern« sechs lange Jahre eingekerkert.
Als hätte ich etwas von diesen Unmenschlichkeiten geahnt, riskierte ich – am Vorabend des Führergeburtstages von 1945 – einen weiteren Ausflug in die frontnahe, vom Feind schon fast eingeschlossene Reichshauptstadt. Ich konnte dabei in den Besitz von etwa tausend Ausweisen für Fremdarbeiter gelangen, die nur noch mit Foto und Unterschrift des Inhabers versehen zu werden brauchten, um meinen Soldaten, wenn sie im Ernstfall ihre Uniform gegen bescheidenes Zivil zu vertauschen haben würden, das Leben zu retten. Ich händigte diese Ausweise am Morgen des 30. April meinen Einheitsführern zur Weiterleitung im Notfall an ihre Untergebenen aus. Die tausend Ausweise reichten für uns Überlebende der Division *Wallonien*, in

der Zehntausende tapferer junger Europäer gekämpft hatten, zuletzt sogar noch in den Trümmern der Reichshauptstadt.
In Lübeck erwischte ich Reichsführer SS Heinrich Himmler nicht mehr. Aber bei dem dort vorübergehend liegenden Stab des Großadmirals Dönitz erfuhr ich eine weitere erschütternde Neuigkeit. Einer seiner engsten Mitarbeiter zog mich beiseite und flüsterte mir zu: »Morgen wird der Tod des Führers bekanntgegeben!«[1] Auf dem Gefechtsstand Himmlers traf ich diesen zwar nicht an, erhielt aber doch die erbetenen Befehle für unsere Division. Hier wurde mir auch die Nachricht vom Tode des Führers bestätigt. Meine Jagd auf Himmler hatte schließlich Erfolg. In Malente, der entzückenden kleinen Ortschaft der Holsteinischen Schweiz, konnte ich ihn wenigstens ganz kurz sprechen. Er war liebenswürdig wie immer. Ich bewunderte seine Kaltblütigkeit in diesen doch besonders für ihn entsetzlich schweren letzten Tagen des Dritten Reiches. Ich sollte – so sein Ratschlag, da man ja nach Hitlers Tod nicht mehr von Weisungen oder Befehlen sprechen könne – versuchen, nach Dänemark zu gelangen, um dort die Reste meiner Division zu sammeln.
Da gab es nichts mehr zu sammeln. Am 4. Mai gelangte ich nach Kopenhagen, wo die Engländer am 5. Mai landeten. Ich entwischte ihnen nur um Haaresbreite. Mit einem der letzten noch operierenden deutschen Minenräumboote kamen wir durch den minenverseuchten Skagerrak nach Norwegen. Am 7. Mai wurde die Kapitulation der Deutschen Wehrmacht in Reims unterschrieben. Der Krieg war aus. Auch für mich. Ehe die Alliierten am nächsten Mor-

---

[1] *Die verlorene Legion*, S. 475.

wurden wir mit unseren eisernen Ketten in Zellenwagen gestopft und nach Abbeville geschafft, wo dann das bereits geschilderte Massaker stattfand, dem ich allein entrann. Ich möchte mich hier nochmals bei meinen französischen Lesern dafür entschuldigen, daß ich über all diese Scheußlichkeiten – nach manchem Geschmack vielleicht etwas zu ausführlich und zu deutlich – berichte, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben. Und wenn heute in Frankreich noch immer – und besonders gehässig – von angeblichen oder wirklichen Kriegsverbrechen gesprochen wird, die von Angehörigen anderer Nationen begangen oder doch geduldet wurden, gebieten es die Ehrlichkeit und der Anstand, auch die Verbrechen nicht zu leugnen, sondern zu verurteilen, die dort geschahen.
Und sie geschahen nicht nur in Dünkirchen, Lille und Abbeville, sondern auch in Rouen, der nächsten Station meiner Verschleppungs-Odyssee, und an vielen anderen Orten. Bei Transport und Einlieferung in das Gefängnis von Rouen hatte man die Sicherheitsmaßnahmen noch dadurch verstärkt, daß mir nicht nur die Beine mit Ketten und Kugeln, sondern auch der sonstige Körper dadurch nahezu bewegungsunfähig gemacht wurde, daß man eine Eisenstange an die Handgelenke und Ellenbogen der über der Brust verschränkten Arme kettete. Diese auf die Dauer unerträgliche Haltung wurde nicht einmal zu den wichtigsten körperlich-hygienischen Verrichtungen gelockert. Im Gegenteil machten sich die Wachposten, wenn ich einen entsprechenden Wunsch äußerte, einen Spaß daraus, mir zuzurufen: »Du mußt mal? Na, denn mal los!«
Von Rouen ging es nach Evreux und weiter ins Gefängnis von Lisieux, wo wir mit deutschen Kriegsgefangenen, aber auch französischen Deserteuren zusammengesperrt wur-

Masse des Volkes verloren. Wenn sich der Faschismus nach dem Ersten Weltkrieg wie ein Seeungeheuer aus den Wellen des Unmuts breiter Volksmassen erheben konnte, so nur weil der Sozialismus, dem diese sich einst begeistert zugewendet hatten, sie enttäuscht, ja verraten und sich in einen verknöcherten Apparat ohne Herz und ohne Seele verwandelt hatte.
Nur so ist das Wunder vom 28. Mai 1940 zu verstehen, wie ich das lautlose Verschwinden der in Belgien herrschenden Sozialistischen Partei beim deutschen Sieg im Westen nennen möchte. Henri de Man, der 1937 anstelle des alten Vandervelde zum Ersten Vorsitzenden der Belgischen Arbeiterpartei gewählt worden war, konnte sie nur drei Jahre später mit einem einzigen Federstrich auflösen, ihre Gewerkschaften gleichschalten wie die »Deutsche Arbeitsfront« des Dr. Ley im Dritten Reich, ihre Presse in eigene Regie nehmen, ohne daß die von ihm geführten Massen rebellierten oder auch nur den geringsten Widerspruch hören ließen. Das war nur möglich, weil dieser Sozialismus, in Belgien wie in ganz Europa, schon längst infolge Altersschwäche eines natürlichen Todes gestorben war, ohne daß sich seine Anhänger darüber Rechenschaft gegeben hätten.
Das »Wunder«, wie wir das lautlose Verschwinden des Sozialismus in Belgien am 28. Mai 1940 genannt haben, war kein Wunder. Es war auch kein Gewaltakt, sondern eine ganz logische, ja naturnotwendige Entwicklung. Als Henri de Man sich an diesem Tag mit seiner vom König gebilligten Proklamation als National-Sozialist bekannte, tat er es, weil er sich auch vorher schon als solcher gefühlt hatte. Er brauchte sich bei seinem Bekenntnis nicht zu verrenken oder schon gar nicht zu schämen. Er war ehr-

Jetzt griff unser Flugzeugführer zu einem in solchen Notfällen beliebten Trick. Er ging im Sturzflug herunter, um die letzten Tropfen Sprit aus den Tanks in die Motoren zu pressen. Da entdeckte ich im ersten fahlen Dämmerlicht unter uns einige mit roten Ziegeln gedeckte große Dächer. Das war San Sebastian, der große Badeort an der Biskaya, gegenüber von Biarritz – auf der spanischen Seite der Pyrenäengrenze. Hier regierte schon Franco. Den feindlichen Häschern waren wir entgangen. Aber gerettet waren wir noch nicht. Wir mußten ja erst landen.

Ein neuer Glücksfall. Es war Ebbe. Den Kai entlang zog sich ein 20 Meter breiter Sandstreifen. Wir setzten auf. Aber ein riesiger Felsen versperrte uns die improvisierte Landebahn. Der Flugzeugführer zog das Fahrgestell ein, um mit dem ganzen Rumpf der Maschine zu bremsen. Es riß unser Flugzeug auseinander. Ich sah einen der Motoren mit einem Feuerschweif wie einen Komet davonfliegen. Der Rest raste ins Meer. Uns stand das Wasser buchstäblich bis zum Hals. Aber wir lebten! Wie schön ist das Leben!

Im Militärhospital San Sebastian, wo man mich mit fünf Knochenbrüchen eingeliefert hatte, schrieb ich, nachdem mir einige Wochen später die Gipsverpackung abgenommen worden war:

»Die Geschichte wägt das Verdienst der Menschen. Über alle irdischen Unvollkommenheiten hinweg hatten wir unsere Jugend rückhaltlos geopfert. Wir hatten für Europa, seinen Glauben und seine Kultur gekämpft. In Aufrichtigkeit und Opferbereitschaft waren wir bis zum Ende treu geblieben. Früher oder später muß Europa und die Welt die Gerechtigkeit unserer Sache und die Reinheit unserer Hingabe anerkennen.

Denn der Haß stirbt ... Aber alles Große ist ewig.«

gen landeten, flog ich mit dem zweimotorigen Heinkel-Fernaufklärer, den Speer mit kompletter Besatzung und Kraftstoff für 2150 km stehengelassen hatte, davon. Mein Ziel, die spanisch-französische Grenze, lag 2300 km entfernt. Würde ich es erreichen? Ich vertraute auf mein Glück, das mich in den knapp 40 Jahren meines bisherigen Lebens auch in den heikelsten, ja aussichtslosen Situationen nie im Stich gelassen hatte.
Schon zwischen den Küsten Englands und des europäischen Festlands gerieten wir in heftiges Flakfeuer. Über Frankreich ging unsere bewunderungswürdige Besatzung mit der Maschine bis auf wenige Meter herunter, um Radar, Scheinwerfern und Abwehrfeuer zu entgehen. In Paris, das wir gegen drei Uhr morgens überflogen, wurde der Sieg gefeiert. Niemand nahm von uns Kenntnis. Wir wollten auch niemanden etwas zuleide tun, obwohl wir bewaffnet waren. Wir wollten in die Freiheit. Noch ehe der Morgen dämmerte, begannen die Motoren unserer Heinkel zu bocken. Der Kraftstoff ging zur Neige. Wir fürchteten schon, in der Dunkelheit über das offene Meer geraten zu sein. Aber dann entdeckte ich unter unseren Flügeln die glitzernden Fluten der Gironde. Von Bordeaux waren es nur noch etwa 200 km Luftlinie bis zur spanischen Grenze. Unser Kraftstoff hätte jetzt eigentlich schon zu Ende sein müssen. Wir verloren an Höhe. Wir beschlossen, falls wir notlanden müßten, ehe das Ziel erreicht war, unser Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Wir starrten wie fasziniert auf den Kraftstoffmesser. Sein Zeiger hatte schön längst die rote Warnmarke überschritten. Aber es war wie so oft auch im Auto. Er zeigte nicht ganz richtig an. Er irrte sich – zu unseren Gunsten.